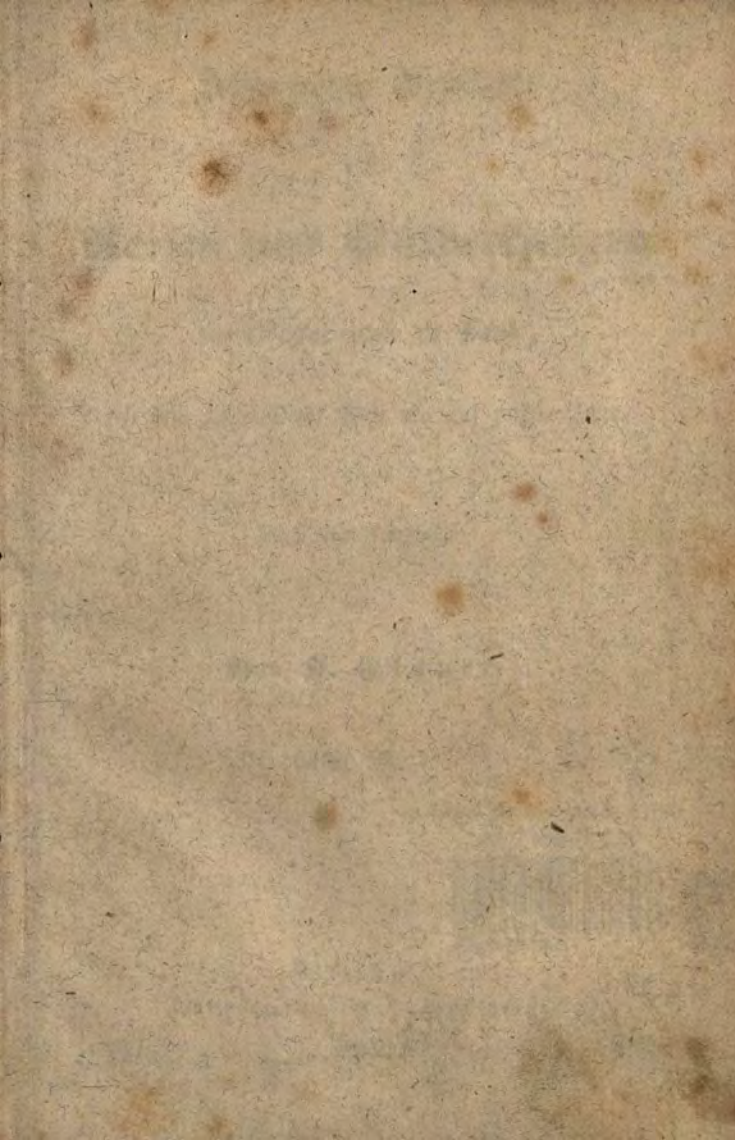


27947 [1:2]

A

Bsb. A.

48.



loch

7143

Allgemeine Geschichte

der



Reisen und Entdeckungen

zu Wasser und zu Land,

porukin

seit dem Anfang der Welt bis auf unsere Tage.

Nach dem Englischen

von

Dr. S. Eisner.

Erster Band.

CBGiOŚ, ul. Twarda 51/55
tel. 22 69-78-773



Wa5153704

Stuttgar.

Hallberger'sche Verlags-handlung.

pedyore nauk, 1842.
storia

kol-



27947 [7:2]



ZBIORNICA
Kolegizbiorów
Zabezpieczonych

MH-47281/TMK

Erster Band.

Zweite Abtheilung.

Geographie des Mittelalters.

Zweites Buch.

Geographie des Mittelalters.

Erstes Kapitel.

Die Araber.

Römische Reisebeschreibungen. — Peutinger's Karte. — Cosmas der Indiensfahrer. (Indicopleustes.) — Erklärung der Wörter Sint und Hindu. — Die Tsünigä. — Die Araber. — Ihre Eroberungen und ihr Handel. — Die ersten Reisenden in China. — Erziehung der Chinesen. — Ihre Hafen-Verordnungen. — Erstmalige Erwähnung des Thees. — Die Chinesen als Menschenfresser. — Die Fremden in China. — Canfu. — Verschiedene Benutzungen des Cocosbaumes. — Die indischen Könige. — Das Einhorn. — Sogdina. — Die Alanen. — Die Khasaren. — Fossiles Elfenbein von Bulgarien. — Handel der Araber mit dem europäischen Norden. — Arabische Kolonien im Innern Afrika's. — Die Königreiche Ghana und Loicur. — Der Lamsan. — Die Ziegen und Bac = Bac. — Die ewigen Inseln. — Andere Inseln des Schatten = Meers. — Reise der Almegrurim.

Das Zeitalter des Ptolemäus kann man als diejenige Epoche betrachten, in welcher die Geographie

der Alten ihre höchste Stufe in Beziehung auf Genauigkeit und Umfang erreicht hat. Die Unordnungen, welche bald nachher im römischen Reiche ausbrachen, die häufigen Wanderungen der nördlichen Völker, und die Einfälle der Hunnen und Gothen gaben Europa ein völlig verändertes Ansehen. Von da an wird es immer schwerer, einige bestimmte Notizen mitten in den Umwälzungen aller Art, welche so wichtige und so zahlreiche Veränderungen mit sich führten, zu sammeln.

Indessen wurde die Geographie noch in der römischen Welt angebaut, und es sind Abhandlungen und Reisebeschreibungen auf uns gekommen, welche für die Kritik Interesse haben, welche aber, von einem allgemeinen und höhern Standpunkt aus betrachtet, kaum von Wichtigkeit sind. Die römischen Reisebeschreibungen trennen sich in zwei große Abtheilungen, in *Itineraria picta* und *annotata*, oder in gezeichnete und in geschriebene. Die letztern enthalten einfach die Namen der Stationen und der bedeutendsten Orte, mit ihren beziehungsweise Entfernungen von einander, ohne daß sie in weitre Einzelheiten eingingen. Die gezeichneten Reisebeschreibungen waren bei weitem vollständiger, auf ihnen waren alle großen Straßen mit Namen, Größe, Bevölkerung, Bergen und Flüssen jeder Provinz, wie auch die benachbarten Meere angegeben. Aber keines dieser Denkmäler der römischen Wissenschaft gibt Kunde von der Anwendung der Mathematik auf die Geographie. Nie erhält man durch wissenschaftliche Berechnung die Entfernung eines Punktes von einem andern; man mißt sie ab, Schritt für

Schritt, so zu sagen, oder vermittelst der Breite, (der Entfernung eines Orts vom Aequator). Plinius beklagt sich bitter über die Ungenauigkeit dieser Maße. Die bemerkenswerthesten geschriebenen Reisebeschreibungen, welche auf uns gekommen, sind die des Antoninus, deren Zeit zu bestimmen schwer hält, und die von Jerusalem (Itinerarium Hierosolymitanum), ein Bruchstück, das eine sehr ins Einzelne gehende Beschreibung des ganzen Weges von Bordeaux bis in diese Stadt enthält.

Was die gezeichneten Reisebeschreibungen anbelangt, so besitzen wir heut zu Tage noch ein schönes Abbild von einer derselben in der kaiserlichen Bibliothek in Wien, welches gestochen und unter dem Titel der Karte des Peutinger (tabula peutingiana) veröffentlicht wurde. Einige Gelehrte setzen die Entstehung dieser Tafel bis ans Ende des vierten Jahrhunderts zurück: andere aber, und ihre Gründe sind vielleicht stichhaltiger, bemühen sich, den Beweis zu liefern, daß ihr Ursprung mit dem Regierungsantritt des Kaisers Severus, oder dem Jahr 230 der christlichen Zeitrechnung zusammenfalle. Aller Wahrscheinlichkeit nach wurde sie mehr als einmal mit Abänderungen und Zusätzen veröffentlicht, so daß dieselbe nicht mehr eigentlich als geographisches Denkmal einer bestimmten Epoche betrachtet werden kann. Die Copie, welche wir noch von derselben besitzen, gilt für eine Arbeit aus dem dreizehnten Jahrhundert, und führt ihren Namen von Conrad Peutinger, einem Augsburgerischen Patrizier, welcher einer ihrer alten Eigen-

thümer war und sie mit einem gelehrten Commentar bereicherte. Der Anfang der Peutinger'schen Karte ist verloren gegangen und es fehlen Spanien, Portugal und der Osten von Afrika, so daß von dieser Seite nichts mehr vorhanden ist, als die südöstliche Spitze von England. Als Entschädigung hiefür besitzen wir die ausgedehnteste Ansicht von Asien, so weit den Römern selbst dieser Welttheil gegen Osten bekannt war: das Land der Seres, die Mündung des Ganges, die Insel Ceylon, die sich nach der Meinung der Alten von Westen gegen Osten ausdehnte, sammt den selbst bis ins Herz von Indien aufgezeichneten Wegen. Aber die auf dieser Karte angegebenen Länder sind nicht nach ihrer geographischen Lage, ihren gegenseitigen Gränzen und ihrer wahren Größe eingereiht. Man hat sie willkürlich nach einander von Westen nach Osten geordnet, ohne im Mindesten weder auf ihre Form, noch Länge, noch Breite, wie sie andere Geographen bestimmen, Rücksicht zu nehmen. Die Karte des Peutinger ist etwa 21 Metre lang und bloß 32 Centimeire breit. Außer den großen Straßen, welche diese Arbeit zu ihrem speziellen Gegenstand gemacht zu haben scheint, sind die großen Gebirge, der Lauf der Hauptflüsse, die Seen, die Umrisse der Küsten und die Namen der wichtigsten Provinzen und Völker gleichfalls angegeben.

Mit dem Handel gewinnt nothwendig auch die Schifffahrt einen Aufschwung. Der Luxus und die Verschwendung der Römer nahmen fortwährend und lange Zeit noch zu, nachdem der politische Verfall ihres Reiches mehr und mehr offenkundig und beunruhigend

geworden war. So erweiterte sich auch von Jahr zu Jahr ihre Kenntniß von Indien, dem Lande, welches sie mit den köstlichsten Leckereien versah. Um sich davon zu überzeugen, genügt es, einen Blick auf die Topographie der christlichen Welt, welche zu Anfang des 16ten Jahrhunderts von Cosmas, einem ägyptischen Mönche, verfaßt ist, zu werfen. Von dieser Arbeit erhielt er den Beinamen Indico-pleustes oder der Indienfahrer, obgleich, und vielleicht mit Recht, bezweifelt wird, daß er je eine ähnliche Reise in der That gemacht hat.

Cosmas schrieb sein Werk vorzüglich, um die nach seiner Ansicht abscheulichen und gotteslästerlichen Meinungen derer zu widerlegen, welche der Erde die Gestalt einer Kugel beilegen. Folgt man seiner Behauptung, so ist die Erde eine ungeheure länglichte Ebene, die von einer unermesslichen Mauer, welche das Firmament oder die azurne Wölbung des Himmels trägt, umgeben ist; die Aufeinanderfolge der Tage und Nächte wird einem großen Gebirge zugeschrieben, welches im nördlichen Theile der Erde liegt und hinter welches die Sonne jeden Abend schlafen geht. Verlangt man zahlreiche und anerkannte Autoritäten, welche diese Sätze unterstützen? Wie alle Systems-Fabrikanten, hat auch Cosmas deren eine gute Anzahl und er weist aufs deutlichste nach, daß seine Theorie allein sich mit der Sprache der heiligen Schrift und der der alten griechischen Dichter vereinbaren läßt.

Einige Thatsachen, welche der ägyptische Mönch anführt, scheinen zu beweisen, daß zu seiner Zeit die

Römer und Griechen ihre Handels-Expeditionen über die Küste von Malabar hinaus ausdehnten. Ceylon wurde von den Indiern Sieladiba oder Insel des Siela genannt, ein Wort, das sich der neuen Bezeichnung ziemlich nähert. „Indien,“ sagt er ferner, „ist von Persien durch den Indus oder den Phison getrennt.“ Diesen letztern Namen mag er von den Arabern, welche die Flüsse im Allgemeinen damit bezeichnen, entlehnt haben; aber das Wort selbst ist eigentlich indischen Ursprungs und gleichbedeutend mit Phasis oder Fasis, das man in Ceylon, Colchis, Armenien und im Lande des Oxus oder Gihon gebraucht, um einen Fluß zu bezeichnen. Die Hindu — und es mag von Nutzen seyn, dieß im Vorbeigehen zu bemerken — nennen den Indus Sint, ein Wort, das ebenfalls Fluß bedeutet, und der Name Sindia, welcher der Gegend um die Mündungen des Sint oder Indus gegeben wird, bezeichnet gleichfalls das Delta oder das Flußland. Die zufällige Ähnlichkeit der Wörter Sint und Hindu hatte die Verkehrung des erstern zur Folge, eine Verkehrung, welche zahlreiche Irrthümer in geschichtlichen Forschungen verursachte. Die Hindu oder Indu leiteten ihren Volksnamen von Indoo, soviel als Mond, ab, wie wenn sie von diesem Sterne abstammten. So bizarr uns gegenwärtig diese Bezeichnung: Volk des Mondes scheinen mag, so wurde sie doch im Alterthum nicht nur von den Hindu, sondern auch von den größten Völkern Central-Asiens angenommen. Die Pandu, von den römischen Geschichtschreibern Pandiones genannt, und die Chandra, zwei der ältesten und

berühmtesten indischen Regentenhäuser, waren, wie dieß ihre Namen anzeigen, Kinder der Sonne und des Mondes.

Cosmas unterscheidet in Hindostan zwei Menschenrassen. „Vergleicht man sie mit einander,“ sagt er, „so hat die im Norden eine weiße Hautfarbe.“ Aber anstatt der Rasse der Schwarzen den für sie allgemein angenommenen Namen Aethiopier zu geben, führt er die andere Rasse mit dem weißen Teint, welche im Norden wohnt, unter dem der Hunni auf, eine Bezeichnung, von der man schwer Rechenschaft geben kann. Unter den verschiedenen Stellen seines Buchs, welche beweisen, daß die Schifffahrt sich weit in den Orient hinein erstreckte, gedenken wir namentlich auch derjenigen, welche von den Sinitzä oder Chinesen handelt, deren Reich, an den äußersten Gränzen des Orients gelegen, von Ceylon durch das Meer ebenso weit entfernt sey, als dieses von Aegypten.

Aber der Handel der Römer oder der griechischen Kolonien in Aegypten mit Indien dauerte nicht lange. Im siebenten Jahrhundert erhob sich plötzlich eine neue Macht, welche alle directen Verbindungen zwischen dem Orient und Europa unterbrach. Die Nachfolger Mohameds dehnten ihre Herrschaft und ihren Glauben auf einen größern Theil der Erdoberfläche aus, als je Rom in den Gränzen seines ungeheuern Reichs, in den glänzendsten Zeiten seines Glückes eingeschlossen hatte; Alles, was von der alten Civilisation noch übrig war, wurde von den Arabern verschlungen.

Die Geographie wurde natürlich in diesen weiten Ländern eine gangbare Wissenschaft, und die Araber

warfen sich auf sie mit einem außerordentlichen Eifer. Sie hatten auf ihrem Wege Alles erobert von Spanien bis Indien, vom Innern Afrika's bis an die Ufer der caspischen See. Die Pilgerschaft nach Mekka, welche ihnen ihre Religion vorschrieb, stachelte noch jene außerordentliche Leidenschaft für Reisen, welche man bei allen Völkern findet. Ihre Ueberlegenheit in den Künsten des Krieges und der Civilisation, welche sie mehrere Jahrhunderte behaupteten, machte sie in Verbindung mit der ungeheuern Ausdehnung ihrer Besitzungen zu Herrn eines ungeheuren Handels. Im Allgemeinen waren sie jedoch furchtsame Schiffer, und begnügten sich, längs der Küsten hinzufahren. Auch hatte ihr Seehandel bei weitem nicht dieselbe Wichtigkeit, wie der der Karawanen auf dem festen Lande, welcher sich in drei große Nester theilte. Der erste dieser Nester setzte Aegypten und die Barbarei mit dem Innern von Afrika durch die große Wüste in Verbindung: man kaufte von den Negern Elfenbein, Sklaven und Goldstaub mit einem den Gefahren der Reise gleichkommenden Vortheil; der zweite führte durch Persien in das Land Cachemir und nach Indien, oder durch die großen Steppen der Tartarei bis an die chinesischen Gränzen; der dritte endlich zog sich gegen Norden, ging durch Armenien, Derbend und die westlichen Ufer des caspischen Meers, und endigte in Astrachan, in Rußland, Bulgarien und bei den andern Völkerschaften des nördlichen Europa.

Den geographischen Arbeiten der Araber fehlt jener Geschmack und philosophische Geist, welcher auf eine so

einzigste Art die übrigen Erzeugnisse eines Volkes charakterisirt, das mehrere Jahrhunderte lang dem Studium der Wissenschaften sich gewidmet hat. Masjudi, der Verfasser einer allgemeinen Geschichte, welche im Jahre 947 unter dem Titel: Die Goldwiesen und die Edelstein-Minen veröffentlicht wurde, beginnt damit, die Erde mit einem Vogel zu vergleichen, dessen Kopf Medina und Mekka, dessen rechten Flügel Persien und Indien, dessen linken das Land Gog, und dessen Schwanz Afrika bilde. Er nimmt das Vorhandenseyn einer Welt an, welche der unsrigen gegenübersteht, und in einem andern Theile des Universums gelegen ist; auch glaubt er, daß die von uns jetzt bewohnte Erde von den Gewässern abwechselungsweise bedeckt war, indem diese bald von der einen bald von der andern Seite darüber hinsfloßen.

Man kann die Geographie der Araber in ihrer Entfaltung nicht mit derselben Genauigkeit verfolgen, wie die der Griechen oder der Römer. Der bizarre Mangel an Zusammenhang ihres orientalischen Styls und ihre Vorliebe für Arbeiten, die in Gestalt von Wörterbüchern, welche Form sie fast allen ihren geographischen Schriften geben, abgefaßt sind, machen es sehr schwierig, wo nicht ganz unmöglich, eine chronologische Geschichte ihrer Kenntnisse zu geben. Wir begnügen uns daher auch, in diesem Kapitel mit großen Zügen die Geographie eines Volkes zu entwerfen, das so lange der Hauptvermittler der Beziehungen war, welche zwischen den von einander entfernten Völkern bestanden, und welche, wenn sie gleich zuweilen der Aufmerksamkeit und den Forschungen der Geschichte entgehen

können, doch immer wichtige politische Resultate hervorbringen.

Der bedeutendste der arabischen Geographen ist Edrisi oder Eldrisi, eine in gewisser Beziehung geheimnißvolle Person, denn jeder Umstand in seinem Leben hat Streit unter den Gelehrten veranlaßt. Er schrieb am Hofe des Königs Roger von Sicilien im Jahre 1153 eine Arbeit unter dem Titel: Reisen eines Neugierigen in die Ferne, um die Wunder der Welt auszukundschaften. Von diesem Werke ist eine unvollkommene Uebersetzung unter dem Titel: Geographia Nubiensis vorhanden. Dieses seltne Buch enthält eine vollständige Beschreibung der ganzen Welt, wenigstens der bekannten, aller Länder, aller ihrer Städte und ihrer natürlichen und politischen Besonderheiten. Aber Edrisi befolgt in dieser Beschreibung keine der Methoden, an welche wir gewöhnt sind, sondern verfährt nach seiner eignen. Die Erde theilt er in sechs Klimata ein, welche sich vom Aequator nach Norden bis zu dem Punkte erstrecken, über den hinaus die Kälte, wie man annimmt, Alles unbewohnbar macht. Jedes Klima selbst ist durch senkrechte Linien in elf gleiche Theile getheilt, welche an der westlichen Küste Afrika's anfangen und bei der östlichen Küste von Asien endigen. So besteht die Erde aus siebenundsiebzig gleichen Quadraten, ähnlich den Feldern eines Schachbrettes.

Edrisi beginnt dann seine Arbeit mit der ersten Unterabtheilung des ersten Klimas, welche den westlichen Theil des Mittelpunkts von Afrika enthält, und rückt dann gegen Osten vor, indem er nach einander durch die

andern Abtheilungen dieses Klima kommt, bis zum Meere von China, das ihm zur Gränze dient, dann kehrt er zum ersten Theil des zweiten Klima zurück und setzt seinen Weg auf die angegebene Weise fort, bis er endlich mit dem elften Theile des siebenten Klima, welches im äußersten Nordosten Asiens liegt, endigt.

Die Nachtheile einer solchen Methode sind leicht begreiflich. Statt jede Region, oder wenigstens jedes Land, das den nämlichen physischen Charakter zeigt, abge sondert für sich zu beschreiben, trennt sie Edrißi auf rein mechanische Weise in Abschnitte, welche in mehreren abgetrennten Theilen seines Werkes beschrieben werden. Diese Art der Behandlung gibt natürlich keinen allgemeinen Ueberblick über irgend eine größere Gegend der Erde.

In einem summarischen Entwurfe der Weltbeschreibung stellt der arabische Geograph die Erde als eine Kugel dar, deren Regelmäßigkeit nur durch die Gebirge und die Thäler auf ihrer Oberfläche unterbrochen ist. Er nimmt das System der alten Schulen an, welche eine heiße, unbewohnte Zone voraussetzen; da er aber Gegenden kannte, die obgleich südlich vom Wendekreise gelegen, doch stark bevölkert waren, so setzt er den Anfang dieser Zone bis an die Aequinoctiallinie zurück. Ueber dieser draußen, sagt er, gibt es weder Pflanzen noch Thiere, die Hitze macht die Erde unfruchtbar. Aus demselben Grunde kann die Erde in seinem Systeme bloß bis zum 64. Grad nördlicher Breite bewohnbar seyn; über diesen hinaus ist Alles mit Eis und ewigem Schnee bedeckt.

Edrißi gibt den Umkreis der Erde auf 11,000

Stunden an, und bezieht sich auch auf die Berechnung des Hermes, der 12,000 dafür fand. Er nimmt die eingeführte Eintheilung von 360 Graden an, bemerkt aber zugleich, daß in Betracht der für die Erdbewohner bestehenden Unmöglichkeit, die Aequinoctiallinie zu überschreiten, die bekannte Erde nur eine einzige Halbkugel bildet, die halb aus Erde und halb aus Wasser besteht, und daß der größte Theil dieses Wassers dem großen Meere angehört, das die Erde in einem fortlaufenden Kreis nach Art einer Zone umgibt, und in dessen Mitte die Erde wie ein Ei in einem Bassin schwimmt. Der einzige einigermaßen bekannte Theil dieses Meeres war der atlantische Ocean, welchen man das Meer der Finsterniß hieß. Einen andern Theil, der die nordöstliche Küste Asiens bespülte, nannte man das Meer der tiefen Finsterniß, weil das traurige Klima des Landes die Dunkelheit noch dichter machte, welche nach der Meinung der Araber beständig über dem Ocean schwebte. Außer dem großen Meere oder dem Ocean zählt Edrisi noch sieben andere kleinere, nämlich das rothe Meer oder den arabischen Meerbusen, das Meer von Damaskus oder das mittelländische, das grüne Meer oder den persischen Meerbusen, das Meer von Pontus oder das schwarze, das Meer von Benedig oder das adriatische, und das Meer von Georgien oder Dailen, mit welchem Namen er ohne Zweifel das caspische Meer bezeichnet.

Die Araber haben das Verdienst, einige werthvolle Fragmente der Alten aufbewahrt zu haben. Die folgende Stelle von Caswini spielt auf ein Prinzip der allgemeinen Anziehung an, das zwar noch nicht die Schwerkraft

Newton's aber ein eben so glücklicher als kühner Versuch der spekulativen Philosophie ist. Bei den Alten, sagt er, behaupteten einige Schüler von Pythagoras, die Erde drehe sich unaufhörlich und die Bewegung der Gestirne werde nur durch die Umdrehung der Erde sichtbar und hervorgebracht. Andere sagten, sie sey mitten im All und in gleicher Entfernung von allen Punkten des Raumes aufgehängt, und das Firmament ziehe von allen Seiten so, daß ein vollkommenes Gleichgewicht erhalten werde; denn so wie der Magnet das Eisen anzieht, eben so, sagten sie, hat das Firmament die Eigenschaft, die Erdkugel anzuziehen, welche in allen Richtungen von gleichen Kräften gehalten, im Mittelpunkt des Raums hängen bleibt. Es ist sonderbar, daß die Araber, welche ähnliche Theorien mit Interesse lasen, wenig Fortschritte in den spekulativen Wissenschaften machten.

Arabische Kaufleute und Gesandte besuchten China in sehr früher Zeit. Von der Regierung Walids an, von 704 — 715, kamen Gesandte dieser Nation, reiche Geschenke überbringend, nach China durch Casgar und die Ebenen der Tartarei. Später war die Straße von Samarcand zur Stadt Canfu sehr belebt, aber im neunten Jahrhundert wurde dieses noch wenig bekannte Land von zwei Reisenden besucht, von Wahab und Abuzaid, deren Erzählungen eine besondere Aufmerksamkeit verdienen. Wahab veröffentlichte die Beschreibung seiner Reise im Jahre 851. Was Abuzaid betrifft, so scheint er um 30 Jahre jünger als sein Reisegefährte gewesen zu seyn.

Diese Reisenden stellen die Chinesen als eine sehr

schöne Menschenrasse dar, welche in dieser Beziehung über den Indiern steht, mit schwarzen Haaren, regelmäßigen Zügen und überhaupt vieler Aehnlichkeit mit den Arabern. Sie fügen bei, daß dieses Volk Sommer wie Winter seidene Kleider trägt. Unter andern neuen Thatfachen erwähnt Bahab die nationale Erziehung der Chinesen, welche alle nach seiner Versicherung, welchem Stande dieselben auch angehören mögen, schreiben und lesen lernen. Zu diesem Zweck werden Schulen auf Staatskosten unterhalten. Indessen bemerkt er auch, daß die Chinesen keine Wissenschaft trieben, daß sie ihre Religion und selbst ihre Gesetze von den Indiern entlehnt haben, und daß sie selbst glauben, die Anbetung ihrer Götzen sey eine Ueberlieferung aus Indien, dessen Bewohner sie für sehr religiös halten.

Die in ihren Häfen getroffenen Anordnungen schienen unsern Mohamedanern besonders neu. Wenn die arabischen Kaufleute zu See nach China kommen, werden ihre Ladungen genommen und in Magazine geführt, wo kaiserliche Beamte die Bezahlung eines gewissen Eingangszolls, der im Verhältniß zum Werthe der Waaren steht, verlangen; diese Auflage, die unsern Zöllen so vollkommen ähnlich ist, wurde mit der strengsten Gerechtigkeit erhoben.

Der Kaiser behielt sich für seine Person die Einkünfte aus den Salzbergwerken vor, sowie die aus einer gewissen Pflanze, aus der man mit einer Mischung von heißem Wasser ein Getränk braute, und deren ungemein großer Verbrauch in allen Städten des Reichs ungeheure Summen einbrachte. Es war dieß ein Strauch, welchen

die Chinesen Sah nennen, er ist buschiger, als der Granatenbaum und von angenehmerem Geruch. Man goß siedendes Wasser über seine Blätter und trank den Absud davon. Man schrieb ihm die Tugend zu, daß er alle Krankheiten heile. Diese Einzelheiten beweisen den Gebrauch des Thees deutlich.

Durch ein sonderbares Zusammentreffen stimmen diese alten arabischen Reisenden in der Behauptung überein, die Chinesen hätten die Gewohnheit, ihre getödteten Verbrecher zu essen. Ihr Cannibalismus gleicht zwar nicht dem der wilden Völker, welche ihre Feinde zehren, um ihre Rache oder ihre wilden Leidenschaften zu befriedigen: sondern man gab bei ihnen die Leichname der Hingerichteten den Armen und Hungerigen zur Speise. So unbegreiflich auch diese Thatsache erscheint, so scheinen doch die chinesischen Annalen sie zu bestätigen; denn sie weisen nach, daß in Zeiten der Hungersnoth Menschenfleisch zu hohem Preise verkauft wurde, und daß es dann gefährlich war, nach Sonnenuntergang auszugehen, weil in allen Straßen Mörder sich aufhielten, bereit, alle ihnen in den Weg kommenden Personen anzuhalten und zu tödten.

Die Araber, welche diese barbarischen Gewohnheiten ohne Abscheu, ganz kalt aufzählen, sprechen mit Begeisterung von der unparteiischen und feierlichen Justizverwaltung in China. Ein mohamedanischer Cadi regierte zu Cansu; diese Thatsache berechtigt uns zu dem Schluß, daß im neunten Jahrhundert die in dieser Stadt ansässigen arabischen Kaufleute bereits eine ziemlich starke Gemeinde bildeten, und eine bemerkenswerthe Stelle der Erzählung Abuzaid's beweist die Wahrheit dieser Ver-

muthung. Der Reisende berichtet nämlich, daß wirklich im Jahre 877 Christlicher Zeitrechnung Cansu von einem rebellischen Häuptling belagert und erobert wurde, und daß dieser neben den übriggebliebenen Einwohnern auch 20,000 Muhamedaner, Juden, Christen oder Ungläubige, welche daselbst Handel trieben, umgebracht habe. „Man kannte,“ setzt er bei, „die Zahl der Unglücklichen, welche zu jeder dieser vier Religionen gehörten, genau, weil die Chinesen immer ein ganz genaues Verzeichniß aller Namen der Fremden, welche in ihrem Reiche wohnen, führen.“ Die hier bezeichneten Christen gelten im Allgemeinen für Abkömmlinge derer, welche man Sanct-Thomas-Christen nennt, und die sich auf der Küste von Malabar niederließen; aber es sind Gründe für die Annahme vorhanden, daß die ersten Christen, die man in China kannte, Nestorianer waren, welche dahin über Persien und durch die Wüste gelangt waren.

Cansu, von dem die arabischen und chinesischen Schriftsteller sprechen, war einst einer der größten und von den Ausländern besuchtesten Häfen China's. Er nahm die nördliche Seite einer Bucht und eines Becken an der Mündung des Kiang ein. Seit lange schon ist er versandet, und hat dadurch seine commerzielle Wichtigkeit verloren.

Die ersten arabischen Reisenden bezeichnen die Inseln Andaman als von Wilden bewohnt, welche rohes Menschenfleisch essen. Auch glaubt man, daß sie Sumatra unter dem Namen Lameru und Ramni beschreiben. Edrifi nennt diese Insel Soborma, und

zweifelsohne ist seine Insel Malai die Halbinsel Malacca. Al-Jauah oder Java genoss schon eines ziemlich großen Rufes durch seine reichen Gewürze und Vulkane, welche nach einer Ruhe von so vielen Jahren plötzlich in der Mitte des letzten Jahrhunderts wieder ausbrachen. Genauer aber kannte man Serendib oder Ceylan (Ceylon); die andern Araber des neunten Jahrhunderts beschreiben seine Edelsteinminen, seine Götzenbilder von massivem Gold und seine Versammlungen von Gelehrten weitläufig. Diese Letztern beschäftigten sich mit der Abfassung der Lebensbeschreibungen ihrer Propheten und heiligen Gesetze. Eine große Anzahl Juden und Manichäer bewohnte zu dieser Zeit Ceylan. „Ceylan,“ sagt Abuzaid, „wo die Reisenden, verführt durch die Schönheit dieses bezauberten Erdstrichs, der mit Bäumen und Laubwerk, mit Flüssen und Wiesen ganz besäet ist, und wo man eine so gesunde und reine Luft einathmet, zwei Monate verweilen; Ceylan, wo man für eine halbe Drachme ein Schaf kauft, wo um denselben Preis mehrere Personen ihren Durst stillen können mit einem Getränke, das aus Honig, der von dem ausgekochten Palmbaum gesammelt wird, besteht, und mit dem Tari, einem Saft, der von diesem Baume fließt, zubereitet wird.“

Abuzaid zählt auch in einfachen aber genauen und deutlichen Ausdrücken die verschiedenen Arten der Benutzungen auf, zu denen man im indischen Archipel, den Kokosbaum, dieses unschätzbare Geschenk der Natur, verwendet. „Es gibt,“ sagt er, „in Oman Leute, welche sich nach den Inseln begeben, wo diese Bäume

wachsen (die Lakkadivischen Inseln). Dort hauen sie mit Zimmermannsbeilen und andern Instrumenten dieser Art so viele Bäume um, als sie brauchen, lassen sie dürr werden, nehmen ihnen das Laubwerk ab, bereiten aus dem Reste einen Faden, womit sie die Bretter zusammenbinden, und bauen auf diese Art ein Schiff. Aus dem geründeten Stamm des Cocos-Baumes machen sie einen Mast; die Blätter dienen ihnen als Stoff zu Schleiern und die Rinde wird zu Strickwerk benützt. Ist das Schiff fertig, so beladen sie es mit Cocosnüssen, welche sie nach Oman führen und dort verwerthen. So liefert der Cocosbaum allein so viel Stoff für die Industrie, daß er hinreicht, nicht nur um ein Schiff zu bauen und auszurüsten, sondern noch dazu, um es zu beladen, wenn es fertig und bereit ist, unter Segel zu gehen.“

Unter den indischen Königreichen, welche die ersten arabischen Geographen aufzählen, ist das wichtigste das des Balhara oder Großherrn; denn die andern indischen Fürsten erkennen, wie man sagt, seine Oberhoheit an. Die Dynastie, welche diesen Titel führte, regierte ohne Zweifel über den westlichen Theil der Halbinsel, welcher zwischen den Ländern Nizam und Gubjerate liegt. Man behauptet noch, daß das Gebiet des Königs der Könige, wie sich auch der Balhara nennt, sich von Kamham (Concan) bis zu den Gränzen China's erstreckte. Wie dem auch seyn mag, so kamen seine Streitkräfte weder denen des Königs von Burat (heut zu Tage Behar), welcher vier Armeen, je zu 700,000 Mann, unterhielt, noch denen des Königs von Rahmi gleich, der mit

50,000 Elephanten ins Feld zog. Diese Berechnungen sind offenbar übertrieben. Das den schönen indischen Manufacturen übermäßig ertheilte Lob beruht auf festeren Grundlagen. Man fabrizirte Seidenstoffe von solcher Feinheit, daß ein aus diesem Stoffe gemachtes Kleid leicht durch einen Ring von mittlerer Größe ging.

Von allen Merkwürdigkeiten Indiens berührte keine die Einbildungskraft der Araber stärker, als „der berühmte Kardandan oder das Einhorn, welches auf der Stirne nur ein Horn hatte, auf welchem in einem runden Flecke das Bildniß eines Menschen gezeichnet war.“ Dieses außergewöhnliche Thier wird von ihnen kleiner als der Elephant dargestellt, und es gleiche vom Halse bis zu den untern Extremitäten einem Büffelochsen. „Ihre Hufe,“ setzt Wahab bei, „sind nicht gespalten, sondern bestehen aus einem Stück; ihr Fleisch ist nicht verboten, wir haben welches gegessen. Bildnisse von Menschen, Pfauen, Fischen zieren ihre Hörner ic. Die Chinesen besorgen die Einfassungen derselben, welche manchmal 2—300 Goldstücke ja mehr noch kosten, weil der Preis nach Verhältniß der Schönheit der Bildnisse steigt.“ Dieß sind die dem Anschein nach wahren und thatsächlichen Einzelheiten, welche die Araber über dieses Thier geben, das noch kein ausgezeichneter Europäer gesehen hat, an dessen Existenz aber noch jetzt, wie man sagt, in Indien geglaubt wird.

Die Beschreibung, welche die arabischen Geographen uns von den Staaten Central-Asiens hinterlassen haben, bildet die vollständigste Topographie, welche wir von diesen Gegenden besitzen. M a m a r e l =

nahr, oder das Land der großen Wasser, war die nördlichste Provinz, welche von den Nachfolgern Mahomed's unterworfen worden war. Sie faßte die Gegenden in sich, welche der Sihon und der Gihon, d. h. der Oxus und Tarartes bewässern; alle orientalischen Schriftsteller haben ein irdisches Paradies daraus gemacht, welches die ganze übrige Welt durch seine Schönheit, seinen Reichthum, seine Bevölkerung und die Gesundheit seines Klima übertrifft. „Wenn man in M-Sogd reist,“ sagt Ibn-Haukal, „so kommt man oft acht ganze Tage lang durch einen köstlichen Garten; auf allen Seiten sieht man Dörfer, üppige Getreidefelder, mit Früchten beladene Baumgärten, Wiesen und fließende Wasser, Kanäle und Seen, welche wie der letzte Pinselstrich sich ausnehmen, der auf dieses Gemälde des Fleißes und des Wohlstandes verwendet wurde.“ Er fügt noch bei, daß die Gastfreundschaft der Einwohner dieses Land eben so sehr auszeichnet, als seine natürlichen Schönheiten. Jede Stadt, ja jedes Dorf enthält Gasthäuser und Herbergen für die Karawanen, welche mit allen Gegenständen, deren die Reisenden benöthigt seyn könnten, reichlich ausgestattet sind.

Die Araber hatten ihre Eroberungen bald bis an den Fuß des Caucasus ausgedehnt; aber, obgleich anfangs bei ihren Beschreibungen eines Landes, wo die Natur den Fortschritten menschlicher Bildung furchtbare Hindernisse in den Weg gelegt zu haben scheint, viele Fabeln mit unterliefen, so unterhielten sie nichts destoweniger alsbald Handelsbeziehungen mit den im Norden und Osten des caspischen Sees ansässigen

Nationen. Nach Caswini war der Kaukasische Isthmus in 800 Bezirke eingetheilt, von denen jeder seine eigene, von den andern verschiedene Sprache sprach. Er beschreibt das Gebiet der Alanen als sehr groß und außerordentlich fruchtbar; das Land war mit Gärten und Dörfern besät, Feigen, Datteln und Kastanien gediehen dort in unglaublichem Ueberfluß und wurden in alle Theile der Welt verkauft. Die Alanen wurden nicht durch ein Volks-Oberhaupt oder einen König regiert; jeder kleine Stamm hatte seinen eigenen Anführer.

Abuzaid, welcher im neunten Jahrhundert in China reiste, scheint geglaubt zu haben, das caspische Meer hänge auf der einen Seite mit der Nordsee, auf der andern mit dem mittelländischen Meere zusammen. Aber Caswini wußte ganz gut, daß es ein inneres oder ein Binnen-Meer ist, das von großen Strömen, welche nie abnehmen, unterhalten wird, wie er es nennt. Zu gleicher Zeit erwähnt er der allgemein verbreiteten Ansicht, daß es unterirdisch mit dem schwarzen Meere in Verbindung stehe. „Die Atel oder Wolga,“ sagt Jacut, „kommt von den Gränzen des Nordens herab, fließt durch Rußland, Bulgarien, Khasarien und ergießt sich in das Meer von Merghan. Die Kaufleute fahren auf ihr bis zum Baïsu (weißen Meer), von wo sie die Marde- und Hermelin-Felle, sowie anderes köstliches Pelzwerk mitbringen.“

Der Name Khasarien, der von den Arabern dem Lande, das die Wolga bewässert, beigelegt wurde, stammt von den Khasaren her, welche im Norden des Kaukasus und des caspischen Meers große Ebenen be-

wohnten. Sie erreichten im Laufe des neunten Jahrhunderts den höchsten Gipfel ihrer Macht. Obgleich sie eine furchtbare Nation waren, hatten sie doch nichts von der rauhen Einfachheit des nomadischen Lebens verloren. Sie wohnten in Zelten von Tuch, wie die tartarischen Horden, welche noch heut zu Tage die südlichen Provinzen Rußlands bevölkern. Der Erzählung Vacut's zu Folge traf man in ihrem ganzen Lande kein anderes Gebäude von Stein, als den Palast ihres Königs.

Westlich von den Khasaren wohnten die Ghuz oder Uzes. Ueber diese hinaus stieß man auf die Alodcosh, welche breite Gestalten, kleine Augen und buschige Haare hatten. Nördlich von Khasarien waren die Bulgars oder Bulgaren. Sie hatten das Land zwischen dem Don und der Wolga inne an dem Orte, wo diese beiden Flüsse sich einander auf geringe Entfernung nähern. Ihre Hauptstadt Bulgar lag auf dem linken Ufer der Wolga. Die Ruinen derselben, in Trümmern von Thürmen, Moscheen und andern Denkmälern bestehend, sind noch in der Nähe der neuen Stadt Simbiork sichtbar. „Das Land der Bulgaren,“ sagt Caswini, „erstreckt sich sehr weit gegen Norden; die Tage im Winter dauern daselbst bloß fünf Stunden; man sagt sogar, sie reichen nicht hin, um vier regelmäßige Gebete und alle religiösen Uebungen zu verrichten.“ Vacut erzählt, daß die Stadt Bulgar von Lannenholz gebaut ist, und nur die äußern Mauern von Eichenholz sind. Man braucht einen Monat, um von dieser Stadt nach Constantinopel zu kommen. Das Klima war daselbst fürchterlich kalt, und die Erde den ganzen Winter hindurch mit Schnee bedeckt. Man fand

beim Umwühlen des Bodens Hanzähne, welche mit denen des Elephanten Aehnlichkeit haben und weiß wie Elfenbein sind. Das fossile Elfenbein Sibiriens war demnach schon vor vielen Jahrhunderten ein Handelsartikel.

Die arabischen Geographen schildern die Russen als ein Volk von ekelhafter Unreinlichkeit; nach ihren Aussagen badeten sich dieselben alle Morgen in dem trübsten Wasser, das sie finden konnten; überdies wären sie dem Trunke ergeben, brächten Tag und Nacht damit zu, sich zu berauschen, und stürben oft vor Ausschweifung und Trunkenheit mit den Bechern in der Hand. Sie hatten die Gewohnheit, ihre Todten zu verbrennen, und bei den Leichenbegängnissen eines Mannes von hohem Rang wurde eine seiner Lieblings-Frauen auf seinem Grabe geopfert.

Die Araber hatten ebenfalls einige Kenntniß von den im Norden von Europa gelegenen Königreichen. Sie sprachen in kurzen aber genauen Ausdrücken von England, welches sie *Antharcat* nennen, von Irland, Dänemark und den andern nördlichen Ländern; aber die slavonischen (slavischen) Nationen scheinen sie besser gekannt zu haben; sie stellen ihr Land als reich, bevölkert und voll zahlreicher, handeltreibender Städte dar. Vergessen wir nicht, daß sie auch die Böhmen und Ungarn unter ihrem besondern Namen: *Czechen* und *Magyaren* aufführen. Aus allen diesen Umständen kann man schließen, daß die Slavonier einige Handelsbeziehungen mit den Arabern im Osten von Europa unterhielten und die Erzeugnisse des Nordens gegen andere Waaren austauschten.

Unbestrittene Thatsache ist, daß die Araber in großer Zahl Bulgar, Atel und Astracan besuchten; ihre Berichte

bestätigen in dieser Hinsicht die Beweise, welche uns die alten Monumente dieser Städte liefern. Allem Anscheine nach erstreckte sich ihr Handel durch Rußland hindurch bis an das baltische Meer und nach Scandinavien; sie tauschten die reichen Lebensmittel des Ostens gegen die Fische und das Pelzwerk des Nordens aus. In verschiedenen Theilen Rußlands, längs der Wolga und im Norden bis ans weiße Meer findet man arabische Münzen, aber in großer Anzahl trifft man sie namentlich in Preußen, Pommern und den andern in der Nähe des baltischen Meeres gelegenen Gegenden. Das Bemerkenswertheste aber ist, daß diese Münzen aus einer frühern Zeit, als dem Jahre 1010 sind, und daß sie den Kalifen von Bagdad, Irak, Khorasan, oder den Ländern Balkh, Bukhara, Samarkand und einigen andern der reichsten Handelsstaaten Centralasiens angehören. Nicht eine einzige der Münzen, welche man um das baltische Meer herum aufgefunden hat, ist in Persien, Aegypten, der Barbarei, oder in irgend einem andern Königreich, von wo aus die Kreuzfahrer sie hätten mitbringen können, geschlagen worden. Es ist also sehr wahrscheinlich, daß die nördlichen Nationen Europa's durch Vermittlung der Slavonen mit den Arabern im Osten einen beträchtlichen Handel trieben.

Die Nachfolger Mohameds eroberten bald einen Theil von Afrika und nahmen Besitz von diesem Welttheil bis Sofala auf der Südost-Küste, und im Innern bis zum Niger. An der Westküste bildete das Cap Bojador die Gränze ihrer Herrschaft. Die reichen Gegenden der Mitte zogen eine große Anzahl Kolonisten herbei;

vielleicht kamen alle Menschen, deren Existenz von politischen Revolutionen bedroht war, hieher, um sich in diesen entfernten und von der übrigen Welt durch einen Wall von Wüsten getrennten Gegenden einen sichern Zufluchtsort zu suchen; und aller Wahrscheinlichkeit nach dienten sie allen Unglücklichen, welche die inneren Zwiste des Kalifats verbannten, zur Freistätte. Immerhin ist gewiß, daß mehrere Staaten, in denen die Muhamedaner eine zahlreiche und die herrschende Kaste bildeten, sich vor dem eilften Jahrhundert an den Ufern des Niger erhoben. Das größte von allen war das Königreich Ghana, auf der östlichen Seite dieses Flusses, welchen die Araber auch den Nil der Neger nennen, gelegen und von einem unabhängigen Könige regiert, der aber jeder Zeit die Oberhoheit der abassidischen Kalifen anerkannte.

Die große Pracht seines Hofes, die Anzahl der Elephanten und Giraffen, die er in seinem Gefolge hatte, der Reichthum seines von Zierrathen aus massivem und reinem Gold bedeckten Thrones sind mit Bewunderung von den arabischen Schriftstellern beschrieben. Aber es scheint, daß dieser Glanz ein Vorrecht der Königswürde war; denn die arabische Bevölkerung, welche noch mit Thierfellen bekleidet war, kannte weder Industrie noch Civilisation. Der Herrscher von Ghana war auch Herr von W a n g a r a oder dem Goldland. Westlich von seinem Königreich lag das von T o c r u r mit der Hauptstadt gleichen Namens und zwei andern Städten: S a l a und B e r i s s a. Der Nil der Neger floß durch T o c r u r und ergoß sich sechzehn Tagreisen von S a l a ins Meer. Die Insel U l i l, wo alle Staaten von Nigritanten sich mit

Salz versahen, war von dieser Küste nicht weit entfernt. Zum Königreich Tocrur gehörten ohne Zweifel die am Meerbusen von Benin gelegenen Ländereien; obgleich es aber durch einen lebhaften Handel sich bereicherte, so stellte man es doch unter das Königreich Ghana. Was das von Tombuctu betrifft, so ist es erst weit später entstanden.

Südlich von diesen Reichen breitete sich ein weites Land, Lam lam genannt, aus, dessen wilde Bewohner von den Völkern des Niger eingefangen und den Kaufleuten aus Aegypten und der Barbarei als Sklaven verkauft wurden. Dieser Gebrauch hat sich bis auf unsre Tage erhalten; die Schwarzen sind noch ein Handelsartikel des innern Afrika's und man verfolgt diese vertheidigungslosen Unglücklichen noch eben so unheimlich wie zu den Zeiten Herodots. Ueber Lam lam hinaus war den Arabern keine bewohnte Gegend bekannt, und der gewöhnliche Stolz des Wissens ließ sie auch an dem Vorhandenseyn einer solchen Gegend zweifeln. Doch hatten sie einige Kenntniß von den Königreichen Zaghara, Kanem und Kuku, welche ohne Zweifel unter dem Bornu der neuen Reisenden verstanden sind. Der König von Kuku unterhielt einen glänzenden Hof und eine zahlreiche und schöne Armee; die Kaufleute und die Edlen seines Reichs trugen reiche mit Gold verzierte Kleider, aber die untern Klassen waren arm und schlecht gekleidet, wie in den andern Schwarzen=Staaten.

Von Nubien und Abyssinien, wo die christliche Religion den Lehren Mohameds standhaft Widerstand leistete, hatten die Araber nur eine sehr begränzte Kennt-

niß. Dennoch zwangen die Handelsbedürfnisse die Kaufleute beider Nationen, nach gemeinschaftlicher Uebereinkunft eine neutrale und unverletzliche Gränze zu bezeichnen, und in Folge davon kamen sie bei den Wasserfällen von Syene zusammen, um ihre Waaren umzutauschen.

Im 6ten Jahrhundert war das östliche Afrika von Aegypten bis zum Cap Corrientes von den Arabern besucht, welche in dasselbe bald ihre Gesetze und ihre Religion verpflanzten und den Völkern, welche daselbst wohnten, Namen beilegten, welche sie noch jetzt führen. Melinda, Mombaza und Sofala waren schon im 10ten Jahrhundert blühende Städte; die Gegend, in welcher diese Städte gelegen waren, hieß Zangebar, oder das Land der Zingen. Die arabischen Geographen versetzen in die Halbinsel von Indien ebenfalls ein Volk Namens Zingen, das sich von den Hindu durch seine dunkle Gesichtsfarbe unterscheidet. Die Zingen der Araber sind demnach die Aethiopier der Griechen, und die Sanchas oder Troglodyten der Hindu. Die Araber glaubten mit den Aegyptern, daß sich die Continente von Asien und Afrika in dem Südmeere vereinigten. Man hat einigen Grund zu der Annahme, daß sie in sehr frühen Zeiten Madagascar kannten und sogar colonisirten. Südlich von Zangebar war ein Land, Namens Wac-Wac, was ohne Zweifel das in den neuen Karten mit dem Namen Makoa bezeichnete ist.

Auch von dem Osten hatten die Araber ausgebreitete, wenn gleich weniger genaue Kenntniß, als die Römer. Die Glückseln waren ihnen bekannt unter

dem Namen Chaledat, oder ewige Inseln. Sie setzten dahin ungeheure Bildsäulen, deren Arm gegen Westen deutete, wie um den Seeleuten die Gefahr oder die Unmöglichkeit, ihre Reise in dieser Richtung weiter fortzusetzen, anzuzeigen. Die Errichtung dieser Bildsäulen schrieb man dem Dhul-Karain, oder dem Mann mit zwei Hörnern zu, ein Name, welchen die Orientalen Alexander dem Großen beilegen. Dieser Heros spielt im Orient dieselbe Rolle wie Bacchus, Hercules oder Sesostris in Griechenland; er ist der angenommene Gründer aller Denkmäler, deren Ursprung die Geschichte nicht kennt. Von dem atlantischen Ocean hatten die Araber nur eine sehr unvollkommene Kenntniß, sie nannten ihn im Allgemeinen das Meer der Finsterniß, und die Erzählungen, welche sie uns davon hinterlassen haben, sind im Allgemeinen voll Fabeln. Die Insel Mußlakkin, welche von Schlangen bewohnt ist, erinnert an die Ophiusa der Kathager; und vielleicht ist sie nur in einer alten Ueberlieferung, wie die cimmerische Finsterniß des Ocean vorhanden. Die Insulaner von Kulkan hatten Köpfe von Meerungeheuern. Saka hatte Ueberfluß an wohlriechenden Wäldern. Da die Araber die Entfernungen anzugeben vergaßen, haben sie allen Vermuthungen freien Spielraum gelassen, und es fehlt nicht an Gelehrten, welche in diesen mit Ungeheuern und Wohlgerüchen überfüllten Inseln den amerikanischen Continent oder wenigstens Westindien erkennen wollen.

Doch ist kein Grund vorhanden, der zu der Annahme berechtigen könnte, als hätten die Araber die

Gewohnheit gehabt, weite Reisen auf dem Ocean oder dem Meer der Finsterniß zu machen. Das einzige Beispiel eines ähnlichen Versuchs liefert uns die merkwürdige Geschichte der Almagrurim, welche Ibn-el-Bardi und Edrißi fast mit denselben Worten erzählen. Nach einer Beschreibung von Bissabon, welche der Erstere gibt, setzt er bei, daß acht Einwohner dieser Stadt, neugierig zu erfahren, was über dem Ocean drüben wäre, ein Schiff ausrüsteten, mit allen zu einer langen Reise nöthigen Borräthen versehen und schworen, nicht zurückzukehren, bis sie das Ende des Meeres gesehen und im Westen Land erreicht hätten. Sie schifften zunächst elf Tage lang auf dem offenen Meere herum, dann zwölf Tage lang in einem Meere von unermesslicher Tiefe und mit ungeheuren Wogen. Hierauf trug sie der Wind nach Süden, wo sie endlich auf einer Insel landeten, die sie Ganam oder die Schafsinsel nannten; aber das Fleisch dieser Thiere war zu zäh, als daß man es hätte speisen können. Die Reisenden nahmen neuen Wasser-Vorrath ein, setzten ihre Reise gegen Süden fort und entdeckten am zwölften Tage eine mit großen und rothen Menschen bevölkerte Insel. Drei Tage nach ihrer Ankunft kam ein arabischer Dolmetscher, um sich bei ihnen nach dem Zweck ihrer Reise zu erkundigen; als der König des Landes ihre Absichten erfuhr, sagte er ihnen, daß er selbst den Ocean habe untersuchen lassen, seine Seeleute seyen aber, nachdem sie einen Monat gegen Osten geschifft waren, von einer so dichten Finsterniß überfallen worden, daß sie hätten umkehren müssen.

Nachdem unsere Reisenden auch noch vernommen hatten, daß sie einen Monat brauchten, um wieder nach Lissabon zu gelangen, kehrten sie eilig dahin zurück. Zum Andenken an ihre Fahrt erhielt ein Stadtviertel den Namen Almagrurim oder die Abenteurer, und behielt ihn bis auf die Zeiten Ibn-el-Bardi's, welcher im Jahr 1358 starb. Dieser Versuch, der unternommen wurde, um die Gränzen des Oceans zu erreichen, fand im Jahre 1147 Statt, und war ohne Zweifel nicht der einzige dieser Art: im Jahre 1291 wenigstens wurde er von zwei Genuesern erneuert, von denen man seither keine Kunde mehr erhalten hat.

Einige Schriftsteller, unter Andern auch de Guignes, vermutheten, daß die in dieser Erzählung als roth bezeichneten Menschen Amerikaner waren; allein es ist viel wahrscheinlicher, sie für Normannen anzusehen, welchen die Orientalen oft den Namen rothe Menschen beilegte. Die Insel, auf welcher es einen arabischen Dolmetscher gab und wo man die Entfernung von Lissabon kannte, konnte von den Küsten Afrika's nicht sehr weit entfernt seyn. Kurz gefaßt: es ist anzunehmen, daß die Almagrurim nicht über die Canarischen Inseln hinaus kamen.

Zweites Kapitel.

Reisen des Ibn Batuta.

Ibn Batuta geht auf die Pilgerschaft nach Mekka. — Er zieht am Nil hinauf. — Kommt nach Gaza. — Die Bäder von Liberia's. — Die Moschee des Fußes. — Die Wunder des Meschid-Äli. — Schiras Bagdad. — Mekka. — Er besucht

Yemen und Abyssinien. — Die Berbern. — Die Junij. — Zafar. — Der Baum, welcher den Weisbrauch liefert. — Ormuz-Fars. — Zweite Pilgrimschaft Ibn Batuta's. — Er geht durch Oberägypten nach Cairo. — Jerusalem. — Anatolien. — Die Turkomannen. — Eine Gesellschaft, die Brüderschaft genannt. — Erzerum. — Fall von Aërolithen. — Regen von Fischen. — Die ottomanischen Fürsten. — Ibn Batuta geht in die Krimm. — Wüste von Kipjak. — Tartarisches Lager. — Die Stadt Bulgar. — Kürze der Nächte. — Die Art, in Sibirien zu reisen. — Eine Art außerordentlichen Handels. — Die Russen. — Ibn Batuta begleitet eine griechische Prinzessin nach Constantinopel. — Das Gefolge. — Seine Aufnahme. — Beschreibung dieser Stadt. — Geschichtliche Schwierigkeiten. — Nachahmung griechischer Gebräuche durch die Türken. — Frommer Wunsch des El Harawi.

Obgleich, wie wir bereits gesagt haben, der größte Theil der geographischen Arbeiten, welche uns die Araber hinterlassen haben, fast gänzlich von allem Interesse, welches uns immer eine persönliche Erzählung verschafft, entblößt ist, so verdienen doch einige uns erhaltene Bände ihrer Reisen eine gewisse Aufmerksamkeit, selbst wenn sie kein anderes Verdienst hätten, als daß sie uns die außerordentlichen Gegensätze erkennen lassen, welche zwischen Orientalen und Europäern in Beziehung auf Ansichten und Urtheile über einen und denselben Gegenstand herrschen. Unter diesen Reisen nehmen die des Scheikh Ibn Batuta den ersten Rang ein. Sie umfassen alle Länder, welche man als namentlich zur Geographie der Araber gehörend betrachten kann; man findet darin

besondere Beispiele von der ausgedehnten Verbreitung der Araber im Orient; endlich tragen sie mehr als alle andern das Gepräge des Volkscharakters. Ibn Batuta war ohne Widerrede einer der bemerkenswertheften Reisenden aller Zeiten und Länder. Die einzige Nachricht, welche wir von seinen zahlreichen Ausflügen besitzen, ist unglückseligerweise nur der Auszug eines Auszugs, und man kann natürlich annehmen, daß diese doppelte Verkürzung der Original-Arbeit den größten Theil ihres Interesses genommen hat. Flüchtige und oberflächliche Bemerkungen über die wichtigsten Orte, trockne Sammlungen von Namen und Aufzählung der Gräber aller Heiligen füllen zwar eine große Seitenzahl dieses Bandes aus; nichts desto weniger aber sind die Reisen des Ibn Batuta zugleich unterhaltend und wichtig, man mag sie vom kritischen oder einem allgemeinen Standpunkt aus betrachten. Obgleich sie dem vierzehnten Jahrhundert angehören und demgemäß neuer sind, als die Erzählungen mehrerer Reisenden des Abendlands, von welchen wir später sprechen werden, so kommen sie doch nicht selten wegen ihres ganz morgenländischen Charakters den Bemerkungen der europäischen Reisenden zuvor, während sie in anderer Beziehung auf befriedigende Art die Skizze vervollständigen werden, welche wir im vorigen Kapitel von der Geographie der Araber entworfen haben.

Der Theologe Abu Abd Mohamed Ibn Abd Allah El Lawati, der unter dem Beinamen Ibn Batuta bekannt ist, verließ im Jahre der Hedschra 725, nach christlicher Zeitrechnung 1324—25, seine Vaterstadt Tanger, um

nach Mekka zu pilgern. Da er seine Reise in frommer Abſicht unternahm, ſo ſcheint er ſeine Nachforſchungen in allen Ländern, wo er hinkam, namentlich auf die Todten oder lieben Heiligen gerichtet zu haben. Eine der hervorragenden Perſonen dieſer Art, der er in der Stadt Alexandria begegnete, war der fromme und gelehrte Iman Borhan Oddin El Maraj, der die Kraft, Wunder zu thun, beſaß. Eines Tages, als Watuta den Iman beſuchte, ſagte ihm dieſer: „Ich ſehe, daß du gerne entfernte Länder bereiſeſt.“ — Ja, erwiderte Watuta, obgleich er in dieſem Augenblick nicht die Abſicht hatte, weite Reiſen zu unternehmen. — „Dann mußt du,“ verſetzte der Iman, „meinen Bruder Farid Oddin in Indien und meinen Bruder Oddin Ibn Zakaria in Sindien beſuchen; dann in China meinen andern Bruder Barhan Oddin, und ihnen Grüße von mir überbringen.“ Unſer über dieſes Geſpräch ſehr erſtaunter Pilger entſchloß ſich indeſſen, dieſe Länder zu beſuchen, und er beharrte auf ſeinem Entſchluffe, biß er die bezeichneten drei Perſonen gefunden und ihnen in der That die Grüße des Iman überbracht hatte.

Nachdem Ibn Watuta in kurzer Zeit die Städte im Delta beſucht hatte, kam er endlich nach Cairo. Er ſchweift, indem er vom Nil ſpricht, etwas ab, was aber ſeine geographiſchen Kenntniſſe zeigt. „Der Nil,“ ſagt er, „der in dieſem Lande fließt, übertrifft alle andern Flüſſe bei weitem durch den angenehmen Geſchmack ſeines Waſſers, die Länge ſeines Laufs und die Fülle der Wohlthaten, welche er den Bewohnern gewährt. Er iſt einer der fünf großen Flüſſe der Welt. Dieſe ſind: der

Nil, der Euphrat, der Tigris, der Sihun und der Saïhun oder Sihon. Fünf andre Flüsse können mit diesen etwa verglichen werden; dieß sind der Fluß von Sindien (der Indus), den man Pen-jab oder die fünf Wasser nennt; der Fluß von Indien, der Gung (Ganges) genannt, zu welchem die Indier auf Pilgerschaft gehen und in den sie die Asche der Verstorbenen, welche sie verbrannt haben, werfen; man sagt, daß er im Paradies entspringe; dann der Fluß Jun oder Junia und der Strom Athil (Volga) in der Wüste von Kip-jak in der Tartarei; der Saro, an dessen Ufern die Stadt Khan Balikh (Peking) liegt, und welcher von da gegen El Kanso, nachher gegen die Stadt Zaitun in China fließt. Entgegensetzt dem Lauf aller andern Flüsse fließt der Nil von Süden nach Norden."

Von Cairo aus begab sich Ibn Batuta, quer durch Aegypten reisend, an die Gränzen von Nubien; aber die Unruhen, welche in diesem Lande herrschten, hinderten ihn, seine Reise im Süden fortzusetzen. Er ging dann gegen den Nil herab, und kam nach Gaza, wo er die Gräber Abrahams, Isaac, Jacobs und deren Frauen fand. Alle Gelehrten, denen er begegnete, waren überzeugt, daß diese Patriarchen mit ihren Frauen an diesem Orte begraben seyen und daß nur die Häretiker diese bei den Alten so allgemein geglaubte Thatsache läugnen könnten. Von der Stadt Tyrus, welche er erstaunlich fest und von drei Seiten mit Wasser umgeben fand, begab er sich eilends nach Liberias, das zu besuchen er ein besondres Verlangen trug; aber er sah daselbst nichts, als Quellen von heißem Wasser und weite Ruinen.

Die Bäder von Tiberias, welche vielleicht der Gegenstand seiner Neugierde waren, sind von El Harawi weitläufig beschrieben. „Man muß,“ sagt dieser, „die Bäder von Tiberias, welche als eines der Wunderwerke der Welt betrachtet werden, nicht mit denen verwechseln, welche nahe bei den Thoren von Tiberias am See sich befinden; denn diesen ähnliche trifft man außerdem noch viele. Diese berühmten Bäder liegen östlich von der Stadt in einem Thale, das El Hosainiga heißt. Ihre Bauart zeigt deutlich ein großes Alter an und man sagt, sie seyen von Salomo erbaut worden. Sie bestehen aus einem ansehnlichen Hauptgebäude, vor dessen Façade die Wasser sprudeln. Zwölf Quellen versahen sonst diese Bäder mit Wasser, und jede derselben heilte verschiedne Krankheiten so, daß, wenn die mit diesen Krankheiten behafteten Personen sich darin zu Baden kamen, sie durch die göttliche Gnade geheilt heimkehrten. Die Wasser sind außerordentlich heiß, sehr rein und für den Geschmack und Geruch gleich sehr angenehm; sie fließen in einen weiten und hübschen Behälter, worin man badet; wir haben nirgends etwas Aehnliches gesehen, das eine Vergleichung mit ihnen aushalten könnte, die Thermen ausgenommen, welche sich in der Nähe von Konstantinopel befinden.

Nachdem unser Reisender die Festungen Fidaria oder Ismailiah, welche gewöhnlich unter dem Namen Affassinen bekannt sind, besucht hatte, wandte er sich gegen den Berg Libanon, das fruchtbarste Gebirge der Welt, das Ueberfluß hat an Früchten, von zahlreichen Quellen getränkt, und von stolzen, mit Zellen von der

Welt zurückgezogen lebender Einsiedler bedeckten Bäumen beschattet ist. Von da begab sich Watuta nach Damaskus, indem er über Baalbeck reiste. Unglücklicherweise hat uns der Verfasser des Auszugs keine umständliche Einzelheit über diese beiden bedeutenden Städte hinterlassen. Immer jedoch hat er Sorge getragen, uns genau die Erzählungen, welche sich auf Heilige und Reliquien beziehen, aufzubewahren. Folgende verdient wegen ihrer Sonderbarkeit angeführt zu werden: „Außer dem Damaskus,“ sagt Watuta, „befindet sich auf dem Wege der Pilgrime die Moschee des Fußes, welche bei den Gläubigen in großer Verehrung steht; ihren Namen führt sie von einem Stein, den man daselbst kostbar aufbewahrt, weil er einen Abdruck des Fußes des Moses enthält. In dieser Moschee werden auch die Gebete zur Zeit öffentlichen Unglücks verlesen. Ich selbst war da im Jahre 746 (1345), als das versammelte Volk den Himmel um Befreiung von der Pest bat, und denselben Tag noch hörte sie auf. Die Sterblichkeit hatte zu Damaskus 200 Personen täglich betragen, aber in dieser Zeit war die tägliche Zahl der Opfer auf 40,000 gestiegen. Nichtsdestoweniger verschwand nach den Gebeten die Pest vollständig.“ Eine so große Sterblichkeit ist vielleicht weniger gewiß als das Wunder. Aber der Stein, welcher den Abdruck enthält, verdient einige Aufmerksamkeit. Man betrachtet allgemein die Denkmäler dieser Art als Ueberbleibsel des Buddhismus; es ist indessen möglich, daß, obgleich ähnliche Gegenstände heute, eigentlich gesagt, dieser Religion anzugehören scheinen, sie aus sehr hohem Alterthum herkommen. Der Abdruck des Fußes,

welchen Herodot bei dem Flusse Tyras (Dniester) sah, wurde dem Herkules zugeschrieben. Auf Ceylan oder bei den Birmanen würde ein ähnliches Zeichen von dem Fuße des Buddha herrühren; in Damaskus glaubte man, es sey vom Fuße des Moses. Die große Entfernung, welche die Länder trennt, wo man diese sonderbare Art von Denkmal — wenn es überhaupt erlaubt ist, diesen Namen einem einfachen Steine zu geben — entdeckt hat, sowie sein Vorhandenseyn von Damaskus, mögen gleicherweise dazu dienen, sein hohes Alter zu beweisen. Es ist eine bemerkenswerthe Thatsache, daß man in Judäa in geringerer Entfernung von Jerusalem diese druidischen Denkmäler (dieß ist wenigstens die allgemeine Meinung) findet, welche den Namen Cairns führen.

Von Damaskus aus machte sich Ibn Batuta auf seiner Wanderschaft auf den Weg zum Grabe des Propheten, nach Medinah. Auf der Reise dahin kam er durch die Stadt Messdeh Ali, welche die Gaben der Pilger bereichern. Ein Land, in dem eine so große Anzahl Gläubiger und Bewunderer zusammentrafen, mußte nothwendig Zeuge häufiger Wunder seyn. „Am 17. des Monats Rajab,“ sagt unser Reisender, „kam aus den Gegenden von Fars, Room, Khorasen und Irak eine große Menge Krüppel in Haufen von 20—30 Personen an. Man brachte sie alsbald nach Sonnenuntergang auf das Grab Ali's, wo diese Unglücklichen ihre Heilung erwarten, die Einen betend, die Andern den Koran hersagend, wieder Andere auf dem Steine knieend. Mit Einbruch der Nacht stehen Alle auf, und Hinkende und Lahme gehen davon, geheilt und in guter Gesund-

heit. Es ist eine allen Kranken bekannte Thatsache. Ich habe sie von schätzbaren Personen. Dieses Wunder heißt im Orient „die Nacht der Wiedergeburt“ oder „der Wiederherstellung.“

Unser Reisender scheint für diesmal sein Vorhaben, Medinah zu besuchen, aufgegeben zu haben. Von Basra begab er sich nach Bassorah, und besuchte dann Irak, ein Land, wo er mit Auszeichnung behandelt wurde und dessen Fürst ihm ein Geschenk mit einer Summe Geldes machte, um damit seine Reisekosten und die seiner Gefährten zu bestreiten. „Der unermüdliche Reisende drang, nachdem er in 10 Tagen durch alle Theile des Königreichs Irak gekommen war, nach Ispahan. Er sagt nichts besondres, weder über diese Hauptstadt, noch über die Provinz von Schiraz (Schiros), welche er nachher besuchte. Uebrigens gesteht er, daß sein einziger Zweck beim Besuch dieser letztern Stadt gewesen sey, den Scheik Magd Oddin, das Musterbild der Heiligen, den Wundertäter zu sehen. Schiraz besaß auch ein berühmtes Grab, das des Iman Abe Abd Allah, und Batuta sagt uns, daß dieser Iman es war, welcher den Weg von Indien auf den Berg Serendib fand, und die Gebirge auf der Insel Ceylan untersuchte. Vielleicht will er uns auch zu verstehen geben, daß auch er es war, welcher die Pilgerschaften unter den Muhamedanern zuerst in Gang brachte. Während der Iman, dem etwa dreißig Fakire gefolgt waren, das Gebirge von Ceylan durchzog, wagten seine Gefährten, welche beständig Hunger litten, trotz seinen Abmahnungen einen Elephanten zu tödten und

zu essen. Als sie eingeschlafen waren, rückten die Elephanten in geschlossenen Reihen vor, berochen einen der Schläfer und tödteten ihn sodann. Hierauf näherten sie sich dem Scheik, um ihn zu tödten, aber nachdem sie ihn berochen hatten, ließen sie ihn in Frieden, und ohne ihm das geringste Leid zuzufügen, ausschlafen. Doch nahm ihn einer derselben mit seinem Rüssel, trug ihn zu einigen Häusern, welche nicht weit entfernt standen, legte ihn dort sanft auf die Erde und entfernte sich. Dieses Abenteuer brachte dem Scheik die größten Ehrenbezeugungen von Seiten der Bewohner Ceylan's. Von Schiraz ging Ibn Batuta nach Bagdad, welche trotz alles Unglücks, das es kaum überstanden hatte, immer noch eine Stadt ersten Ranges war. Von Bagdad begab er sich nach Telnj, reiste dann zu den Kurden und wandte sich gleich darauf nach Medinah und Mekka, wo er drei Jahre verweilte.

Von Mekka aus schloß sich der unerschrockene Reisende an Kaufleute an, welche nach Yemen gingen; hier besuchte er alle Hauptstädte und schiffte sich zu Aden nach Zaïla, einen abbyssinischen Hafen ein. „Dies ist,“ sagt er, „eine Stadt der Berberer, eines Volks von Sudan, von der Secte Schafia. Ihr Land ist eine so große Wüste, daß man zwei Monate braucht, um dadurch zu reisen. Der erste Theil heißt Zaïla, der äußerste Ma k d a s h u (Magadocia der Portugiesen). Die Berberer nährten sich von Kameelfleisch und Fischen, und der Gestank, den die Ueberbleibsel und das Blut dieser in den Straßen der Stadt geschlachteten Thiere verbreitet, macht den Aufenthalt in diesem Lande uner-

träglich. Es scheint, daß zu Makdashu oder Magadocia, vierzehn Schiffstage von Zaila entfernt, damals großer Tafelluxus herrschte; denn Batuta spricht mit einem gewissen Behagen von Elkushan, einer Art Fricassée, von jungen in frischer Milch abgekochten Pflanzen, von eingemachten Citronen und Schoten, von frischem Pfeffer und grünem Ingwer. Nichtsdestoweniger rührte doch Niemand alle diese Leckerbissen an, ehe man seinen Hunger mit einer Schüssel Reis vollkommen befriedigt oder doch wenigstens gestillt hatte. „Die Einwohner von Makdashu sind sehr fett,“ sagt er, „sie fressen ungeheuer viel; jeder von ihnen verschlingt jeden Tag so viel Nahrung, als ein ganzes Kloster.“

Ibn Batuta schiffte sich in Makdashu ein, um sich zu See in das Land der Zanuj (die Zingen oder Bewohner von Zangebar) und von da auf die Insel Mambosa oder Mombos zu begeben; er kam nach Kulwa auf der Küste der Zunuj zurück, von wo er sich von Neuem nach Zafar „der entferntesten Stadt von Yemen, an der Küste des indischen Meeres gelegen,“ einschiffte. Obgleich diese Stadt sehr besucht war, so war sie doch, wenn man ihm glaubt, sehr unreinlich, und namentlich sehr geplagt von Fliegen, welche die große Menge Fische und Datteln, welche hier auf den Märkten zum Verkauf ausgestellt waren, herbeizogen. Die Einwohner nährten ihre Hausthiere und ihre Heerden mit Fischen, eine Gewohnheit, welche er in keinem andern Lande antraf. Von Zafar führte man Pferde nach Indien aus und die Ueberfahrt geschah bei günstigem Wind in einem Monat; heutzutage braucht man

höchstens zehn Tage. Auf eine halbe Tagereise von Zafar fand er die Stadt El Ahkaf, von reichen Gärten umgeben, in welchen sich die ganze Pracht der indischen Vegetation entfaltete. Die seltensten und verschiedensten Pflanzen waren hier vereinigt, und das Betelkraut schlang sich in langen Ringen um den Stamm des Cocosbaumes. Längs der Küste von Arabien gegen Aman oder Oman sah er zum erstenmal zu Hasik den Baum, welcher den Weihrauch hervorbringt. Wenn man in die Rinde dieses Baumes einen Einschnitt macht, so fließt daraus ein weißer Saft wie Milch ab, welcher in kurzer Zeit hart wird und dann den Namen Goban oder Weihrauch erhält. Die Häuser waren von Fischgräten gebaut und mit Kameelfellen bedeckt. In den Städten von Oman aß man das Fleisch des Haussefels, welches in den Straßen mit obrigkeitlicher Bewilligung verkauft wurde.

Von Arabien begibt sich unser Reisender nach Hormez oder Ormez, das an der Meeresküste liegt, „gegenüber von welcher,“ fügt er bei, „Neu-Hormez sich befindet, eine Insel, deren Hauptstadt sich Haranna nennt.“ Es scheint nach dieser Stelle, als hätte die, von den Alten Organa genannte Insel von Ormez oder Ormozeia eine Kolonie erhalten und allmählig ihren Namen geändert. Ibn Batuta war daselbst Zeuge des fremdartigsten Schauspiels, das er je gesehen. Es war ein Fischkopf, den man mit einem Hügel vergleichen konnte; die Augen glichen zwei Thüren; man konnte zum einem hinein- und zum andern wieder herausgehn. Diese Beschreibung ist keineswegs übertrieben, wenn man

ſie mit der der Griechen vergleicht, welche Theil an dem Unternehmen des Nearchus nahmen und welche gegen das Ende ihrer Reife Gelegenheit hatten, einem bei Meſambria, — vielleicht das flache Ufer an der Spitze von Kohilla (Kohilcund), — auf den Strand geſetzten Wallfiſch zu meſſen. Die, welche dem Seeungeheuer nahe genug kommen konnten, um es zu unterſuchen, erzählten, daß es fünfzig Ellen in der Länge gehabt habe und daß die Haut eine Elle dick geweſen ſey; er ſey von Schaalthieren und Seepflanzen umringt und von Delphinen begleitet geweſen, welche bei weitem größer waren, als die im Mittelmeere. Die Erzählungen der alten Schriftſteller würden alſo zu dem Beweiſe führen, daß der Wallfiſch früher in der Gegend des perſiſchen Meerbuſens ziemlich gemein war. Nachdem Ibn Batuta Ormuz verlaſſen hatte, hielt er ſich einige Zeit in der perſiſchen Provinz Fars auf. Daſelbſt wohnte er dem Perlenfiſchfange bei. Darauf fuhr er von Siraf, einem der erſten Häfen des perſiſchen Meerbuſens, nach Bahrein über, deſſen Häuser häufig unter dem Sande der Wüſte faſt begraben ſind; dann nach Kotaiſ, wo die Datteln in ſolchem Ueberflusse wachſen, daß ſie das Hauptnahrungsmittel der Thiere ausmachen. Bald unternahm er eine zweite Wallfahrt nach Mekka, in welcher Stadt er im Jahre 733 der Hedſchra (vor Chriſti Geb. 1332.), drei Monate nach ſeiner erſten Anweſenheit ankam.

Nach beendigter Wallfahrt machte ſich unſer Reiſender von Neuem auf den Weg und ſchlug die Richtung gegen Judda ein, mit der Abſicht, von Jemen

aus zur See nach Indien zu gehen. Widrige Winde zwangen ihn, rückwärts zu fahren bis zu dem Hafen, den man Ras Dawais nannte; aber, wie es scheint, lag ihm wenig daran, in welches Land er komme, denn er vereinigte sich mit einer Karawane arabischer Beduinen, mit welcher er durch die, mit Straußen und Gazellen bevölkerten Wüsten nach Oberägypten und nach Cairo ging. Hier ruhte er einige Tage aus, und reiste dann nach Syrien ab, besuchte Jerusalem und Tripoli, und setzte von da seine Reise zu Wasser fort bis ins Land Room und der Provinz Anatolien.

Bei den Turkomannen von Anatolien gab es, wie es scheint, eine Art eingeborner Gastfreundschaft, welche Ibn Batuta nicht vollkommen zu begreifen scheint; denn ein solcher Gebrauch, wie der, den wir erzählen wollen kann im Orient nicht wohl das Ergebnis einer freien Vereinigung gewesen zu seyn. „In allen turkomannischen Städten,“ sagt er, „gibt es eine Bruderschaft junger Leute, von denen ein Mitglied vorzugsweise Mein Bruder genannt wird. Kein Volk ist freundschaftlicher gegen Fremde, eifriger, sie mit Lebensmitteln und allem Nöthigen zu versehen; hartnäckiger gegen Unterdrücker, als diese Gemeinde. Alle Personen desselben Standes und selbst Fremde, welche weder Freunde noch eine Stütze haben, reihen sich um denjenigen, welcher Bruder genannt wird, und den sie zu ihrem Präsidenten gewählt haben. Dieser läßt dann eine Zelle bauen; in diese stellt er ein Pferd, einen Stuhl und alles Nothwendige; auch bedient er seine Genossen; und Abends versammeln sich Alle und Jeder bringt

mit, was er sich für den Unterhalt der Zelle verschafft hat. Kommt ein Fremder zu ihnen, so empfangen sie ihn herzlich und erweisen ihm Gastfreundschaft bis zu seiner Abreise. Die Mitglieder dieser Gesellschaft nennen sich die jungen Leute und der Vorsteher führt den Titel der Bruder.“ Ibn Batuta erfuhr die Güte dieser Gesellschaft. Sobald er in Anatolien angekommen war, kam ein Mann zu ihm, der ihn und seine Gefährten zu einem Feste einlud; unser Reisender war sehr erstaunt, daß ein dem Ansehen nach so armer Mensch sich vornahm, eine so große Anzahl Personen zu bewirthen; aber man sagte ihm, daß der Einladende Mitglied einer Bruderschaft von 200 Kaufleuten, welche mit Seide handeln, sey, welche eine eigne Zelle besäßen. Er nahm daher ihre Einladung an und hatte bald Gelegenheit, von ihrer außerordentlichen Güte und Gastfreundschaft Zeuge zu seyn.

Ähnliche Abenteuer begegneten ihm während seines Aufenthalts unter den Turkomannen häufig. Unter andern befand er sich auch einmal, als er sich gerade einer Stadt näherte, von einer Menge Menschen umgeben, welche sein Pferd am Zügel ergriffen und ihm lebhafteste Furcht einflößten. Indessen näherte sich einer derselben, welcher arabisch sprechen konnte und sagte ihm, sie stritten sich Alle um die Ehre, ihm Gastfreundschaft zu erweisen, weil sie alle zur Gesellschaft der jungen Leute gehörten. Diese Erklärung beruhigte ihn, die jungen Leute loosten und Ibn Batuta begab sich mit seinem Gefährten in das Haus dessen, den das Glück begünstigt hatte.

Nachdem Ibn Batuta die vornehmsten Städte Anatoliens und Klein-Asiens besucht habe, kam er endlich nach Erzerum. Der König dieses Landes fragte ihn eines Tages, ob er schon vom Himmel gefallene Steine gesehen habe? — Nein, antwortete er ihm. — Gut, erwiderte der König, in der Umgegend der Stadt ist ein solcher gefallen, und zugleich gab er Befehl, denselben herbeizubringen. Er war schwarz, glänzend und von außerordentlich harter Substanz, so daß man ihn mit dem Hammer nicht zerschlagen konnte; er wog etwa ein Talent. Es ist dies nicht das einzige Mal, daß die arabischen Schriftsteller des Falles von Kirchithen erwähnen. Sie sprechen von einem Steinregen, der in der Provinz des eigentlichen Afrika fiel und welcher Alle zu Todte schlug, auf welche er fiel. Auch erzählen sie, daß man einstmals dem Kalifen Motawekkel einen Stein brachte, welcher in Taburistan vom Himmel gefallen war, er war 840 Rottl (310 Kil.) schwer. Das Geräusch, das er beim Fallen verursachte, war auf einer Entfernung von 4 Parasangen im Umkreis hörbar und er schlug in die Erde 5 Ellen tief ein. Mehrere andere Beispiele ähnlicher Thatsachen sind von den Arabern erwähnt, und die Beobachtungen der neuen Gelehrten lassen keinen Zweifel an der Richtigkeit dieser Angaben aufkommen. Ein meteorologisches Phänomen von sehr außerordentlicher Art erzählt Zahedh. Nach seiner Aussage sah man zu Aidhadj, einer zwischen Ispahan und Kufistan gelegenen Stadt, eine schwarze dicke Wolke so nahe an der Erde, daß man sie mit dem Kopfe berühren konnte; aus derselben kam ein Geschrei, ähnlich dem

eines männlichen Kameels. Endlich platzte diese Wolke und sie ergoß sich in solchen Regenbächen, daß man glaubte, es komme eine zweite Sündfluth. Darauf warf sie eine Menge Frösche und Shabbutz (eine Art Fische) von fürchterlicher Dicke aus, welche die Bewohner zum Theil aßen, zum Theil aber als Vorrath aufbewahrten. Die Thatsache ist unbestritten, daß die Vulkane der Cordilleras eine unendliche Zahl Fische ausgeworfen haben, und obgleich ein Fischregen nicht leicht ohne Zuthun eines Vulkans erklärlich ist, so ist doch die Natur so voll Wunder, daß beim gegenwärtigen Stand der menschlichen Kenntnisse es gewissermaßen Eigendünkel verrathen würde, eine ähnliche Thatsache absolut läugnen zu wollen.

Ibn Batuta besuchte, wie es scheint, die ersten Städte Anatoliens und wurden bei den türkischen Fürsten, welche dort regierten, zugelassen; man muß lebhaft bedauern, daß er uns nur eine kurze Notiz über die geschicktesten und glücklichsten Fürsten hinterließ, da zu der Zeit ihre glänzenden Umstände reißend zunahmen. „Ich bin,“ sagt er, „nach Brusa, einer ansehnlichen, von Ichtigar Oddin Urthan Beg, dem Sohne Dthman Jack's regierten Stadt gekommen. Von allen turkomanischen Königen ist er einer der berühmtesten, reichsten und mächtigsten, derjenige, welcher über das größte Land gebietet und die zahlreichste Armee besitzt. Er hat die Gewohnheit, unaufhörlich seine Festungen und die verschiedenen Theile seines Königreiches zu untersuchen, und sich nach ihrer Lage und ihren

Bedürfnissen zu erkundigen. Man sagt, er bleibe nie einen Monat in demselben Ort.“

Bei Castlemooni fuhr Batuta über das schwarze Meer und gelangte in die Krimm. Nach seiner Aussage war die Wüste Kipjak ganz grün und sehr fruchtbar, aber man traf darin weder Bäume, noch Berge, noch Hügel und Wälder an; gewöhnlich durchreiste man sie in einer Art Wagen, *Ariba* genannt, und die ganze Fahrt dauerte sechs Monate. Unser Reisender miethete einen solchen Wagen zu seiner Reise nach *El Kafa*, einer dem *Mohamed Uzbeck Khan* gehörenden Stadt. Dieser Khan befand sich damals gerade mit seinem Gefolge in einem Lande, das *Bish Tag* oder die fünf Berge heißt. Batuta kam daselbst am ersten Tag des Monats *Armadan* an. Aber wie groß war sein Erstaunen, als er eine ganze Stadt mit ihren Moscheen, Häusern, öffentlichen Gebäuden, Gartüchen, deren Kamine einen so langen Rauchsweif nachzogen, als die Stadt weiter vorrückte, vor sich hergehen sah. Der Sultan empfing ihn artig und sandte ihm einen Hammel, ein Pferd und einen mit *Koomis* oder Stutenmilch, einem Lieblingsgetränk der Tartaren, angefüllten ledernen Beutel.

Batuta hatte von der Stadt *Bulgar* sprechen hören und empfand ein lebhaftes Verlangen, sie zu sehen, um nach eigener Ueberzeugung beurtheilen zu können, ob Alles, was man von der Strenge ihres Klima's und der Ungleichheit der Tage und Nächte erzählte, wahr oder falsch sey. Zehn Reisetage war diese Stadt von dem tartarischen Lager entfernt. Batuta begab sich mit einem

Führer auf den Weg, und überzeugte sich während seiner Anwesenheit von der vollkommenen Wahrheit der Angaben der alten Reisenden. Man befand sich damals mitten im Sommer; die Nächte wurden so kurz, daß er sich, ehe er sein Gebet bei Sonnenuntergang geendigt hatte, genöthigt fand, sein Abendgebet zu beginnen, das er so schnell als möglich verrichtete; dann beeilte er sich, das Gebet um Mitternacht herzusagen, hierauf das, welches man El Wite nannte, aber ehe er dies vollenden konnte, hatte ihn bereits wieder die Morgenröthe überrascht.

Zu Bulgur erzählte man mir von dem Land der Finsterniß, sagt Watuta, und ich fühlte wahrlich eine große Sehnsucht, bis zu dieser Stadt zu gehen und dieses neue Land zu sehen. Eine solche Reise erforderte vierzig Tage; die großen Gefahren und die wenigen Vortheile, die sie mir in Aussicht stellte, ließen sich auf dieses Unternehmen Verzicht leisten; man kann, wie ich erfuhr, in diesem Lande nur auf kleinen, mit großen Hunden bespannten Schlitten reisen, und der ganze Weg ist mit solch hartem und glatten Eise bedeckt, daß weder der Fuß des Menschen, noch die Hufe der Thiere ihn betreten und sich stehend erhalten können; aber die Hunde haben Klauen, welche sie fest in diese schlüpfrige Oberfläche stoßen. Bloss reiche Kaufleute dringen in diese Gegenden und Jeder von ihnen besitzt vielleicht hundert solcher Schlitten, welche er mit Mundvorräthen, Getränk und Holz beladet, denn auf dem ganzen Wege trifft man weder einen Baum, noch einen Stein, noch ein Haus. Ein Hund, der die Reise mehrere Male gemacht hat, ist der einzige Führer. Ein solch köstliches Thier wird aber

auch bis zu 1000 Dinar verkauft. Man spannt es an den Wagen mit drei andern Hunden, welche er leitet, welche gehen, wenn er geht und welche halten, wenn er anhält. Niemals schlägt der Herr noch zankt er mit diesem Thiere. Fängt man an zu essen, so gibt man zuerst den Hunden ihr Futter, denn sonst würden sie wüthend und würden vielleicht durchgehen und so ihre Herren den größten Gefahren aussetzen. Ist man 40 Tage lang durch diese Wüste gereist, so kommt der Reisende in das Land der Finsterniß; jeder legt sodann was er mitgebracht hat an einen bestimmten Ort und geht dann an einen gleichfalls zum Voraus bezeichneten Platz. Am andern Tag kommen Alle wieder an den Ort, wo sie den Abend zuvor ihre Waaren gelassen haben, und finden da Sobel- und Hermelin-Felle und Pelzwerk vom Sinjab. Sind sie mit diesem Tausch zufrieden, so nehmen sie die Waaren mit fort, wo nicht, so lassen sie dieselben liegen und dann legt man noch andre dazu. Manchmal jedoch nehmen die Einwohner ihre Waaren wieder und lassen die der Fremden liegen. So werden in dem Lande der Finsterniß die Käufe und Verkäufe abgeschlossen; aber die Kaufleute wissen nicht, ob sie mit Menschen oder Gespenstern handeln, denn sie haben noch nie während der Unterhandlung irgend ein Wesen gesehen. Diese Pelzwaaren haben unter andern auch die Eigenheit, daß sie nie von einem Insect angegriffen werden.

Von Bulgar kehrte Ibn Batuta wieder zum Lager des Sultan zurück und begleitete diesen bis Astracan, einer am Uthi Coder der Wolga, einem der

größten Flüsse der Welt, gelegenen Stadt. Während der größten Kälte wohnte der Sultan immer hier. Waren die Wolga und die andern Flüsse gefroren, so warfen die Tartaren mehrere Tausend Bund Heu auf das Eis, um sicherer reisen zu können.

Eine der Frauen des tartarischen Khans war, wie es scheint, eine Tochter des Kaisers von Konstantinopel. Da diese Prinzessin die Erlaubniß erhalten hatte, ihren Vater zu besuchen, so erhielt Ibn Batuta die Erlaubniß, sie begleiten zu dürfen. Die Königin, welche in diesem Lande Bailun genannt wird, wurde auf ihrer Reise von 5000 Mann aus der Armee des Khan, worunter etwa 500 Reiter waren, begleitet. „Eine Tagesreise von El Sarai,“ sagt der Schreiber, „sind die Berge der Russen; diese sind Christen und haben rothe Haare und blaue Augen. Im Uebrigen ist es ein häßliches und treuloses Volk. Sie besitzen Silberbergwerke und aus ihrem Lande kommt der Suwam, eine Silbermünze, wovon jedes Stück 5 Unzen wiegt.“

Als die Carawane Mathuli, eine Festung an den Gränzen des Reichs, welches sich noch 22 Tagesreisen gegen Süden erstreckte, erreicht hatte, begab sich der Kaiser, von den Frauen seines Hofes begleitet, mit einer zahlreichen Armee auf den Weg, um seiner Tochter entgegen zu gehen. Die Prinzessin hatte sich eine Moschee folgen lassen, welche man auf jeder Station während der ersten Tagreisen aufgerichtet hatte; diese ließ man in Mathuli, der Dienst des Nucezzim hörte auf und die Prinzessin trank Wein und aß Schweinefleisch. Mit einem Wort, sie wurde wieder

eine Christin sobald sie das Gebiet ihres Vaters betreten hatte. Nichts desto weniger befahl sie den Offizieren welche ihr entgegen gekommen waren, namentlich an, unsern gelehrten Theologen mit Achtung zu behandeln.

Als sich die Prinzessin Konstantinopel näherte, sah sie den größten Theil der Einwohner, Männer, Frauen und Kinder ihr entgegengehen sowohl zu Fuß als zu Pferd, mit ihren Festkleidern geschmückt, die Trommel schlagend und Freudenrufe erhebend. In dem Augenblick, wo beide Armeen zusammentrafen, war das Gedränge so dicht, daß Ibn Batuta nur mit Gefahr seines Lebens und von Weitem die gegenseitige Begrüßung der Prinzessin und ihrer Eltern sehen konnte. Mit Sonnenuntergang zog man in Konstantinopel ein und die Glocken klangen so stark, „daß selbst der Himmel von dem Lärmen wankte.“

Bald nach der Ankunft der Prinzessin in Konstantinopel wurde Ibn Batuta, der, wie es scheint, bereits als bemerkenswerther Reisender einiges Interesse erregt hatte, bei Hofe vorgestellt. Aber lassen wir ihn selbst sprechen, denn wenn auch seine Erzählung einige historische Schwierigkeiten hat, so dürfte sie doch genau und wahrhaft seyn. „Am vierten Tag nach unserer Ankunft,“ sagt er, „wurde ich dem Sultan Lakfur, dem Sohn Georg's, des Königs von Konstantinopel, vorgestellt. Dieser lebte zwar noch, allein er hatte der Welt entsagt, war Mönch geworden und hatte das Königreich seinem Sohne übergeben. Als ich am 5ten Thore des Palastes, der von Soldaten bewacht ist, ankam, durchsuchte man mich, in der Furcht, ich könnte eine Waffe bei mir führen. Es

ist dies eine Förmlichkeit, welcher sich alle unterwerfen müssen, welche dem König vorgestellt seyn wollen, sie mögen einheimisch oder fremd seyn. Die Kaiser von Indien haben dieselbe Vorwärtsmaßregeln getroffen. Endlich führte man mich in den Empfangsaal und ich brachte dem Kaiser, der mit der Königin und seiner Tochter, unserer Herrin, auf dem Throne saß, meine Huldigung dar. Der Kaiser empfing mich mit Güte und fragte mich einiges über die Geschichte meines Lebens und über meine Ankunft. Auch erkundigte er sich nach Jerusalem, dem Tempel der Auferstehung, der Krippe Jesus, Bethlehem und der Stadt Abrahams oder Hebron. Darauf sprach ich von meinen Reisen nach Damaskus und Egypten, in Irak und die Gegend von Rom. Kurz, ich antwortete aufs Beste auf alle Fragen, die man an mich richtete. Ein Jude diente mir als Dolmetscher. Der König schien sehr erstaunt über meine Erzählung (wahrscheinlich wegen der großen Ausdehnung seiner Reisen) und sagte zu seinen Söhnen: diesen Mann soll man anständig behandeln, und ihm ein Geleite geben. Er bedeckte mich dann mit einem Ehrenkleide, ließ mir ein ganz ausgerüstetes Pferd geben, und einen seiner eigenen Sonnenschirme, was bei diesem Volke ein Beweis von Protektion ist, überreichen. Ich bat seine Majestät, sie möchte mir Jemand bezeichnen, der mich zu Pferde durch die verschiedenen Theile der Stadt, welche ich zu sehen wünsche, begleitete. Der König genehmigte meine Bitte und mehrere Tage hindurch durchritt ich in Begleitung eines Offiziers die merkwürdigsten Theile dieser so interessanten Stadt. Die größte Kirche ist die der heiligen Sophie: ich sah jedoch

nur die Außenseite. Ins Innere konnte ich deswegen nicht treten, weil am Eingang unter der Thüre ein Kreuz aufgestellt ist, das diejenigen anbeten müssen, welche die Schwelle der Kirche überschreiten wollen. Die Gründung des Gebäudes schreibt man Asaf, dem Sohne des Barachias und Enkel des Salomo zu. Die Stadt enthält eine beträchtliche Anzahl Kirchen, Klöster und andere der Religion geweihte Dertex.“

Es ist nicht leicht zu erklären, warum Ibn Batuta dem Kaiser Andronikus II. der damals auf dem Throne von Konstantinopel (zwischen 1332 und 1341) saß, den Namen La kfar beilegt. Seiner Behauptung, der Vater dieses Fürsten habe zu der Zeit noch gelebt und seine Tage in der Zurückgezogenheit zugebracht, wird auch von den Erzählungen anderer Reisenden widersprochen. Daß die bizantinischen Geschichtschreiber diese demüthigenden Verbindungen zwischen dem kaiserlichen Hause und den tartarischen Fürsten mit Stillschweigen übergehen, ist nicht außerordentlich! aber es ist nicht weniger erwiesen, daß Andronikus der Alte im Jahre 1302 seine Tochter dem Groß-Chan der Mongolen zur Ehe gab. Ueberdies findet man bei den alten Reisenden zahlreichere Beweise für innigere Beziehungen zwischen dem Hofe von Konstantinopel und denen der Levante, als die Geschichte anzugeben scheint.

Als die Türken Herren von Konstantinopel wurden, entlehnten sie von den Griechen ihre Gebräuche, Ceremonien und selbst den Schmuck ihrer Kleidungen. Die Pracht des ottomanischen Hofes war größtentheils nur eine Nachahmung der griechischen Kaiser. Ein

Bemerkenswerther Umstand ist, daß die Türken die gehäßige Gewohnheit, diejenigen Personen, welche vor den Kaiser gelassen werden, auszusuchen, von den Griechen scheinen angenommen zu haben. Uebrigens hat die hohe Pforte diese Gewohnheit zum Theil behalten, selbst wenn es sich von Gesandten handelt. Endlich ist auch das noch sonderbar, daß im 14ten Jahrhundert eine Volksfage der Griechen einem Enkel des Salomo Namens Asaf die Gründung ihrer Hauptkirche zuschreibt.

Da die sehr kurze Beschreibung, welche Ibn Batuta von der Kirche der heiligen Sophia gibt, sich nur auf ihr Aeußeres bezieht, so wird vielleicht die Beschreibung dieses Tempels von einem andern arabischen Schriftsteller einiges Interesse für den Leser haben. Folgendes ist die Beschreibung, welche El Harawi, welcher im 13ten Jahrhundert nach Konstantinopel kam, von diesem Tempel macht: „Das Innere dieser Stadt schließt Bildsäulen von Erz und Marmor, Säulen, wunderbare Talismane und andre große Denkmäler in sich, mit denen in der bewohnten Welt nichts verglichen werden kann. Dasselbst ist auch Aya (Sankta) Sophia, die größte Kirche der Stadt, zu sehen. Dakut Ibn-Abd Allah, der darin war, sagte mir, daß Alles so ist, wie ich es beschrieben habe. Im Innern sind 350 Thüren; man sagt, einer der Engel habe daselbst seine Wohnung aufgeschlagen und man hat eine goldene Schranke um den Ort, den er bewohnt, gezogen; was man in Hinsicht dieses Engels erzählt, ist sehr sonderbar.“ El Harawi verspricht sodann, ein andermal von der Bauart dieser Kirche, ihren Dimensionen, ihrer Höhe, von ihren Thoren und Säulen sowie von den

Merkwürdigkeiten der Stadt, von der Ordnung, welche dort herrscht, von den Fischarten, welche dort verkauft werden, von dem goldnen Thore, von den Marmorthürmen, den bronzenen Elephanten und allen ihren Denkmälern und Merkwürdigkeiten zu erzählen. Endlich ruft er aus: „Wöchte Gott in seiner Güte und Barmherzigkeit aus dieser Stadt, die größer ist als ihr Ruf, die Metropole des Islam machen.“

Drittes Kapitel.

Fortsetzung der Reisen Ibn Batuta's.

Ibn Batuta kehrt in die Tartarei zurück. — Geht nach Chorasän. — Sonderbare Gewohnheit. — Bukhara. — Seine Moscheen. — Balkh. — Der hindu'sche Kush. — Der Vater der Heiligen. — Die Afghanen. — Sindhi. — Ruinen in der Umgegend von Lahari. — Art, Truppen auszuheben. — Delhi. — Charakter des Kaisers. — Ibn Batuta wird zum Richter ernannt. — Was für ein Mittel er anwendet, um zu Geld zu kommen. — Er entgeht auf wunderbare Weise dem Tode. — Er wird Fakhir. — Wird zum Gesandten nach China gewählt. — Unterhandlungen zwischen den Höfen von Peking und Delhi. — Abreise der Gesandtschaft. — Sie wird von Räubern überfallen. — Ibn Batuta wird gefangen genommen. — Seine Leiden und sein Entkommen. — Die Stadt Baruu wird von den Yogee verheert. — Die Gostar. — Richterproben in Indien. — Reise nach Galikut. — Chinesische Dschonken. — Der kaiserliche Schatz geht in einem Schiffbruch unter. — Ibn Batuta besucht die Maldiven. — Wird zum Richter ernannt. — Heirathet drei Frauen. — Begibt sich nach Ceylan. — Er besteigt den Berg Adam's. — Der König der Affen. — Er schiffet sich in Kulan ein. —

Wird von Seeräubern gefangen genommen. — Kehrt nach den Maldiven zurück. — Besucht Bengalen, Sumatra und Tawaliff. — Kommt in China an. — Papiergeld. — Gog und Magog. — El Khanfa. — Leichenbegängnisse der Tartaren. Er kehrt nach Persien zurück. — Meffa. — Er besucht zum zweitenmal Tanager. — Seine Reisen in Spanien. — Er geht nach Sudan. — Thagari. — Abu-Latin. — Mali. Der Niger. — Das Hippopotamus (Nilpferd). — Die Menschenfresser. — Tombuctu. — Kafaw (Karka) — Bardama — Nakda. — Er kehrt nach Fez zurück und schlägt hier seinen bleibenden Wohnsitz auf.

Ibn Batuta hielt sich in Konstantinopel einen Monat und sechs Tage auf und kehrte dann nach Astracan zurück, wo er einige Zeit verweilte. Darauf verließ er die Tartarei, und begab sich nach Kavarasm oder Chorasm quer durch die fast walde- und wasserlose Wüste. Aber mag dieß nun ein Fehler des Verfassers oder dessen seyn, der einen Auszug aus seinem Werke lieferte, dieser Theil seiner Erzählung enthält so wenig Details, daß man kein anderes Interesse dabei findet, als was etwa sein unersättlicher Durst nach Veränderung gewährt. Chorasm war eine bevölkerte Stadt, und sie schien ihm die größte unter denen der Türken zu seyn. Die Einwohner zeichneten sich durch ihre höflichen und gastfreundlichen Sitten aus. Indessen herrschte bei ihnen eine sonderbare Gewohnheit. Der Pfarrer peitschte in Anwesenheit der religiösen Gemeinde Alle diejenigen, welche dem Gottesdienste nicht anwohnten, und verurtheilte sie überdieß noch zu einer Geldbuße von fünf Dinar. In jeder Moschee war eine Peitsche zur

Züchtigung der Schuldigen aufgehangen. Diese Gewohnheit ist in Bukhara noch in Gebrauch, so daß das Volk bei Strafe des Auspeitschens gezwungen ist, seine Religions-Pflichten zu erfüllen. Die zahlreichste Sekte zu Chorasm war die der Schismatiker, d. h. derer, welche die Prädestination verwerfen; aber sie thaten nichts für die weitere Verbreitung ihres Glaubens.

Von Chorasm begab sich Batuta nach Bukhara. Hier waren die Spuren der Verwüstungen des Dschengis-Chan damals noch lange nicht verschwunden. Von da ging er nach Samarkand, einer reichen und schönen Stadt, welche in den Augen des frommen Theologen durch die große Anzahl der Gräber von Heiligen, welche sich daselbst befinden, geheiligt ist. Hierauf reiste er über Gihon nach Khorasan. Hier hielt er sich nicht auf, sondern kam nach einem Weg durch eine unbewohnte Wüste, wozu er einen Tag und eine Nacht brauchte, nach Balkh, einer ehemals beträchtlichen Stadt, von der aber zu seiner Zeit nur noch Ruinen vorhanden waren. Dschengis-Khan hatte sie von Grund aus zerstört, so daß, obgleich man noch die Stelle fand, wo sie gestanden hatte, es doch rein unmöglich war, sich eine Idee von der allgemeinen Lage der Gebäude zu machen. Batuta versichert, daß eine der Moscheen von Balkh eine der größten der Welt und namentlich wegen ihrer Säulen bemerkenswerth war; aber Dschengis-Chan hatte sie umgestürzt, indem er nach einer Volksfrage glaubte, in dem Fundamente derselben werde sich ein bedeutender für eine spätere Herstellung des Gebäudes bestimmter Schatz befinden.

Nach seiner Abreise von Balkh schweifte Batuta sieben

Lage lang in den Bergen von Kuhistan (Kußistan), einem bergigen und mit vielen Dörfern besetzten Lande umher. Darauf kam er nach Herat, der seit den Zerstörungen Dschengis-Chan's größten Stadt von Khorasan. Von Herat begab er sich nach Barwan „auf welchem Wege sich ein hoher mit Schnee bedeckter Berg, der hindu'sche Gussl genannt, befindet,“ das heißt nach der bizaren Uebersetzung unsers Verfassers, der hindu'sche Verderber, „weil der größte Theil der von Indien in dieses Land gebrachten Sklaven daselbst als Opfer der starken Kälte umkommt.“ Auf einem Berge Namens Baschaj befand sich eine Zelle, in welcher ein Greis mit Namen Ata-Golia oder Vater der Heiligen wohnte. Der Sage nach war er 350 Jahre alt, doch erschien er Batuta höchstens als ein Mann von 50 Jahren. Dieser Eremit behauptete, alle hundert Jahre bekomme er neue Haare und neue Zähne und früher sey er der Rajah Aba Rahim Ratan von Indien gewesen, der in Multan in der Provinz Sindhi begraben liege.“ Wie dem auch sey, unser Muselman schenkte allen diesen Erzählungen und Träumereien wenig Glauben: es fehlte ihm die dicke Leichtgläubigkeit der Hindu.

Kandahar und Kabut befanden sich, als er sie besuchte, in dem traurigsten Zustand. „Diese letztere Provinz,“ sagt er, „ist von einem persischen Volke bewohnt, das man Afghanen nennt.“ Sein Zeugniß in Beziehung auf diese Völkerschaft ist von einiger Wichtigkeit. Die Afghanen selbst behaupten, sie stammen von Juden ab, und obgleich Alles, was man von ihrer Sprache in Europa kennt, dieser Behauptung widerspricht, so sind doch

mehrere gelehrte Orientalisten geneigt, sich vor der Autorität der Geschichte der Afghanen zu beugen; diese Geschichte hat aber einen so schwachen innern Halt und stammt aus so neuer Zeit, daß die Ausführung eines orientalischen Reisenden des 14ten Jahrhunderts, der zudem noch gut unterrichtet ist, wohl großes Uebergewicht über sie verdient. Batuta beschreibt die Afghanen als ein gewaltthätiges und mächtiges Volk, das das Handwerk von Straßenräubern treibt.

Unser unermüdlche Reisende schiffte sich hierauf auf dem Sindhi, welchen Fluß er für den größten der Welt erklärt, ein, und fuhr auf demselben bis Lahari (vielleicht Larry-Bunder?) einer an seiner Ausmündung gelegenen Stadt. In einer Entfernung von einigen Meilen befanden sich die Ruinen einer andern Stadt, wo man eine unzählige Menge von Steinen fand, welche Menschen und Thiere vorstellen. Allgemein glaubte man im Lande, es habe früher an diesem Blazze eine bedeutende Stadt gestanden, die Einwohner hätten aber so sehr jedes Gefühl von Frömmigkeit und Tugend verloren, daß sie Gott in Steine verwandelt habe, sie selbst mit sammt ihren Haushieren, Gewächsen und Pflanzen. Batuta zog dann nach Multan, der Hauptstadt von Sindhi, wo er Zeuge war von der Art, wie die Indier ihre Truppen ausheben.

Am Tag der Aushebung oder Musterung läßt der Emir eine Anzahl Bogen von verschiedner Größe vor sich bringen. Jeder nun, der sich einstellt, um sich als Bogenschütze anwerben zu lassen, muß einen dieser Bogen mit Anwendung seiner ganzen Kraft spannen. Sodann stellen sich die Bewerber je nach dem Grade ihrer gezeigten

Stärke in Reihen auf. Diejenigen, welche sich als Reiter vorstellten, mußten mit verhängtem Zügel gegen eine in der Luft aufgehängte Trommel als gegen ein Ziel rennen und dieselbe mit der Lanze durchbohren. Von der Gewandtheit und Kraft, welche sie dabei zeigten, hing ebenfalls die Stelle ab, die sie bekamen.

Delhi beschreibt Batuta als die erste Stadt des Islam im Osten sowohl in Beziehung auf Schönheit als Größe. Sie bestand aus vier aneinanderstoßenden Städten, welche zusammen nur eine bildeten: allein er bemerkt dazu, daß die größte Stadt der Welt nicht auch die verhältnißmäßige Einwohnerzahl habe. Delhi war bei seiner Ankunft eine Wüste. Die Bewohner hatten ihre Häuser verlassen, um sich der Grausamkeit des Kaisers zu entziehen und alle möglichen Vortheile, die man denen versprach, welche sich daselbst niederlassen würden, brachten keine neue Bevölkerung daselbst zusammen.

Dieser schreckliche Regent war der Kaiser Mohamed, ein Sohn des Ghiath Oddin Togli, ein Abkömmling der Türken, welche sich in den Bergen von Sindhi niedergelassen hatten. „Dieser Kaiser,“ sagt Batuta, „einer der großmüthigsten und großherzigsten Menschen, wenn er zufrieden war, wurde im entgegengesetzten Fall einer der gewaltthätigsten und grausamsten, und er verzieh nur äußerst selten denen, die seinen Zorn gereizt hatten.“ Es war dieß für einen Besuch ein gefährlicher Patron; allein der gelehrte Theologe Ibn Batuta wurde mit besonderer Gunst aufgenommen, der Kaiser überhäufte ihn in seiner Großmuth mit Wohlthaten und er hatte das Glück, ihm nicht zu mißfallen. An dem Tage, an

welchem er vor Se. kaiserliche Majestät gefordert worden war, sagte ihm nach der Huldigungs-Feierlichkeit der Großvezier: „Der Herr der Welt überträgt dir die Würde eines Richters von Delhi; zu gleicher Zeit läßt er dir ein Ehrenkleid sammt einem gefattelten Pferd und 12,000 Dinar für deine gegenwärtigen Bedürfnisse reichen; überdies weist er dir andre 12,000 Dinar als jährliche Besoldung und eine Anzahl Ländereien in gewissen Dörfern an, welche dir ebenfalls die gleiche Summe jährlich abwerfen werden.“ Nach dem Empfang dieser unerwarteten Ehre wiederholte der neue Richter, wie es Sitte war, seine Huldigung und zog sich zurück. Indessen blieb die Freigebigkeit des Kaisers nicht dabei stehen. Ibn Batuta erhielt noch ein Geschenk von 12,000 Dinar und ein vollständig eingerichtetes Haus wurde zu seiner Verfügung gestellt. Nichtsdestoweniger verursachte ihm die Verpflichtung: dem Hofe bei den Reisen des Kaisers zu folgen, solchen Aufwand, daß der arme Beamte in kurzer Zeit eine Summe von 50,000 Dinar schuldete. Vermitteltst einer ächt orientalischen List zog er sich aus dieser Verlegenheit. „Bald nach dieser Zeit,“ sagt er, „verfaßte ich in arabischer Sprache ein Lobgedicht auf den Kaiser und las es ihm vor. Er selbst machte eine Uebersetzung davon und schien äußerst zufrieden damit; denn die Indier lieben die arabische Poesie außerordentlich und fühlen sich sehr geschmeichelt, wenn sie in dieser Sprache gelobt werden. In Folge davon benachrichtigte ich den Kaiser von meiner Geldverlegenheit, und er gab gerne Befehl, daß meine Schulden aus seinem Privat-Schatze bezahlt würden,

indem er beifügte: Sorge dafür, daß künftig deine Ausgaben deine Einkünfte nicht mehr übersteigen.“

Kurze Zeit darauf machte unser Richter die Erfahrung, welche Qualen die Gunst eines launigen Tyrannen denen verursacht, die derselben sich erfreuen. Ein bis dahin mit dem Vertrauen des Kaisers beehrter Scheikh zog plötzlich aus unbekannter Ursache sein Mißfallen auf sich. Man forschte nach, welche Personen viel in der Gesellschaft des Schuldigen gewesen waren, und Ibn Batuta fand sich unter der Zahl derer, welche vier Tage nach einander an dem Thore des Palastes stehen mußten, während im Innern über ihr Schicksal berathen wurde. Es war dieß eine sehr peinliche Lage für unsern Richter; denn er hatte die Opfer des Argwohns des Kaisers mittelst großer Schleudern zerschmettern oder durch Elephanten, denen man Messer an die Füße gebunden hatte, zerstampfen sehen. Da nahm er seine Zuflucht zu einem fortwährenden Fasten und trank nichts als Wasser. Am ersten Tage wiederholte er wohl 30,000 Mal die Worte: „Gott ist unsere Stütze und unser mächtigster Beschützer.“ Endlich am vierten Tage wurde er freigesprochen; aber der Scheikh und Alle, welche ihn besucht hatten, starben eines gewaltsamen Todes.

Entsetzt über diesen schrecklichen Akt des Despotismus legte Ibn Batuta sein Richteramt nieder, gab den Fakirn all sein Hab und Gut, nahm ihr Ordenskleid an und unterwarf sich den verschiedenen Stufen mystischer Proben, welche die Novizen zu bestehen haben, bis es ihm gelang, fünf Tage lang fasten zu können: dann nahm er sein Frühstück, das in etwas Reis bestand, zu sich.

Indessen hatte der Kaiser ihn neuerdings vor sich rufen lassen. Er erschien im Palaste mit seinem groben Oberkleide und wurde gnädiger als je aufgenommen. Mohamed sagte ihm: „Ich will dich als Gesandten zum Kaiser von China schicken, denn ich weiß, daß du gerne entfernte Länder bereisest.“ Er nahm diesen Vorschlag mit Freuden an, und man reichte ihm sogleich Ehrenkleider, Pferde, Geld, mit einem Worte alles für eine solche Reise Nothwendige.

Es scheint, daß um diese Zeit der Kaiser von China dem Sultan Geschenke von großem Werthe übersandt und ihn zugleich um die Erlaubniß gebeten hatte, in der Nähe des Berges Kora, auf dessen unersteigliche Höhe die Ueberlieferung eine so große Ebene versetzte, daß man drei Monate brauchte, um sie zu durchreisen, einen einem Gözen geweihten Tempel wieder aufbauen zu dürfen. „Dieses Land,“ sagt unser Schriftsteller, „war der Sitz einer großen Anzahl ungläubiger hindu'scher Könige. Seine Gränzen dehnten sich bis an die Berge von Thibet aus, auf denen man Bisamziegen findet. Auch enthalten sie Goldbergwerke und erzeugen solche giftige Kräuter, daß nach starkem Regen Niemand das Wasser der nahen Flüsse zu trinken wagt; denn die Waldwasser, welche in sie fließen, kommen von dieser vergifteten Erde. Wer von diesem Wasser tränke, würde auf der Stelle sterben. Der den Gözenbildern geweihte Tempel, der Bur Khana (Buddh Khana) heißt, erhob sich am Fuß des Berges, und wurde von den Muhamedanern, die sich zu gleicher Zeit der Ebene bemächtigten, zerstört. Aber die Bewohner des Berges, welche ihren Unterhalt nur von dem flachen

Landе beziehen, brachten den Kaiser von China dahin, daß er zu ihren Gunsten bei dem Könige von Indien Vorstellungen machte. Zudem war es bei den Chinesen Sitte, zu diesem Tempel, der in einer Gegend Namens Semhal lag, zu wallfahrten.“

Es ist leicht einzusehen, daß dieser Tempel oder Budhana, von dem die Rede ist, nahe an den Gränzen von Budhan lag, und daß die von dem Ueberfluß und der Ausdünstung der Vegetation in diesem Lande verpestete Luft leicht zur Entstehung der Sage von vergifteten Flüssen Veranlassung geben konnte.

Der Kaiser von Delhi ließ auf die Anfrage des Kaisers von China erklären, daß kein der Religion gewidmetes Gebäude in einem den Muhamedanern unterworfenen Lande errichtet werden dürfe, ohne daß ein Tribut als Sühne dafür bezahlt würde. Unter dieser Bedingung allein könne er die gebetene Erlaubniß geben. Ibn Batuta wurde zum Gesandten ernannt, ausschließlich, um dem Kaiser von China diese schwierige Antwort zu überbringen, welche übrigens von sehr reichen, für zwei Vertraute des Kaisers bestimmten Geschenken begleitet war. Eine Abtheilung von 2000 Reitern sollte der Gesandtschaft bis an den Ort der Einschiffung als Bedeckung dienen.“

Die Gesandtschaft mit ihrem Gefolge mußte auf ihrer Reise an die Küste ein von Bürgerkrieg zerrüttetes Land durchziehen, und stieß wirklich auf eine Abtheilung Aufrührer. Sie sprengte sie zwar vollständig auseinander, aber einer der mit Bewachung der Geschenke beauftragten Offiziere kam in diesem Gefechte um. Einige

Tage später erfuhr Ibn Batuta und seine Begleiter, daß die Hindu ein muselmännisches Dorf in der Nähe angriffen, und sogleich eilten sie ihren Mitbrüdern zu Hülfe. Die Hindu flohen beim ersten Zusammenstoß; allein da sie sahen, daß unser unglücklicher Gesandter sich von dem Hauptkorps der Karawane getrennt hatte und nur von fünf Personen begleitet war, so näherten sie sich wiederum, und es gelang ihnen, demselben den Rückzug abzuschneiden. Ibn Batuta floh, was sein Pferd laufen konnte; aber da er in ein Thal, das dicht mit Wald bewachsen war und aus dem er keinen Ausgang bemerkte, gekommen war, so stieg er ab und gab sich gefangen.

Die Räuber plünderten ihn vollständig aus, banden ihn darauf mit Stricken und schleppten ihn zwei Tage lang mit sich in der Absicht, ihn zu tödten. Er verstand nicht eine Sylbe von ihrer Sprache. Endlich sah er sich plötzlich von ihnen in Freiheit gesetzt; allein er war in nicht geringer Noth, denn er wußte nicht, welchen Weg er einschlagen sollte. In der Furcht, seine Feinde möchten ihren Entschluß bereuen und wiederkehren, um ihn zu tödten, versteckte er sich in einem dichten Gestrüppe und hielt sich dort einige Zeit sorgfältig verborgen. So oft er auch auf's Gerathewohl einen Weg einschlug, immer schien es ihm, als führten sie in die Dörfer der Hindu oder in Einöden, und so kehrte er immer wieder in seinen Versteck zurück. Auf diese Art brachte er volle sieben Tage in der schrecklichsten Unruhe zu, nur von Früchten und Blättern der Waldbäume sein Leben fristend. Endlich am siebenten Tage bemerkte er einen Neger, der einen Wassereimer trug und einen beschlagenen Stock in der

Hand hielt. Nach den gegenseitigen Begrüßungen fragte ihn der Neges nach seinem Namen: „Ich heiße Mo-hamed,“ erwiderte der arme Gesandte; „aber wie heißest du?“ setzte er sogleich bei. „El-Kalb-el-karih (das verwundete Herz),“ antwortete seinerseits der Neges, indem er dem Unglücklichen zugleich eine Handvoll Bohnen oder getrocknete Erbsen zum Essen und Wasser zu trinken gab, und ihn fragte, ob er mitgehen wolle. Ibn Batuta strengte sich an, ihm zu folgen; aber er hatte nicht die Kraft dazu und fiel zur Erde. Der Neges nahm ihn nun auf die Schultern und trug ihn mit sich. Auf dem Wege fiel Ibn Batuta in einen tiefen Schlaf, und als er am andern Morgen bei Aufgang der Sonne erwachte, fand er sich am Thore des kaiserlichen Palastes.

Ein Kurier hatte bereits die Nachricht der verschiedenen Ereignisse nach Delhi gebracht. Der Kaiser bemühte sich, auf alle mögliche Art die Unfälle seines Gesandten zu vergüten. Er gab ihm 12,000 Dinar, ernannte einen andern Offizier an die Stelle des Gefallenen, und bald darauf machte sich der Zug von Neuem auf den Weg. Sie zog durch Kul, wo sie kürzlich so viel Unfälle erlitten hatte, ging von da aus nach Kanoge, Merwa und Gwalior, einer zu jener Zeit ansehnlichen indischen Festung, von der unser Schriftsteller eine unterhaltende Beschreibung gibt. Von Gwalior aus begab sie sich nach Barun.

Barun, eine kleine, von Muselmännern bewohnte Stadt, war von ungläubigen Völkerschaften umgeben und von wilden Thieren geplagt, welche oft sogar in die Stadt kamen und die Bewohner zerissen. Indessen ging das Gerücht, daß diejenigen Thiere, welche in die Wohnungen

der Menschen eindringen, nicht eigentlich wilde Thiere seyen, sondern Magiker, Yogee mit Namen, welche die Macht hatten, sich in beliebige Gestalten zu verwandeln. Ibn Batuta wiederholt eine von Ctesias sieben Jahrhunderte früher erzählte Geschichte, worin er sagt, daß die Yogee mehrere Monate lang sich aller Nahrung zu enthalten im Stande seyen. „Einige,“ sagt er, „graben sich in die Erde eine Art Höhle, über welche man Häuser bauen kann, wenn man ihnen nur ein Luftloch läßt. In dieser sonderbaren Behausung bleibt der Yogee mehrere ganze Monate, ohne zu essen oder zu trinken. Ich habe erzählen hören, daß einer ein ganzes Jahr so eingeschperrt blieb. Sie haben auch die Macht, die Zukunft vorherzusagen.“

Unter andern merkwürdigen Eigenschaften schreibt Ibn Batuta den Yogee auch die zu, daß sie einen Menschen mit einem Blick tödten können. Indessen haben diese Macht mehr die Frauen, welche man damals Gostar hieß. Die in Indien gegen diejenigen Unglücklichen verübten Grausamkeiten, welche Gegenstand abergläubischer Furcht waren, gleichen vollkommen den Proben und Todesarten, welche die europäischen Völker über die Hexen verhängten. Während Batuta in Delhi als Richter im Amte war, brachte man eine angebliche Gostar vor ihn, welche angeklagt war, durch ihre Blicke ein Kind getödtet zu haben. Der Richter sandte sie zum Bezier, welcher ihr das Urtheil sprach, daß sie mit vier großen, an sie gebundenen Simern im Flusse Jumma ertränkt werden solle. Da sie über dem Wasser schwamm, so ließ sie der Bezier verbrennen. Das Volk riß sich um ihre Asche in der

Ueberzeugung, daß Jeder, der welche bei sich trage, ein volles Jahr lang gegen alle Nachstellungen der Gostar gesichert sey. Die arabischen Reisenden des neunten Jahrhunderts, Bahab und Abuzaid, bemerken auch, daß im nördlichen Indien die Feuerprobe ganz so wie in Europa gebräuchlich war. Der Angeklagte mußte auf eine gewisse Entfernung ein im Feuer bis zum Rothglühen erhitztes Eisen tragen; darauf wurde die Hand verbunden und die Obrigkeit legte ein Siegel an den Umschlag. Waren nach einigen Tagen die Feuerzeichen verschwunden, so wurde der Angeklagte für unschuldig erklärt; im andern Fall wurde sein Verbrechen für erwiesen angenommen.

Das Reisebuch Ibn Batuta's führt uns darauf nach Malabar. Jeder Weg zu Lande ist hier von Bäumen beschattet, und auf jede halbe Meile steht ein aus Holz gebautes Haus mit zur Aufnahme der Reisenden eingerichteten Zimmern. In der Stadt Menjarum zählte Batuta 4000 muhamedanische Kaufleute; dagegen traf er in Pattan, einer von Braminen bewohnten Stadt, nicht einen einzigen Anhänger Mahomed's.

In Calicut, einem von reichen Kaufleuten aller Länder stark besuchten Hafen, mußte Batuta drei Monate lang auf die zu einer Seereise nach China günstige Zeit warten. Er gibt eine genaue Beschreibung der großen chinesischen Schiffe, welche Dschonken genannt werden: „Die Segel dieser Schiffe, welche aus Schilf, das wie Strohmatteu geflochten wird, bestehen, sind immer im Winde ausgehängt, selbst wenn die Dschonke im Hafen liegt. Einige dieser Fahrzeuge können bis 1000 Mann aufnehmen: 600 Matrosen und 400 Soldaten; drei andere Fahr-

zeuge von minderer Größe begleiten jedes dieser großen Schiffe. Man baut diese verschiedenen Schiffe nur in den entlegensten Häfen von China. Sie werden mittelst großer Ruder, welche man großen Masten vergleichen kann, von denen einige die Kraft von 25 Mann erfordern, in Bewegung gesetzt; der Kommandant eines jeden Schiffes ist ein Groß-Emir. Man säet und baut Küchenkräuter und Ingwer in großen, reihenweise an den Seiten der Schiffe aufgestellten Gefäßen. Ueberdieß tragen sie noch hölzerne Häuser, welche von den Oberoffizieren mit ihren Frauen bewohnt werden, so daß jedes Schiff eine Art unabhängiger Stadt bildet. Einige Chinesen besitzen eine sehr große Anzahl ähnlicher Schiffe, und im Allgemeinen sind die Chinesen das reichste Volk der Welt."

Endlich kam die Zeit der Abfahrt heran. Es lagen im Hafen 13 große Dschonken, von denen eine für die Aufnahme des Gesandten bestimmt war. Schon waren die kaiserlichen Geschenke eingeschiffet, und Watuta, der die kleineren Dschonken bequemer fand, hatte all sein Gepäcke an Bord gesandt, er selbst aber war zu Lande geblieben, um in einer Moschee seine Gebete zu verrichten. Am andern Tage sollte die Flotte unter Segel gehen; aber während der Nacht erhob sich ein solcher Sturm und das Meer wurde so heftig, daß der größte Theil der großen Schiffe, unter andern auch die Dschonke, welche den Schatz aufgenommen hatte, im Hafen selbst Schiffbruch litt; die kaiserlichen Offiziere kamen mit aller Bemannung um, und Alles war verloren. Das Schiff, worauf Watuta sein Gepäcke eingeschiffet hatte, gewann die offene See

so daß ihm nichts blieb als der Teppich, auf dem er seine Gebete verrichtete, und 10 Dinar, welche ihm einige Gläubige schenkten.

Nach diesem neuen Unglück wagte der arme Iman nicht wieder an den Hof von Delhi zurückzukehren; er bewarb sich daher um den Schutz des Königs von Hinaur. Er erhielt denselben auch, blieb einige Zeit daselbst, und reiste dann nach den maldivischen Inseln ab. „Dieser Inseln,“ sagt er, „sind es etwa 2000, und sie bilden eines der Wunder der Natur.“ Er schildert die Einwohner als äußerst reinlich, aber zugleich als schwächlich und zart. Die größten Inseln waren von einer Frau regiert, was auch die arabischen Reisenden des neunten Jahrhunderts bemerkt haben. Der wichtigste Handelsartikel dieser Inseln besteht in einer Art Faden, welcher aus den Fäden der Kokosnuß gemacht wird: man macerirt die Nuß im Wasser, schlägt sie mit einem Hammer ganz weich, und zieht hierauf die Fasern daraus, aus denen man den Faden bereitet. Dieser Faden diente dazu, die verschiedenen Theile der Schiffe in Yemen und Indien zu verbinden.

Ibn Butata wurde auf der Insel Mohl, ein Wort, das ihm die Wurzel des Namens der Maldiven, wie der ganze Archipel genannt wird, zu seyn scheint, mit großer Auszeichnung behandelt ¹⁾. Er wurde daselbst zum

¹⁾ Die Konjektur, welche die Namen Malabiven und Lakadiven als gleichbedeutend mit den 1000 Inseln annimmt, scheint mehr Wahrscheinlichkeit für sich zu haben; das Wort Mal und das Wort Laeca bedeutet im Sanskrit 1000. Dib oder Dipa ist eine Insel.

Richter ernannt, heirathete drei Frauen und hatte das Recht zu reiten, eine Ehre, die er nur mit dem Bezier theilte. Indessen wurde diese hohe Person, welche zugleich der Gemahl der Königin war, eifersüchtig auf den wachsenden Einfluß Batuta's. Unser Reisender, dem vielleicht auch die Zeit zu lange wurde, da er an Einem Orte so lange verweilen sollte, hielt es für rathsam, die Insel zu verlassen. Er trennte sich daher von zwei seiner Frauen und schiffte sich nach Maabar ein. Die Araber bezeichnen mit diesem Namen den nördlichen Theil der Küste von Karnata und von Koromandel, und man darf ihn nicht, trotz der Aehnlichkeit der beiden Wörter, mit Malabar verwechseln.

Gleich zu Anfang der Reise drehte sich der Wind, und blies so heftig, daß er das Schiff gegen Zeylan trieb. Nach Ibn Batuta's Versicherung war der große Berg Serendib in der Entfernung von neun Tagereisen sichtbar und glich einer großen Rauchsäule, deren Fuß von Wolken verhüllt war. Als das Schiff in den Hafen eingelaufen war, machte man den Muhamedanern Schwierigkeiten bei der Ausschiffung; Ibn Batuta hatte sich aber für einen Verwandten des Königs von Maabar ausgegeben und wurde mit Achtung behandelt. Er wurde vor den König gelassen und erklärte hier, der Zweck seines Besuchs auf der Insel sey: „die geheiligten Fußstapfen unseres Ur-Ahns Adam zu sehen.“ Der König gab ihm Erlaubniß zu dieser Wallfahrt, wies Dogee's und Braminen zur Begleitung der Muhamedaner an, und ließ ihnen durch Sklaven Lebensmittel bringen. Den Berg Serendib oder Adamsberg konnte man auf zwei verschiedenen Wegen besteigen;

den einen nannten die Eingebornen „den Weg des Baba“ oder des Adam, den andern „den Weg der Mama“ oder der Gra. Der letztere war bei Weitem der gangbarste; aber da das Verdienst einer Wallfahrt im Verhältniß zu den Schwierigkeiten des Weges wächst, so wurde der Weg des Baba vorgezogen. Der Abgrund, über dem sich unmittelbar der heilige Gipfel erhebt, wurde mittelst eiserner Ketten, welche an in den Felsen eingelassenen Klammern befestigt waren, überstiegen. Dieser Ketten sind es zehn, und eine ist immer über der andern angebracht. Die letzte führt den Namen „der Kette des Zeugen,“ weil Alle, welche auf dieser Höhe angekommen sind, bezeugen, daß sie beim Hinuntersehen eine lebhaftere Furcht vor dem Hinabstürzen empfinden. Bei dieser zehnten Kette befindet sich die Höhle Khizr, wo die Pilger ihre Geschenke niederlegen. Von da hat man noch zwei Meilen zu steigen, um auf den Gipfel des Berges bis zu dem Felsen zu gelangen, in welchem der Abdruck sich befindet, der von den Hindu „der Fuß des Buddha,“ von den Muhamedanern „der Fuß des Adam“ genannt wird. Die Länge dieses Abdrucks, sagt Watuta, beträgt 11 Palmen oder Spannen. In sehr früher Zeit waren die Chinesen hierher gekommen, hatten die Stelle des großen Zehen, so wie denjenigen Theil des Steines, der mit demselben zusammen hing, weggenommen und in einem Tempel der Stadt Zaitun aufgestellt. Man wallfahrtet dahin von den entferntesten Theilen China's. Neun kleine Nischen waren in den Steinblock, auf welchem der Abdruck sich befindet, gegraben, und hierhinein legten die gläubigen Pilger

Gold, Rubinen und andere Edelsteine. Auch kann man die Fakire, welche als Wallfahrer zur Höhle Khizr gepilgert sind, sehen, wie sie sich auf diese Nischen stürzen und sich darum reiben, welcher von ihnen zuerst Meister ihres Inhalts wird. Die Beschreibung, welche uns Ibn Batuta von dem Fuße des Adam gibt, weicht in einer Hinsicht wesentlich von der Wahab's aus dem neunten Jahrhundert ab. Zwar hatte dieser letztere Reisende die Wallfahrt nicht in eigener Person gemacht, aber unzweifelhaft hatte er die Nachrichten, die er uns hinterläßt, bei den Eingebornen eingezogen. Wahab sagt: „Der Abdruck hat nicht neun Palmen, aber gut 70 Fäuste in der Länge.“ Er fügt überdieß noch den sonderbaren Umstand bei, Adam habe, während er mit dem einen Fuß auf dem Berge gestanden sey, den andern im Meere gebadet.

In den Wäldern, welche den Fuß des Adamsberges umgeben, sah Batuta eine große Anzahl Affen von brauner Farbe, welche Bärte hatten, wie die Menschen. Wie die alten Griechen scheint er geglaubt zu haben, diese Thiere seyen eine Varietät der menschlichen Race. Der Scheikh Ottmann und sein Sohn, zwei fromme und glaubwürdige Personen, versicherten ihn, daß die Affen einen Anführer hätten, den sie wie einen König behandelten, daß dieser Fürst auf dem Kopfe einen aus Baumblättern zusammengesetzten Turban trage, und daß vier mit Stöcken bewaffnete Affen ihn beständig begleiten und seinen Tisch mit Nüssen, Citronen und anderen Früchten des Berges versehen. In diesem Lande sah Ibn Batuta auch einen weißen Elephanten, welcher dem Könige gehörte.

Von Ceylan segelte der unermüdliche Reisende nach der Küste von Koromandel ab. Während der Reise erhob sich aber plößlich ein heftiger Sturm, so daß das Schiff in der größten Gefahr schwebte. Indessen landete er frisch und gesund an dieser Küste. Er hielt sich übrigens nicht auf, sondern begab sich zu Lande nach Malabar. Hier schiffte er sich nach kurzer Zeit nach Kulan ein, um nach Hinaur zurückzukehren. Aber neues Unglück brach über ihn herein: das Schiff, das ihn trug, wurde von Seeräubern genommen, welche ihn all seiner Habe beraubten und fast nackt ans Land setzten.

In diesem Zustand gelangte er nach Calicut und suchte in einer Moschee Zuflucht; endlich kamen ihm einige Kaufleute, welche ihn in Delhi gekannt hatten, als sie seine Lage erfuhren, zu Hülfe. Nachdem er von Neuem die Maldiven besucht hatte, begab er sich nach Bengalen, welches ihm das fruchtbarste unter allen Ländern und zugleich dasjenige zu seyn schien, wo man am wohlfeilsten leben konnte. Der Hauptzweck seiner Reise nach Bengalen war, einen großen Heiligen zu besuchen, der in den Bergen von Kamru sich aufhielt. Der Scheikh Salal Odbin, der fragliche Heilige, behandelte unsern Pilger mit der größten Achtung und schenkte ihm bei seiner Abreise das Kleid von Ziegenfell, das er selbst trug.

Batuta traf am Ufer des Meeres eine Dschonke, welche nach Sumatra unter Segel zu gehen sich anschickte. Er konnte der Versuchung, diese Reise mitzumachen, nicht widerstehen, schiffte sich ein und gelangte nach 50 Tagen, die sie zur Ueberfahrt brauchten, in das Land Bahranakar (vermuthlich eine der Inseln Nicobar), wo die Menschen

Rachen wie die Hunde haben. Die Häuser standen am Ufer entlang und waren aus Schilfrohr erbaut. Vierzehn Tage darauf kam er auf der Insel Sumatra an, wo damals ein sehr großherziger König regierte. Da er alle Befenner Mohameds begünstigte, so wurde Batuta bei Hofe sehr wohlwollend empfangen. Nichtsdestoweniger hielt er sich bloß 14 Tage auf dieser Insel auf. Bei seiner Abreise nach China gab ihm der König Lebensmittel, Früchte und Geld mit. Nach einer Fahrt von 34 Tagen kam er in das stille Meer. Dieses hat eine rothe Farbe und man fühlt dort weder Wind noch Wogen, noch irgend eine Bewegung. Wenn die chinesischen Dschonken hier ankommen, lassen sie sich von den kleinen Fahrzeugen, welche sie begleiten, an Tauen weiter bugfieren.

Nachdem unser Reisender 37 Tage auf diesen stillen Wassern, welche in gewisser Hinsicht der „Frauenbucht“ im atlantischen Meere gleichen, zugebracht hatte, gelangte er in ein Land, das nach seinem König Tawalisi hieß. Man kann über die Lage dieses Landes nicht wohl eine Vermuthung aufstellen. „Dieser König,“ sagt er, „ist mächtig genug, um dem Kaiser von China die Spitze bieten zu können.“ Die Einwohner waren Götzendiener, schienen aber sehr schön zu seyn und glichen den Türken; ihre Gesichtsfarbe war kupferfarben und er rühmt ihre Stärke und Tapferkeit. Die Frauen stiegen ebenfalls zu Pferd, zeichneten sich im Wurfspeerwerfen aus und kämpften im Kriege wie Männer. Kailuka, eine der ersten Städte, in deren Hafen die Dschonke Anker geworfen hatte, war von der Tochter des Königs regiert. Diese ließ unsern Reisenden vor sich kommen, empfing ihn

höflich in türkischer Sprache, und schrieb, nachdem sie Tinte und Papier verlangt hatte, in seiner Gegenwart den Bismillah. Batuta verließ dieses Land und begab sich in die chinesischen Provinzen, wo er nach sieben Tagen ankam. Er beschreibt mit Bewunderung die Industrie, den Reichthum, die Bildung und die gute Ordnung der Chinesen.

Batuta bemerkt auch, daß die Chinesen Alles mit Papiergeld bezahlten; sie kaufen und verkaufen nichts gegen Dirhem oder Dinar. Bekommen sie ein solches Goldstück, so schmelzen sie es alsbald ein. Was das Papiergeld anbelangt, so hat jedes Stück oder jeder Schein fast die Länge einer Faust und trägt den Abdruck des königlichen Siegels. Sind diese Scheine zerrissen oder durch den Gebrauch abgenützt, so trägt man sie in ein Haus, wo man sie, ähnlich wie bei uns in der Münze, gegen andere, von dem König ausgestellte, eintauscht. Der König genießt alle Vortheile, welche die Circulation dieses Papiergeldes mit sich bringt.

Nach seiner Versicherung sind die Einwohner von China die geschicktesten Arbeiter der Welt. In der Malerei zum Beispiel kann sich kein Volk mit ihnen vergleichen. Zur Unterstützung dieser seiner Behauptung erzählt er folgende Anekdote: „Eines Tages kam ich auf einen Augenblick in eine ihrer Städte; einige Zeit nachher kehrte ich dahin zurück, aber wie groß war mein Erstaunen, als ich an Mauern und auf Papier mein und meiner Gefährten Bildniß in den Straßen angeschlagen sah! Dieses Verfahren beobachten sie gegen alle Reisenden, welche durch ihre Städte kommen, und sollte je ein

Reisender eine Handlung begehen, welche ihn nöthigen würde, die Flucht zu ergreifen, so würde sein Portrait in alle Provinzen versendet und er unverzüglich verhaftet werden.“

Die erste Stadt China's, welche er besuchte, war (El Zaitun ¹⁾). Der Hafen schien ihm einer der schönsten der Erde zu seyn. Er sah darin etwa 100 der größten Dschonken und eine unendliche Anzahl kleiner Fahrzeuge. Die muhamedanischen Kaufleute, deren es daselbst viele gab, waren sehr reich, und sie behandelten jeden Fremden ihrer Religion, der daselbst ankam, mit solcher großmüthigen Gastfreundschaft, daß sie ihn bald so reich machten, als sie selbst waren.

Von Zaitun machte Ibn Batuta eine fünfstägige Reise nach Sin Kilan, einer der größten Städte China's. Er traf daselbst eine Moschee und einen muhamedanischen Richter; versichert übrigens, daß in allen großen Städten China's, wo muhamedanische Kaufleute ansäßig waren, ein Richter und ein Scheikh von ihrer Religion mit dem Richteramte und mit der Schlichtung ihrer Streitigkeiten beauftragt waren. Er erfuhr, daß über Zaitun hinaus keine Stadt von einiger Wichtigkeit sich befände. „Von

¹⁾ Die Araber nahmen an, Zaitun habe seinen Namen von dem Wort, das in ihrer Sprache Olive bedeutet, obgleich sie zugleich mit Erstaunen bemerkten, daß in diesem Lande keine Oliven wachsen. Diese Stadt, welche viele Reisende für Kanton halten, ist das chinesische T h s i u a n s c h e u = s u. Es liegt mehr als 120 Meilen nordöstlich von Kanton, etwas nördlich von Nankin. Chemals nannte man es T s e u = T h u n g, aus welchem Namen die Araber Zaitun und Marco = Polo Zaitum gemacht haben.

diesem Ort," sagt er, „bis an die Schranke Gog und Magog rechnet man, wie man mich versichert hat, 60 Tagereisen. Die Völkerschaften, welche diese Gegend bewohnen, essen Alle, deren sie sich bemächtigen können, wesswegen sie auch Niemand besucht." Man hat vermuthet, diese Schranke Gog und Magog bezeichne die große Mauer; da aber Batuta sagt, daß er sie selbst nicht gesehen habe, und auch niemand, der sie selbst gesehen hätte, davon sprechen hörte, so ist es wahrscheinlich, daß er in die Wahrheit dieses Theils seiner Nachrichten selbst Zweifel setzte. In F an j an f u r begegnete er einem Jugendfreunde aus Zeuta. Dieser Mann war ebenfalls in Folge eines Auftrags am Hofe von Delhi gewesen, war dann nach China und hier zu großen Reichthümern gekommen. Ibn Batuta führt an, daß er den Bruder dieses Mannes einige Zeit darauf in Sudan getroffen habe und ruft aus: „Welche Entfernung trennt doch diese zwei Brüder!" Zur Zeit des Batuta dehnten, wie es scheint, die muhamedanischen Kaufleute den Kreis ihrer Handelsverbindungen von China bis an das atlantische Meer aus.

Unser Reisender schiffte sich auf einem Flusse ein und kam nach einer Fahrt von zehn Tagen nach El-Khansa (vielleicht Chenfi), welches er für die größte Stadt der Erde ausgibt. Jedes Haus war von einem Garten umgeben, und man brauchte drei Tage, um durch diese Stadt zu kommen. Sie war wieder in sechs andere Städte abgetheilt, deren jede von einer Mauer umgeben war. In der ersten wohnten die Wachen, deren Zahl sich auf 12,000 belief. Die zweite und schönste bewohnten

die Juden, Christen und Türken, die Anbeter der Sonne. Die Christen, von welchen hier die Rede ist, waren ohne Zweifel Nestorianer, welche aus Persien nach China, oder aber mit den St. Thomas-Christen nach Malabar gekommen waren. Die dritte war namentlich der Sitz der Beamten der Regierung. Die vierte schien das Quartier der weißen Leute zu seyn, und endlich war die fünfte von den unteren Klassen des chinesischen Volkes bewohnt. Unter den neuen Gegenständen chinesischer Manufaktur, welche Batuta in der Stadt El-Khansa sah, bemerkte er Schüsseln, welche aus Schilfrohr, das zusammengeleimt und mit glänzenden und dauerhaften Farben bemalt war, gefertigt wurden. Die Bevölkerung der sechsten Stadt bestand aus Seeleuten, Fischern, Schiffskalfaterern und Zimmerleuten.

Zu dieser Zeit waren gerade unter den Gliedern der regierenden Familie Uneinigkeiten ausgebrochen, deren nächste Folge ein Bürgerkrieg und der Tod des Chans war. Der Chan wurde nach tartarischem Gebrauche mit großem Gepränge beerdigt. Man grub in die Erde ein weites Loch, auf dessen Boden man ein prächtiges Bett stellte. Auf diesen legte man dann den Leichnam des mit seinen Waffen und seinen reichsten Kleidern geschmückten Chans; mit ihm wurden alle goldenen und silbernen Gefäße seines Hauses, vier Sklavinnen, welche seine Frauen gewesen waren, und sechs seiner geliebtesten Mameluken begraben; das Ganze wurde mit einer solchen Masse Erde bedeckt, daß sie einen großen Hügel bildete, auf dessen Gipfel man vier Pferde spießte. Diese Unruhen

bestimmten Ibn Batuta, seinen Aufenthalt in diesem Lande abzukürzen.

Er verließ daher El-Zaitun, schiffte sich nach Sumatra ein und ging von da nach Calicut und Ormuß. Darauf machte er eine Reise nach Persien und Syrien und kam dann zum drittenmal als Pilger nach Mekka im Jahre 749 (n. Chr. G. 1348). Im folgenden Jahre kehrte er nach Tanger zurück und besuchte seine Heimath. Aber noch war seine Leidenschaft für Reisen nicht befriedigt. Bald darauf reiste er wieder nach Spanien ab, durchzog den nördlichen Theil dieses Landes und kehrte dann nach Marokko zurück, um in die Provinz Sudan und die Gegend des Niger zu gehen. Fünfundzwanzig Tage nach seiner Abreise von Segelmessa kam er in Thagari an. „Es ist dieß ein Dorf,“ sagt er, „worin sich nichts Gutes findet, denn die Häuser und Moscheen sind aus Salzsteinen erbaut und mit Kameelhäuten bedeckt.“ Das Volk von Sudan kaufte dieses Salz, schnitt gleichförmige Stücke daraus, und gebrauchte es als gangbare Münze.

Er ging hierauf durch die große Wüste und kam nach Abu-Latin, dem ersten Bezirk von Sudan. Die Einwohner trieben fast alle Handel und bezogen ihre Kleidung aus Aegypten. Die Frauen erschienen unserm Reisenden äußerst hübsch. „Niemand führt hier den Namen seines Vaters,“ sagt er, „sondern den seines mütterlichen Oheims. Der Sohn der Tochter erbt immer vor dem Sohne die Güter, und ist dies eine Sitte, welche ich sonst in keinem Lande bemerkt habe, wenn nicht unter den ungläubigen Hindu in Malabar.“

Von Abu-Latin begab er sich auf einem von so

großen Bäumen beschatteten Wege, daß ein einziger einer ganzen Karawane als Zufluchtsort hätte dienen können, nach Mali. In dem Stamme eines derselben bemerkte er einmal einen Weber seine Arbeit verrichten. Während seines Aufenthaltes zu Mali führte ihn der Zufall bei einem großen Feste dem Könige entgegen; er stand auf und sprach: „Ich bin durch die ganze Welt gereist und habe bei allen Königen Zutritt gehabt; seit vier Monaten bin ich in deinem Lande und habe von dir weder ein Geschenk noch Lebensmittel erhalten; was sollte ich von dir sagen, wenn ich später nach deiner Person gefragt würde?“ Der König, betroffen über diese Anrede, beeilte sich, ihm ein Haus anzuweisen und mit Allem, was er nöthig haben konnte, zu versehen.

Während Batuta den Lauf des Niger, den er Nil nennt, verfolgte, sah er an den Ufern einer großen Bucht oder See's eine sehr große Anzahl Flußpferde. Man sagte ihm, daß in einigen Theilen von Sudan diese Ungläubigen Menschen fräßen, aber bloß schwarze, da das Fleisch der Weißen, weil nicht gehörig reif, nicht gesund sey. Nach einigen Tagereisen gelangte er nach Lambuku, von dem er nichts Besonderes erzählt. Die weiter entlegene Stadt Kafaw galt für die schönste in Sudan. Von da ging er nach Bardama, dann nach Nakda, einer aus rothen Steinen erbauten Stadt, in deren Nähe reiche Kupferminen ausgebeutet wurden. Von Nakda kehrte er endlich nach Feg zurück und schlug hier seinen bleibenden Wohnsitz im Jahre 734 (n. Chr. G. 1353), 28 Jahre nach seinem ersten Abgang auf Reisen auf. Er hatte jetzt alle Pflichten erfüllt, welche er sich selbst

im Laufe seiner Wanderungen auferlegt hatte, und die drei Brüder des Scheikh Borhan Oddin El Araj, von denen der eine in Persien, der andere in Indien, der dritte in China wohnte, besucht. Zuletzt brachte er auch dem Scheikh Rawam Oddin, welchen er in Feh wiederfand, Nachrichten von seinem im Innern Sudan's ansässigen Bruder mit.



Drittes Buch.

Fortschritt der Geographie im Mittelalter.

Erstes Kapitel.

Entdeckungen der Normannen. ¹⁾

Alterthum der Scandinavier. — Die Finnen. — Kreuzzüge des Nordens. — Die Türken, die Sarazenen und die Amazonen im Norden. — Reisen des Other. — Wallfischfang. — Beschreibung der Leichenbegängnisse der Russen von Wulfsten. Die Normannen brechen in Irland ein. — Sie erobern die westnischen Inseln. — Das Land Witheman. — Madoc's Reise. — Die indischen Gallier. — Entdeckung von Island. — Alterthümer, welche man daselbst findet. — Entdeckung und Kolonisirung von Grönland. — Reise des Hollur-Geit. — Verlust von Alt-Grönland. — Vinland. — Skrelingen oder Eskimo. — Karte der beiden Zeni. — Friesland. — Grolandia. — Heiße Quellen und aus Lava gebaute Häuser. — Boote der Eskimo. — Estotiland und Droceo. — Die neue Welt. — Kanibalen. — Die edlen Metalle.

So roh und so barbarisch die nordischen Nationen den auf der höchsten Stufe ihrer Bildung angekommenen

¹⁾ Dieses und das folgende Kapitel ist fast ganz der Geographie von Malte-Brun entnommen. Wir glauben die Leser davon benachrichtigen zu müssen.

Römern erscheinen mußten, so hatten sie sich doch über die niedrigste Stufe eines Volkes erhoben, das kein Verlangen, kein Bedürfniß nach Einsicht und Wissen fühlt. Die vereinten Stämme der germanischen und slavonischen Stämme bedeckten eine unermessliche Oberfläche der Erdkugel. Ihre freien Institutionen und ihr unruhiger und beweglicher Geist unterhielten beständige Beziehungen zwischen ihnen und die Natur ihres Landes selbst scheint uns zu dem Schlusse zu berechtigen, daß ihre geographischen Kenntnisse nie in so enge Gränzen eingeschlossen waren, als die Wissenschaft der alten Bewohner Griechenlands und Italiens.

Alle Beschreibungen von Scandaviem, welche auf uns gekommen sind, vom Jahrhundert des Pytheas bis zu dem Alfred's, enthalten lediglich gothische Namen. Auch die scandiavische Mythologie, welche in der Edda aufbewahrt ist, stellt nur solche Züge dar, wie sie der Natur der nördlichen Länder entsprechen und Gebräuche, welche aus dem Leben eines kriegerischen und an der See wohnhaften Volkes genommen sind. Selbst in Valhalla hört man in Mitten der Feste das Waffengeklirre, und Meth ersetzt den Nektar an der Tafel Odin's. Alle diese dichterischen, geographischen und mythologischen Beziehungen beweisen, daß seit undenklichen Zeiten das eigentliche Scandinavien von Einem und demselben Volk bewohnt war.

Aber östlich von diesen Erbthümern der Gothen trieben sich die nomadischen Stämme der Scythen und Sarmaten herum, welche die scandiavischen Kriegszüge des

10ten und 12ten Jahrhunderts uns haben kennen lernen. Bis zum Jahr 1157 diente Finnland wilden Völkern, den Finnen und Kyrialen, welche von ihren Räubereien lebten, zum Aufenthalt. Die Finnen, welche wie Tacitus erzählt, im ersten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung im Norden von Polen ansäßig waren, ließen sich vor dem 16ten Jahrhundert in der Gegend nieder, welche heut zu Tage ihren Namen führt. Ja, es scheint gewiß, daß Kolonien von diesem Volke in einige Provinzen von Scandinavien drangen. Im 10ten und 11ten Jahrhundert war der Meerbusen von Finnland, Kyriala-Botn genannt, der hauptsächlichste Schauplatz der Unternehmungen der scandinavischen Seeräuber.

Die Schweden, welche sich zum Christenthum bekehrt hatten, wendeten während des 12ten und 13ten Jahrhunderts ihre Waffen gegen die Bewohner von Finuland und des nördlichen Rußland. Aber diese für die Sache des Evangeliums so eifrig geführten Kreuzzüge gaben durch einen, durch die Unwissenheit der Zeit erklärlichen Irrthum diesen wilden Völkern, gegen welche sie geführt wurden, den Namen Sarazenen. In einem im Jahre 1239 geschriebenen Briefe ruft Konrad, Herzog von Mafovien, alle Ritter Deutschlands unter sein Banner, um mit ihm gegen seine heidnischen Nachbarn zu ziehen, welche er Preußen und andre Sarazenen nennt. Dieser Name findet sich auch, zwar ohne alle geographische Bezeichnung in einer alten Romanze über die Geburt und die Abenteuer des Zauberers Merlin, welcher selbst die Angelsachsen mit der allgemeinen Benennung Sarazenen be-

zeichnet. In diese Zeit muß man, wie es scheint, auch die Gründung der Stadt Abo verlegen. Sie liegt im Herzen von Finnland und heißt auf finnisch *Turku*, im schwedischen *Torg*, was einen Platz oder Markt bedeutet. Dieses Wort *Turku* führt Adan von Bremen zu der Annahme, es seyen in Finnland Türken ansäßig gewesen.

Die unerschrockenen Seeleute des Nordens beunruhigten durch ihre Einfälle unaufhörlich die Bewohner von Armorika und verachteten die Macht des römischen Reichs. Der König Alfred, welcher von 872 bis 901 regierte, hat uns die älteste Nachricht, welche wir von den Diensten besitzen, welche diese dreisten Abenteurer der Geographie geleistet haben, erhalten. Dieser große Fürst übersetzte das Werk des Drossius, welcher zu Anfang des fünften Jahrhunderts lebte, nicht nur ins Angelsächsische, sondern fügte demselben, um es zu vervollständigen, noch die Berichte zweier Reisenden bei, welche zu seiner Zeit den Norden von Europa durchzogen waren.

Einer dieser Reisenden war ein edler Norweger Namens Othar, welchen die bürgerlichen Kriege und die Revolutionen seines Vaterlandes zwangen, an dem Hofe Alfred's Zuflucht zu suchen. In seinem Lande galt Othar für einen sehr reichen Mann, denn er besaß außer sechs zur Jagd abgerichteten Damhirschen noch 600 andre, nebst 20 Stücken anderes Vieh. Er erhielt auch von den Finnen eine jährliche Abgabe in kostbaren Pelzen, Federn, Wallfischknochen und Schiffstauen, welche aus Häuten von Seekälbern gefertigt waren. So waren

vor etwa 6 Jahrhunderten die Sitten der nördlichen Völker fast dieselben, wie heut zu Tage.

Other wohnte in Halgoland, dem nördlichsten Theile Norwegens, an den Küsten des atlantischen Meers. Das nördlich von da gelegene Land war durchaus unfruchtbar und unbewohnt mit Ausnahme einiger Plätze, wohin die Finnen während der Sommerszeit der Jagd oder des Fischfangs wegen kamen. Neugierig zu wissen, wie weit diese Wüste an der Nordküste hin sich erstreckte, segelte Other längs derselben hin, das offene Meer immer links liegen lassend. In drei Tagen war er an dem entferntesten Punkt, bis wohin die Wallfischfänger gewöhnlich kamen, angelangt. Dennoch setzte er seine Reise noch weitere drei Tage fort und er bemerkte, daß die Küste statt wie bisher gegen Norden nun gegen Osten läuft. Er folgte derselben vier Tage lang und fand, daß sie ihre Richtung noch einmal änderte und sich gegen Süden umbog; daher fuhr er fünf Tage gegen Süden und kam ans Land der Beormier oder Permier, welche, wie ihm vorkam, dieselbe Sprache wie die Finnen sprachen. So scheint es gewiß, daß Other im Norden von Europa bis ins weiße Meer schiffte, dessen östliche Küste damals die Permier, gegenwärtig die Samoyeden bewohnten. Neugierde war aber nicht einzig und allein der Grund zu seiner Reise; er war nach der genauen Uebersetzung des Königs Alfred ausgegangen, um das Walrus oder Seepferd aufzusuchen, das wegen seiner Elfenbein-Zähne und seiner so starken und weichen Haut sehr geschätzt war; er traf im weißen Meere eine so große Anzahl dieser Thiere, daß seine Mannschaft

in dem kurzen Zeitraum von drei Tagen 60 derselben erlegen konnte.

Other kannte auch die Schifffahrt im baltischen Meere; er erwähnt Schon=eg oder Scanien, Becin=ga=eg oder Bleking und der Länder der Angeln, Sachsen und Wenden. Das Kwenland oder das Land der Kwelen lag zwischen dem weißen Meere und dem borthnischen Meerbusen. Die Aehnlichkeit dieser nationalen Bezeichnung mit dem scandinavischen Worte Ducea, was Frau bedeutet, veranlaßte mehrere Schriftsteller des Mittelalters zu der Annahme, es gebe im Norden ein von Amazonen bewohntes Land. So bevölkerten Unwissenheit und Namen=Aehnlichkeit die nördlichen Gegenden Europa's mit Amazonen, Sarazenen und Türken.

Wulfsten, der andre Reisende, dessen Erzählung König Alfred berichtet, besuchte mehr die östlichen Küsten des baltischen Meers. Westlich von Weonobland oder dem Lande der Wenden und von Witland oder Preußen floß der Fluß Wisla oder die Weichsel, und die auf der andern Seite dieses Flusses gelegenen Gegenden führten den gemeinsamen Namen Estum oder Estland. Die isländischen Sagas erwähnen außerdem noch das Pulina-Land oder Polen und Gardaríche oder das Reich der Stadt, ein Name, mit dem sich ehemals Nowogorod brüstete. Die ältesten Schriftsteller von Island nennen den Don Banaquist, ein Wort, das wahrscheinlich Fluß der Steppen oder der Wüste bedeutet.

Estland oder Neurußland enthielt nach der Aus=

sage Wulfsten's eine große Anzahl von Städten, welche alle von einem König regiert waren. Das Land hatte Ueberfluß an Honig und der Fischfang versah die Einwohner reichlich mit Fischen. Die Könige und der Adel nährten sich von Pferdemiclk, während die Sclaven und die Armen, welche die Bereitung des Biers nicht kannten, sich statt jedes Getränks mit Meth begnügten. Unter den sehr wunderlichen Gewohnheiten der Estländer fiel Wulfsten namentlich folgende auf: man vertheilte das Gut eines Verstorbenen nicht unter seine nächsten Verwandten, sondern unter die besten Reiter, welche seinem Leichenbegängnisse beiwohnten. Wenn der Körper auf dem Scheiterhaufen lag, machte man mehrere Pakete aus der gesammten beweglichen Habe des Verstorbenen, stellte sie in gleichen Zwischenräumen von einander je nach ihrer Größe und ihrem Werth, so daß das größte und werthvollste am weitesten von der Stadt entfernt war, auf und lud dann Alle, welche gute Pferde hatten, ein, sie möchten kommen und sich um die den besten Reitern bestimmten Preise bewerben.

Irland wurde von den Normannen im 7ten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung entdeckt, wenn wir ihren Geschichtschreibern Glauben schenken dürfen; aber man kann sich des Gedankens nicht erwehren, daß in diesen, wie in vielen ähnlichen Fällen, Expeditionen in die Ferne und wichtige geographische Entdeckungen viel baldiger Statt gefunden haben, als zu der Zeit, welche die Geschichte bezeichnet. Jedenfalls ist gewiß, daß im 7ten Jahrhundert die nordischen Seeräuber häufig an den Küsten landeten,

um zu plündern; ja sie setzten sich daselbst fest und legten den Einwohnern Tribut auf.

In einer uns näher gelegenen Zeit (im Jahr 964 n. Ch. G.) besetzten die Normannen die Inseln Schetland, Fetland und Hialtland, welche eine Zeitlang einen Theil der Grafschaft Orkney (Orcaden) ausmachten. Diese Seeräuber bekamen eine genaue und vollständige Kenntniß dieses Archipels. Sie vertrieben daraus die alten Einwohner, welche Peti oder Papä heißen, welches wahrscheinlich die Picti der Römer sind. Endlich unterwarfen sie sich noch außer diesen Inseln einen beträchtlichen Theil des Norden von Schottland und ihre Denkmäler sind noch die erkennbarsten unter denen der Hochlande dieses Königreichs.

Die Normannen eroberten im Jahre 893 die Hebriden und gaben ihnen den Namen Sudeyey oder südliche Inseln, um sie von den Orkaden zu unterscheiden. Die Sudeyey und die Insel Man bildeten nur ein Königreich unter demselben geistlichen Scepter, und auch seither war das Bisthum von Sodor immer mit dem von Man vereinigt. Alle diese über die britanischen Inseln gemachten Eroberungen blieben bis in die zweite Hälfte des 13ten Jahrhunderts bei dem Königreich Norwegen. Indessen erzählen die alten isländischen Chroniken, daß die Normannen im Laufe des 9ten Jahrhunderts östlich von Irland ein großes Land entdeckten, das sie Großirland oder das Land Whiteman (weißer Mann) nannten. Fast alle Kritiken setzen diese angebliche Entdeckung in die Reihe fabelhafter Ueberlieferungen; aber diese befremdenden Erzählungen von

den ersten Reisen der Scandinavier sind nach Allem so einfach, so wenig poetisch, so rein von aller monströsen oder absurden Beimischung, daß man viel eher an die Wahrheit ähnlicher Entdeckungen, als an ihre Erfindung glauben kann; denn im Allgemeinen geben halbwilde Völker ihren Gebilden keinen Schein der Wirklichkeit. Ihr Charakter und ihr Geschmack beschäftigt sich immer mit Gedanken und Gefühlen, denen nichts in der Wirklichkeit gleicht. Das *Landnamabok*, eine der ältesten historischen Ueberlieferungen Islands, spricht in folgenden Ausdrücken von der im Westen gemachten großen Entdeckung:

„Ari war der Sohn des Mar von Reikholar und der Thorkatla, einer Tochter des Hergils Grappson. Er wurde auf die Küste des Landes Whiteman geworfen, welches Andre Grosfirland nennen, und das im westlichen Ocean bei dem guten Finnland gelegen ist. Hier wurde Ari, da er die Erlaubniß, in sein Vaterland zurückkehren zu dürfen, nicht erhalten konnte, gefangen gehalten und getauft. Dieses wurde von Rafn, dem Kaufmann aus Limerik, welcher mehrere Jahre in Limerik gewohnt hatte, erzählt und überdieß hörte Thorkil Geetson diese Thatsache von mehreren Isländern erzählen, welche dabei waren, als Thorsfin, der Graf von den Orkadon, bestätigte, daß Ari im Lande Whiteman gesehen worden sey und daß er daselbst großer Achtung genieße, obgleich er gefangen zurückbehalten werde.“ Demnach scheint es, daß die Normannen mit dem westlichen Theil von Irland Handelsbeziehungen unterhielten, und dieß wird uns wenig in Erstaunen setzen, wenn wir bedenken, daß sie alle längs dieser Küste gelegnen Inseln im Besiß hatten.

Eine ebenfalls zweifelhafte, aber in späterer Zeit ausgeführte Reise ist die des gallischen Prinzen Madoc, eines Sohnes des Owen Gwynnedd, welcher sich mit 300 Mann auf 10 Schiffen einschiffte, um nicht Zeuge von den wegen der Thronfolge unter seinen Brüdern ausgebrochenen Uneinigkeiten zu seyn. Madoc und sein Bruder Rhiyd nahmen sich vor, die Entdeckungen einer früheren im Jahr 1170 unternommenen Expedition, auf welcher man ein mitten im Ocean in beträchtlicher Entfernung von der Westküste gelegenes Land entdeckt hatte, fortzusetzen. Nach ihrer Abreise erhielt man von diesen kühnen Schiffern keine Nachricht mehr, und die Volksüberlieferung vereinigte in der Folge ihre Reisen mit denen von Gaoran und Merddin unter dem gemeinschaftlichen Titel der drei Verschwindungen. Der so eben erwähnte Merddin lebte im 5ten Jahrhundert und schiffte sich nach der Sage der Legende auf einem Hause aus Glas in Begleitung von neun gallischen Bardcn ein. Es ist schwer zu glauben, daß Madoc im 12ten Jahrhundert den atlantischen Ocean in seiner größten Breite durchschiffte, da er Irland im Norden liegen ließ. Indessen bestätigt M. Owen, der Biograph der berühmten Männer des Fürstenthums Gallien, daß er eine bedeutende Menge von Dokumenten gesammelt habe, welche zu beweisen suchen, daß Madoc das amerikanische Festland erreichte, wo die Nachkommen dieses Prinzen und seiner Begleiter heute noch ein Volk bilden. Dieses Volk, sagt er weiter, bewohnt die südlichen Arme des Missouri, und ist unter den verschiedenen Namen der Paduka, der weißen Indier, der civilisirten Indier, und der gallischen Indier

bekannt. Dieser letztere Name wurde ihnen von den kambrischen Alterthumsforschern gegeben.

Etwa gegen das Jahr 861 führte ein Zufall einige skandinavische Seeräuber an die Inseln Feroë, und kurze Zeit darauf wurden verschiedene Abenteurer derselben Nation, welche eine Fahrt zu diesem neu entdeckten Land unternommen hatten, durch einen Sturm auf die östliche Küste Islands, oder Sniá-Land, wie man es Anfangs nannte, geworfen. Im Jahre 864 umsegelte ein Mann, Namens Gardar, diese Insel, und gab ihr, um das Andenken an diese That zu erhalten, den Namen Gardars-holm. Er bestimmte mit vollkommener Genauigkeit ihren wirklichen Umfang, der, wie er sagt, 168 Wikur oder 670 Seemeilen betrug. Einige Jahre nachher wagte ein Norweger, Namens Floke, den Winter auf der nördlichen Küste, wo er zwei Jahre blieb, zuzubringen. Diese Erfahrung hatte die Kolonisirung Islands, welche um diese Zeit noch von den in Norwegen ausgebrochenen politischen Unruhen begünstigt wurde, zur Folge. Ingolf, eines der Häupter der unzufriedenen Partei, schiffte sich im Jahre 874 mit einem zahlreichen Gefolge ein, und ließ sich in einem der fruchtbaren Thäler der Südostküste dieser Insel nieder.

Die ersten isländischen Kolonisten fanden ungeheure Strecken von Birken- und Lannen-Wäldern bedeckt. Trotz der Rauhigkeit des Klima's vermochten sie etwas Gerste und andere Getreide-Arten zu bauen. Heutzutage ist die ganze Insel eine unfruchtbare Wüste: alle ihre Urwälder sind abgehauen, und sie bringt seit langer Zeit kein Getreide mehr hervor. Aber es ist

schwer zu entscheiden, ob diese außerordentlichen Veränderungen einer starken Umwandlung des Klima's zugeschrieben werden müssen, oder ob sie nicht vielmehr als natürliche Folgen der Vermehrung des Viehs zu betrachten sind.

Ein bemerkenswerther Umstand bei der Entdeckung Islands beweist, daß diese Insel schon lange Zeit vorher bewohnt gewesen war: man fand daselbst Glocken, hölzerne Kreuze, Bücher, welche mit irländischen Buchstaben geschrieben waren und selbst die Art dieser Ueberbleibsel ließ die Norweger glauben, daß die ersten Bewohner Christen waren, welche entweder aus Schottland oder aus Irland hiehergekommen waren. Im Allgemeinen weigert sich der menschliche Geist, dasjenige als wahr anzuerkennen, was er nicht erklären kann. So haben sich auch verschiedene Schriftsteller angestrengt, diese behauptete Entdeckung, welche zu läugnen sie sich nicht scheuten, in Mißkredit zu bringen. Indessen ist doch leicht anzunehmen, daß Scandinvier und Bewohner der brittischen Inseln in den nordischen Meeren mehrere Jahrhunderte lang schifften, ehe die Geschichte das Andenken an ihre Unternehmungen aufbewahrte. Ueberdies begnügen sich die ältesten isländischen Chroniken nicht damit, die Spuren der ersten Bewohner zu erwähnen, sondern sie erklären förmlich, daß vor der norwegischen Einwanderung in einigen Theilen der Insel bereits einige Niederlassungen gegründet waren. Sie führen Kirkiubui, eines der heißesten und fruchtbarsten Thäler der Südküste, als den Wohnsitz dieser Papä, wie sie die Fremden nennen, an. Wegen ihrer Abneigung

gegen heidnische Kolonisten seyen diese wieder über das Meer abgezogen. Auf die Kolonisirung Irlands durch die tapfern und kühnen Norweger folgten bald andere Entdeckungen im Westen. Ein edler Norweger, Namens Erik Rauda, ein Sohn Thorwald's, gerieth in Streit mit seinem Nachbar Gholf, und tödtete ihn. Wegen dieses Verbrechens und einiger anderer weniger schwerer Vergehen wurde er zu einer Verbannung von drei Jahren verurtheilt; da er erfahren hatte, daß ein Mann, Namens Gunbiorn, einige Zeit vorher eine Klippe im Westen von Island, welche er nach sich Gunbiorn's Schieran oder Klippe des Gunbiorn nannte, und ein noch weiter östlich gelegenes Land von großer Ausdehnung entdeckt habe, so entschloß er sich, die Zeit seiner Verbannung zu einer Entdeckungsvreise in dieses Land zu verwenden. Er schiffte sich also auf Island ein, bekam bald ein Land, welches er Hirjalfs=Neß nannte, vor's Gesicht, setzte seine Reise südöstlich fort, lief in einen kurzen sehr tiefen Meeresarm ein, welchem er den Namen Erik's=Sund beilegte, und brachte den Winter auf einer reizenden und nahe gelegenen Insel zu. Im folgenden Jahre untersuchte er das Festland. Bei seiner im dritten Jahre erfolgten Rückkehr nach Island stellte er seine neue Entdeckung im günstigsten Lichte dar, und rühmte das prächtige Holz, seine reichen Wiesen, und seine von Ueberfluß strotzenden Fischweihern. Endlich gab er noch um den Eindruck, den seine wunderbaren Beschreibungen hervorgebracht hatten, zu erhöhen, diesem neuen Lande den verführerischen Namen Greenland, (Grünes Land) Grönland. So entschied sich eine große Anzahl Norweger

und Isländer, sich unter seinem Oberbefehl einzuschiffen. Sie nahmen alle zur Gründung einer Kolonie nöthigen Gegenstände mit sich, aber von den 25 Schiffen, welche unter Segel gegangen waren, gingen 13, ehe sie das verheißene Land erreichen konnten, zu Grunde. Dieser traurige Unfall vermochte nicht die Auswanderungslust zu schwächen, und neue Expeditionen gingen bald von Island und von Norwegen ab.

Grönland, diese große, vom nördlichen Amerika durch die Meerenge Davis getrennte Insel oder Halbinsel, wurde der Mehrzahl der isländischen Chroniken zufolge im Jahre 982 entdeckt, und vier Jahre später bevölkert. Andere Chroniken versehen ihre Entdeckung in das Jahr 932; endlich sind offene Briefe von Ludwig dem Sanftmüthigen, welche vom Jahre 834 datirt sind, und eine Bulle Gregor's IV. vom Jahre 835 vorhanden, welche der Kirche von Hamburg das Privilegium übertragen, die Heiden von Island und von Grönland zu bekehren. Dürfen wir demnach annehmen, daß die kühnen Seeleute Hamburg's schon zu Anfang des neunten Jahrhunderts die nördlichen Meere durchschiffen haben, daß aber ihre Entdeckungen, welche dem Handel nur schwache Vortheile versprachen, bald in Vergessenheit geriethen? oder aber ist es nicht wahrscheinlicher, daß sie fortwährend kamen, um in diesen Meeren zu schiffen, daß aber die Isländer, welche im Frieden sich mit der Literatur beschäftigten, und in ihren Werken die Geschichte ihrer Niederlassungen aufbewahrten, diesem Umstande allein den Ruf, dessen sie genoßen, verdankten nämlich die Urheber aller großen Entdeckungen, welche im Norden von

Europa gemacht wurden, gewesen zu seyn? Verschiedene Schriftsteller halten zwar die Patente der Kirche von Hamburg für falsch, oder glauben, dieselben seyen durch Einschaltungen verfälscht worden; aber wenn die Kritik so willkürlich wird, so hat man das Recht, eine Unge- rechtigkeit zu vermuthen.

Die in Grönland ansässigen Kolonisten von Island und Norwegen erhielten Bischöfe aus Europa, und standen mit Norwegen bis zum Jahre 1418 in mannigfaltigen Beziehungen. Sie bezahlten dem Papsst eine jährliche Abgabe von 2600 Pfund Wallroßzähnen als Zehnten und Pfennig des heiligen Petrus. Obgleich diese kleine Gemeinde zwei Städte, Namens Garda und Frattalid, erbaut hatte, so stand sie doch in Beziehung auf die Zahl ihrer Einwohner dem kleinsten Kirchsprengel des Mutterlandes nach. Ein Schiff brauchte zu einer Fahrt von Norwegen nach Grönland und zur Zurückfahrt fünf Jahre; denn im Jahre 1383 brachte ein in Norwegen anlangendes Fahrzeug die erste Nachricht von dem Tode des Bischofs von Grönland, welcher nun bereits sechs Jahre todt war, dahin. So hatten, so groß auch sonst ihre Unerforschlichkeit war, die Schiffer des Nordens um diese Zeit in den Künsten der Schifffahrt noch sehr schwache Fortschritte gemacht. Grönland bot im zehnten Jahrhundert denselben traurigen und öden Anblick, wie noch heut zu Tage dar. Es glich einer schrecklichen Masse nackter Felsen und unabsehbarer Gletscher; ungeheure Eisberge, wie sie die Normannen in ihrem alten Lande nie gesehen hatten, zogen längs der Küsten hin, und füllten alle Meerengen aus. Die Kolonisten kannten das

Brod nicht, und trieben keinen Landbau; sie tauschten die Zähne der Wallrosse und die Felle der Seekälber gegen Holz aus, dessen sie bedurften, um sich zu wärmen und Häuser zu bauen. Die Küste war nur an denjenigen Plätzen bewohnt, wo der Fischfang eine reiche Beute abwarf. Das Innere des Landes, voll mit Schnee und Eis bedeckter Berge und Thäler, war ebenso unzugänglich, wie gegenwärtig; der traurige und trostlose Anblick dieses ungastfreundlichen Bodens, seine unendliche Entfernung und die Gefahren aller Art, welche die Fahrzeuge an seinen Küsten liefen, endlich die kleine Anzahl der Abenteurer, welche eine solche Reise zu unternehmen wagten, machten Grönland in der Meinung des Volkes zu einem Land der Wunder. So ließ sich nach Torfäus ein gewisser Hollur = Geit durch eine Ziege auf dem Eise von Norwegen nach Grönland ziehen; daselbst gab es große Wälder, deren Bäume Eicheln trugen, welche so groß waren wie Äpfel, und mit denen man die Seebären fing. Man sah in den umliegenden Meeren Meerriesen von beiden Geschlechtern, und unsichtbare Hände führten auf diesen bewegten Wogen eben so merkwürdige Eisberge, als jene Felsen waren, auf welche die Argonauten bei ihrem Eintritt ins schwarze Meer gestoßen waren.

Die schreckliche Pest, welche unter dem Namen der schwarzen Pest gegen die Mitte des vierten Jahrhunderts in Europa wüthete, und namentlich den Norden entvölkerte, dehnte ihre Verheerungen bis nach Grönland aus. Diese und noch andere Ursachen der Entvölkerung hatten die Kolonie sehr geschwächt, als im Jahre 1418 eine feindliche Flotte, man weiß nicht aus

welchem Lande, erschien, sie unversehens überfiel, und Alles mit Feuer und Schwert verheerte. Kurze Zeit nach diesem Ereigniß verschwinden die Grönländer ganz aus der Geschichte. Im zwölften Jahrhundert wurden von Kühnen Schiffern verschiedene vergebliche Versuche gemacht, bis zu den alten zerstörten Niederlassungen zu dringen, aber große Eisschranken, welche sich längs der Küste gebildet hatten, vereitelten alle ihre Anstrengung, und erst im Jahre 1721 wurde in Grönland die dänische Kolonie, welche noch jetzt besteht, gegründet. Die Ruinen der alten Kolonie sieht man noch in der Nähe der Südspitze der Halbinsel.

Nachdem die Normannen die stürmischen Meere, welche Norwegen von Island und dieses von Grönland trennen, durchschiffen hatten, dehnten sie ohne Zweifel ihre Entdeckungen über diese Küstenländer des Occidents hinaus aus. „Im Jahr 1001,“ sagt Malte-Brun, „wurde ein Isländer, Namens Biorn, welcher seinen in Grönland ansässigen Vater besuchen wollte, durch einen Sturm sehr weit nach Südosten verschlagen; er gewahrte ein flaches, ganz mit Holz bedecktes Land, und kehrte durch Nordost an den Ort seiner Bestimmung zurück. Seine Erzählung entflammte den Ehrgeiz Leif's, eines Sohnes des Eric-Randa's, der die Niederlassungen in Grönland gegründet hatte. Es wurde ein Schiff ausgerüstet; Leif und Biorn reisten zusammen ab, und kamen mit einander auf der Küste an, welche der letztere gesehen hatte. Eine von Felsen bedeckte Insel stellte sich ihren Augen dar: und wurde Helleland genannt. Ein niederes, sandiges, mit Holz bedecktes Land erhielt den Namen

Markland. Zwei Tage darauf stießen sie auf eine neue Küste. Nördlich von dieser gewahrten sie eine Insel und sie fuhren einen Fluß hinauf, dessen Ufer mit Sträuchern bedeckt waren, welche sehr angenehme Früchte trugen. Die Temperatur der Luft schien unsern Grönländern milde, der Boden fruchtbar, und der Fluß Ueberfluß an Fischen, namentlich an schönen Salmen zu haben. Unsere Reisenden beschloffen an dem See, zu welchem sie, indem sie stromaufwärts fuhren, gekommen waren, den Winter zuzubringen. Am kürzesten Tage sahen sie die Sonne acht Stunden über dem Horizonte stehen, was vermuthen läßt, daß diese Gegend nahe beim 49^o der Breite gelegen seyn mußte. Ein Deutscher, welcher die Reise mitmachte, fand daselbst wilde Trauben, und erklärte den scandinavischen Schiffen ihren Gebrauch. Diese ergriffen die Gelegenheit, und nannten das Land *Vinland*, das heißt Weinland. Verwandte des Leif machten mehrere Reisen nach Vinland. Im dritten Sommer sahen die Normannen in Fahrzeugen von Leder einige Eingeborne landen; diese waren klein und die Normannen nannten sie *Skrællingen*, das heißt Zwerge; sie ermordeten sie und sahen sich von dem ganzen Stamme, den sie so ohne Grund beleidigt hatten, angegriffen. Einige Jahre später trieb die scandinavische Kolonie Tauschhandel mit den Eingebornen, welche die schönsten Pelzwaaren im Ueberflusse lieferten. Einer derselben hatte Gelegenheit gehabt, sich einer Streitart zu bemächtigen; er machte sogleich einen Versuch mit derselben an einem seiner Landsleute, und streckte ihn todt auf der Stelle nieder; ein anderer Wilder

hemächtigte sich dieser tödtlichen Waffe, und warf sie ins Meer. Der Reichthum, den dieser Handel einigen unternehmenden Männern verschafft hatte, veranlaßte viele andere, ihren Fußstapfen zu folgen. Es ist kein positives Zeugniß dafür vorhanden, daß diese Schiffer sich hier feste Wohnsitze errichtet hätten, und man weiß bloß, daß im Jahr 1121 ein Bischof Eric sich von Grönland nach Vinland in der Absicht begab, seine noch heidnischen Landsleute zum Christenthum zu bekehren.“

„Die Wahrheit so einfacher und so wahrscheinlicher Berichte in Zweifel zu ziehen, hiesse die Zweifelsucht übertreiben. Nimmt man dieselben also für wahr an, so ist es unmöglich, Vinland anderswo als an den Küsten des nördlichen Amerika zu suchen. Dieser Welttheil war also durch Europäer fünf Jahrhunderte vor Christoph Kolumbus entdeckt gewesen, und diese Entdeckung, die erste, welche historisch bewiesen ist, war vielleicht dem fähigen und muthigen Genueser, welcher zuerst eine gut ausgeführte Verbindung zwischen den beiden Halbkugeln zu eröffnen wußte, nicht gänzlich unbekannt.“

Im Jahr 1380 traten zwei edle Genueser, Namens Zeni, in die Dienste eines Fürsten der Feroë-Inseln, besuchten von Neuem die von den Scandinaviern entdeckten Gegenden, oder sammelten wenigstens eine unständliche Beschreibung derselben, welche trotz ihrer Dunkelheit in allen wesentlichen Punkten mit den isländischen Berichten übereinstimmt, und welche dem Kolumbus bekannt seyn mußte.

Die von den Brüdern Zeni, um das Verständniß

ihres Reiseberichtes zu erleichtern, gezeichnete Karte stellt Island mit seinen zwei Städten Scalodin und Dlenfis oder Scalthol und HOLA, welche die zwei Bischofsitze waren, dar. Südlich von Island und westlich von Schottland bemerkt man eine von mehreren kleinen umgebene große Insel. Diese Gruppe führt den Namen Frieslande, und sie muß offenbar für Ferey'sland oder die Feroör-Inseln genommen werden. Indessen entging diese so natürliche Erklärung der Bezeichnung der italienischen Reisenden den ersten englischen Seefahrern, welche lange Zeit das Friesland der Zeni ohne Erfolg suchten. Frobisher glaubte sogar, dasselbe in der Südspitze von Grönland gefunden zu haben, welcher er deswegen auch den Namen Frieslande beilegte.

Nördlich von Island stellen die Zeni eine große Halbinsel, welche der Gestalt nach Grönland ähnlich aber östlich mit Norwegen verbunden ist. Zwar ist gesagt, daß die Verbindung nur durch eine unbestimmte Linie gebildet wird, wo die Worte Mare und Terra incognita die Zweifel des Verfassers anzeigen; allein die Erzählung sagt bestimmt, daß Nicolo Zeno, als er im Norden von Island abreiste, ein auf der Karte mit Engronland, und im Text Engrone land und Groslandia bezeichnetes Land fand. Allein die besonderen Namen der verschiedenen Orte dieses Landes entsprechen keineswegs denen, welche sehr ins Einzelne gehende Topographien der scandinavischen Kolonien angeben. Man hat also gute Gründe, an der Wahrhaftigkeit oder Genauigkeit der Zeni zu zweifeln.

In diesem Lande, das er Groslandia nennt, traf

Nicolo Zeno ein Kloster von Dominikanern, und eine dem heiligen Thomas geweihte Kirche, welche in der Nähe eines Berges lag, der Flammen ausspie, wie der Aetna und Vesuv. „An diesem Orte,“ sagt er, „ist eine Quelle von siedendem Wasser, womit die Mönche die Kirche, das Kloster und ihre Zellen wärmen. Wenn das Wasser in die Küche kommt, ist es noch so warm, daß man kein Feuer braucht, um die Speisen zuzurichten. Will man Brod backen, so verschließt man den Teig in kupferne Töpfe, und stellt diese dann in das Wasser. In diesem Kloster sind auch kleine Gärten, welche im Winter bedeckt werden; man gießt sie mit diesem Wasser, was sie vor dem Schnee und der Kälte, welche in diesen so nahe am Nordpol gelegenen Gegenden äußerst streng ist, bewahrt. Durch dieses Mittel bringen die Mönche Blüthen hervor, machen die Früchte reif und bauen verschiedene Pflanzenarten, welche hier eben so wie im warmen Klima gedeihen; erstaunt über diese Erfolge, welche sie für übernatürlich ansehen, halten die hier einheimischen unwissenden Wilden die Mönche für Götter, und bringen ihnen alle Arten von Geschenken, wie Hühner, Fleisch und verschiedene andere Sachen. Sie verehren diese Mönche wie ihre Herren. Diese wärmen ihre Häuser nicht nur, so weit es ihnen angenehm ist, sondern sie können auch jeden Augenblick durch Oeffnung der Fenster die Wärme nach Belieben vermindern. Zum Bau ihres Klosters verwenden sie keine anderen Materialien, als solche, welche ihnen der Vulkan liefert; sie nehmen zu diesem Zwecke die von dem Berge in Gestalt von Schlacken ausgeworfenen Steine, und gießen, während sie noch glühend sind, Wasser auf dieselben; dadurch

lösen sie sich vollkommen auf, und verwandeln sich in einen guten Kalk, welcher bei der Anwendung ein unauflösbares Verbindungsmittel bildet. Die Schlacken werden nach ihrer Erkaltung als Steine zur Auführung von Mauern und sehr haltbaren Gewölben gebraucht. Die aus Schlacken gebauten Gewölbe sind so leicht, daß sie keiner Stütze nöthig haben, und daß sie sich immer ganz erhalten. Mit Hilfe solcher Materialien konnten die Mönche eine erstaunliche Anzahl von Gebäuden verschiedener Art aufführen. Die Dächer und die Firste ihrer Häuser sind größtentheils auf folgende Art gebaut: die Mauer wird senkrecht bis zu der Höhe, welche man ihr geben will, geführt; dann führt man sie in geneigter Richtung, bis sie sich in einem Gewölbe schließt. Von dem Regen wird man in diesem Lande wenig belästigt, denn der erste Schnee, der fällt, bleibt während eines Zeitraums von neun Monaten, der Dauer des Winters, gefroren. Das Volk lebt von wilden Vögeln und von Fischen. Das heiße Wasser des Vulkans, das sich in einen großen Hasen ergießt, ist Schuld, daß das Meer hier nicht gefriert; dieß zieht eine große Anzahl von Fischen und Vögeln hieher, so daß die Geistlichen nehmen können, so viel sie sowohl für ihren eigenen Unterhalt bedürfen, als für den einer großen Anzahl Einwohner, welche sie fortwährend beschäftigen, sey es bei Bauten, sey es auf der Jagd oder auf dem Fischfang, oder zu verschiedenen andern, das Kloster betreffenden Geschäften. Ihre Häuser sind zu beiden Seiten des Bergs aufgeführt; die Gestalt derselben ist rund, und ihre Länge beträgt 25 Fuß; sie werden in Form eines Kegels gebaut, auf dessen Spitze

sie eine kleine Oeffnung anbringen, wo die Luft und das Tageslicht eindringen können. Der Boden des Hauses ist so warm, daß die strengste Kälte im Innern nicht gefühlt wird.“

„An diesen Ort kommt während der Sommerszeit eine große Anzahl kleiner Fahrzeuge von den benachbarten Inseln, von dem Vorgebirge, das oberhalb Norwegens liegt, so wie auch von *T r o n d o n* (Drontheim). Sie sind mit allen möglichen, sowohl zum Nutzen als zum Vergnügen der Väter bestimmten Gegenständen beladen, und tauschen dagegen Felle von verschiedenen Thieren und Fische ein, welche sie in der Sonne getrocknet, oder mit Hilfe der Kälte aufbewahrt haben. Die Mönche erhalten ihrerseits Brennholz, hölzerne, sinnreich geschnitzte Geräthschaften, verschiedene Getreidearten und Tuch zu Kleidern. Mit Hilfe dieser zwei letzten Artikel, welche alle in ihrer Nähe wohnenden Völker bedürfen, verschaffen sich die Geistlichen ohne Mühe und ohne Aufwand Alles, was sie wünschen können. Von Norwegen, Schweden und andern Ländern, namentlich aber von Island, begeben sich Mönche in dieses Kloster; während des Winters ist daselbst immer eine große Anzahl von Fahrzeugen, welche nicht auslaufen können, weil das Meer ganz gefroren ist, und hier die Rückkehr des Frühlings erwarten.“

„Die Nachen der Fischer von Engromeland haben die Gestalt eines Weberschiffes, sie sind aus Seethierknochen gemacht, und mit Fischhäuten manchmal doppelt überzogen. Diese Nachen sind so undurchdringlich und dauerhaft, daß diejenigen, welche darauf fahren, in den größten

Stürmen beruhigt darin verweilen, wenig bekümmert um den Ort, an welchen sie Wind und Wogen treiben werden, da sie überzeugt sind, daß ihre Nachen nicht Gefahr laufen, zerschellt oder versenkt zu werden; selbst wenn sie auf einen Felsen geworfen werden, nehmen sie keinen Schaden. Auf dem Boden dieser Nachen haben sie eine Art Schlauch, welcher immer in der Mitte stark zusammen gepreßt ist. Ist nun Wasser in den Nachen gedrun- gen, so lassen sie es in die eine Hälfte des Schlauchs, dessen Ende an zwei Stücke Holz gebunden ist, fließen; darauf öffnen sie den Schlauch nach unten und nach außen zu, und lassen das Wasser auslaufen. Diese Operation wiederholen sie, ohne die geringste Gefahr und Schaden, so oft es nöthig ist.“

Dieses Gemälde der Wunderdinge auf Engroneland enthält offenbar Bruchstücke einer wahrhaften Erzählung, welche aber schlecht zusammengestellt, und namentlich schlecht angewendet sind. Die Vulkane und die heißen Quellen Island's, das fruchtbare Thal Reikiavik, das von warmen Mineralquellen bewässert ist, die reiche und mächtige Geistlichkeit dieser Insel, die aus Wallfischhaut gemachten Nachen der Esquimo, alle diese Umstände, welche an sich wahr sind, werden zu dem Zwecke gesammelt worden seyn, um das fantastische Ganze zu bilden, das wir eben vor den Augen unserer Leser vorüberge- führt haben. Die Lage, welche die Zeni in ihrer Karte Grolandia anweisen, entspricht keineswegs der wirklichen Lage der Kolonie auf Grönland, welche an der Süd- und nicht an der Nordküste dieses Landes gelegen ist. Wir können also entweder annehmen, daß die Karte der Zeni

schlecht gemacht, oder daß ihre Erzählung ein verwirrtes Gemische von verschiedenen vom Hörensagen erhaltenen Nachrichten ist; oder endlich, und dieß ist das Wahrscheinlichste, daß der Nachkomme des Nicolo Zeno, welcher das Manuscript im Jahre 1558 in Venedig veröffentlichte, es zu verschönern suchte, und so seine ursprüngliche Einfachheit zerstörte.“

Noch haben wir aber den wichtigsten Theil der Karte der Zeni zu untersuchen: „Mehr als Tausend Meilen östlich von Friesland oder den Feroër-Inseln und südlich von Grönland,“ sagt Malte-Brun, „zeigen die venetianischen Reisenden zwei Küsten an, von denen sie die eine Estotiland, die andere Droceo nennen. Diese Länder waren auf folgende Art entdeckt worden: Ein Fischernach von Friesland, der durch einen Sturm sehr weit gegen Osten geworfen worden war, landete auf einer Insel, Namens Estotiland, deren Bewohner die Friesländer in eine gut gebaute und volkreiche Stadt, worin der König residirte, führten. Ein Dollmetscher, der lateinisch sprach, und welcher gleichfalls vom Zufall auf diese Küste geworfen worden war, machte sich den Schiffbrüchigen verständlich, und kündigte ihnen den Befehl an, auf der Insel zu bleiben. Sie lernten die Sprache des Landes. Einer derselben, der ins Innere gedrungen war, versicherte, daß die Insel nicht so groß, wie Island, aber weit fruchtbarer sey, an allen Arten von Lebensmitteln Ueberfluß habe, und daß im Mittelpunkt ein hoher Berg sich befinde, aus welchem vier Flüsse entspringen. Die Einwohner trieben verschiedene Künste und Gewerbe; sie hatten eigenthümliche

Schriftzeichen. In der Bibliothek des Königs befanden sich lateinische Bücher, welche sie aber nicht verstanden. Der Handel mit Engroniland lieferte ihnen Schwefel, Bech und Pelzwerk. Diese Insulaner säeten Getreide, tranken Bier, wohnten in steinernen Häusern, und trieben Schiffahrt, ob sie gleich die Magnetnadel nicht kannten. Die mit diesem Instrumente versehenen Friesländer wurden von dem Könige von Estotiland mit einem Seeunternehmen gegen ein südlich gelegenes Land, Namens Drogeo oder Droceo beauftragt. Das Unglück ließ sie in die Hände eines menschenfressenden Volkes fallen; ein einziger Friesländer, der wegen seiner Geschicklichkeit im Fischfang verschont worden war, wurde die Veranlassung zu einem Kriege zwischen den Häuptern dieser Wilden; jeder wollte einen solch nützlichen Sklaven besitzen. Von einem Haus in das andere geführt, hatte er Gelegenheit, diese ganze Gegend kennen zu lernen. Er versicherte, es sey dieß ein sehr großes Land, und sehe aus wie eine neue Welt. Die Einwohner, welche unwissend und roh waren, wußten sich nicht einmal mit den Häuten der Thiere, welche sie auf der Jagd tödteten, zu bedecken, sie lieferten sich beständig Kämpfe, und der Sieger aß den Besiegten; ihre Waffen bestanden aus einem Bogen und einer Lanze von Holz. In weiterer Entfernung gegen Südwesten kannten etwas mehr gebildete Völker den Gebrauch der edlen Metalle, bauten Städte und Tempel, brachten indeß ihren schrecklichen Götzen Menschen zum Opfer.“

Dieß war der Bericht des Friesländers, als er nach vielen Jahren von Droceo und Estotiland in sein Vaterland, das indeß von dem Fürsten Bichmni erobert worden war,

zurückkehrte. Dieser unternehmende Fürst war auf die Entdeckung westlicher Länder ausgegangen, aber nachdem er eine Insel, Namens Ikaría, entdeckt hatte, wurde er in die Gegend von Engroniland verschlagen. Die ferneren Versuche, die er gemacht haben wird, sind uns unbekannt geblieben, da die Fortsetzung der Erzählung Zeno's nicht aufgefunden werden konnte.

Verschiedene Geographen haben die Erzählung Zeno's als apokryphisch behandelt, und die Namen des Dädalus und Ikarus, welche sie enthält, scheinen dieser Meinung einigen Anhalt zu geben. Indessen enthalten die glaubwürdigsten Erzählungen des Mittelalters vielleicht eine eben so große Anzahl wunderbarer oder vermeintlicher Thatsachen; wenn die Beschreibung von Estotiland und Droceo nur eine einfache Dichtung ist, so ist es eine sehr einfache und sehr wenig anziehende; zudem sind Dichtungen dieser Art äußerst selten, denn die Mehrzahl der Menschen kann mit ihrer Einbildung nur dasjenige ausschmücken, was ihnen die Erfahrung liefert. Man hat aber verschiedene Gründe für die Annahme, daß die Scandinavier ihre Schiffahrt in den nordischen Meeren nie unterbrachen oder aussetzten, und wenn die Bewohner der Feroër-Inseln ähnliche Geschichten, wie die von Island, geschrieben hätten, so würden sie uns ohne Zweifel authentische Beschreibungen von den Ländern hinterlassen haben, welche sie im Westen entdeckten, und welche in der Folge während des Laufs der Jahrhunderte verlassen wurden oder untergingen.

Der Name Estotiland selbst scheint scandinavisch zu seyn, und *Ea st = Dutland* (äußeres Land gegen Osten) zu

bedeuten, eine Bezeichnung, welche der Lage von Terra nova in Hinsicht auf Amerika entspricht. Diejenigen unserer Leser, welche den Reisen der Zeni Glauben schenken, können annehmen, daß die Bewohner von Estotiland von scandinavischen Kolonisten von Vinland abstammten, und ihr gänzlichcs Verschwinden in späterer Zeit wird sie nicht überraschen, wenn sie an das Schicksal der alten Kolonie in Grönland denken. Das mit Drocevo bezeichnete Land würde nach dieser Annahme die Küste von Neu-Schottland oder Neu-England werden, und die südlichen civilisirteren Völker, welche edle Metalle besaßen, und ihren Göttern in prächtigen Tempeln Menschenopfer brachten, werden die Bewohner von Florida, vielleicht sogar die Mexikaner seyn, deren Reichthum und Macht den nordischen jagdliebenden Völkern wahrscheinlich bekannt war. Wie dem nun aber auch seyn mag, so bleibt nichts desto weniger gewiß, daß die Zeni im 14. Jahrhundert das erloschene Andenken an die beglaubigten, drei Jahrhunderte zuvor von den Scandinaviern gemachten Entdeckungen wieder auffrischten, und eine Erzählung beifügten, welche, sey sie nun wahr oder falsch, die positive Behauptung von dem Vorhandenseyn eines Welttheils im Westen des atlantischen Oceans enthielt. Ohne Zweifel war diese Erzählung dem Columbus bekannt, welcher so einen Theil seiner Kenntnisse und seines kühnen Entschlusses den nordischen Seefahrern verdankt. „Fern sey von uns,“ ruft Malte-Brun, „die Absicht, den Ruhm des unsterblichen Genuesers trüben zu wollen, aber ein Blick auf die Karte wird selbst den eingenom-

mensten Geistern zeigen, daß die Natur selbst Terra nova dazu bestimmt hatte, den ersten Besuch der Europäer zu erhalten.“

Zweites Kapitel.

Karten des Mittelalters.

Allgemeine Unwissenheit. — Missionäre. — Wallfahrer. — Adam von Bremen. — Giraud von Cambrai. — Liebe zu dem Wunderbaren. — Die isländischen Sagas. — Alte Karten der britannischen Inseln. — Wirkungen des Feudal-Systems. — Das Dooms Day-Book. — Karten des Mittelalters. — Tafeln von Charlemagne. — Die in Turin aufbewahrte Karte. — Der Geograph von Ravenna. — Karte des Sanudo. — Genuesische Schiffahrt. — Die Insel Infierno. — Die Insel Madeira und die Azoren. — Karte von Bianco. — Die Inseln Stocafixa, Antilia und Man. — Satanario. — Die sieben Städte. — Benjamin von Tudela. — Weg der Karawanen durch Armenien und Butharien.

Die Entdeckungen der Araber und Normannen in den den Alten unbekanntem Theilen der Welt blieben den Gelehrten des christlichen Europa ziemlich lange verborgen. Indessen war die Unwissenheit in der Geographie im Mittelalter weder so allgemein, noch so groß, daß sie die bekannte, den Abt von Clugny in Burgund betreffende Anekdote glaublich machen könnte. Die Umgegend von Paris scheint ihm eine so entfernte und so wenig bekannte Gegend, daß er die Wünsche des Grafen Burkhard, welcher ihn eingeladen hatte, in Saint Maure des Fossés, bei

dieser Stadt ein Kloster zu gründen, nicht zu erfüllen wagte. Man könnte auch noch das Beispiel der Mönche von St. Martin de Tournay anführen, welche sich im Jahre 1095 vergebens abmühten, die Abtei Ferrières zu entdecken. Demnach scheint es, daß die geographischen Kenntnisse der Mönche nicht über die Mauern ihrer Klöster hinaus gingen.

Indessen waren die Mönche fast die einzigen Geschichtschreiber des Mittelalters. Die Gerechtigkeit macht uns zur Pflicht mit Malte-Brun zu gestehen, daß ihre Arbeiten der Geographie wie überhaupt den Wissenschaften große Dienste leisteten. Die am wenigst bekannten Zeiträume und die rohsten Nationen Europa's hatten ihre geographischen Abrisse oder Chroniken, welche Beschreibungen einiger nahe gelegener oder entfernter Länder enthielten. So enthält die Chronik Emon's, des Abts von Verum im Lande Grönningen, bei Gelegenheit eines Kreuzzuges nach Jerusalem (im Jahre nach der Geburt Christi 1217) die umständliche Erzählung der ganzen Reise nebst einer Beschreibung aller Länder und Orter, durch welche die Kreuzfahrer auf ihrem Wege von den Niederlanden nach Palästina kamen.

Aber namentlich waren es die Glaubensprediger bei den Heiden, welche die Gränzen der Geographie erweiterten. Der heilige Bonifacius, welcher mit der Befeh- rung der Slavonier beauftragt war, gehorchte den ihm vom Papsst ertheilten Befehlen, und sandte ihm eine schriftliche Beschreibung dieser barbarischen Völker. Ohne Zweifel lernte aus diesen Erzählungen und denen der Engländer, seiner Gefährten, der König Alfred diesen Theil

von Europa kennen. Der heilige Otto, Bischof von Bamberg, predigte das Evangelium den Heiden in den Gegenden von Ramin, Julin, Stettin, Belgrad und Colberg. Er versuchte sogar, ihnen den Bau des Weinstockes zu lehren; er besuchte auch die Insel Rügen, deren Bewohner damals die Fremden von ihrer Küste vertrieben, wie es noch heutzutage die Wilden auf Neu-Seeland thun. Vor dieser Reise hatte der Bischof Otto von Bamberg nie von dem baltischen Meere sprechen gehört; er war auch äußerst erstaunt, es so breit zu finden, daß, wenn man sich mitten auf demselben befand, die beiden Ufer zweien fern am Horizont unbeweglich stehenden Wolkenschichten glichen. Unter der Regierung Ludwigs des Sanftmüthigen wagte ein Mönch von Corbie, Namens Anscar, von demselben frommen Eifer begeistert, in das Land der furchtbaren Normannen zu dringen, und zog durch die Königreiche Schweden und Dänemark, welche bis zu seiner Zeit wenig besucht und hauptsächlich wenig bekannt waren. Das Tagebuch dieses Mönches, das im Mittelalter die Hauptquelle war, aus welcher die Geographen ihre Nachrichten über die nordischen Nationen schöpften, ist leider nicht mehr vorhanden.

Vom 7. Jahrhundert an beginnen bereits die Wallfahrten der Christen, und fangen an, einen gewissen Beobachtungsgeist zu zeigen. Adaman, Abt von Zona, verfaßte nach der mündlichen Erzählung des heil. Arculf eine Beschreibung von Jerusalem und dem heiligen Lande. Willibald, der erste Bischof von Eichstädt, hinterließ uns eine in's Einzelne gehende Erzählung der Wallfahrt, welche er im Jahr 1730 durch Italien und über die Insel

Cypern in's heilige Land machte. Diese Wallfahrer, welche sich oft eben so sehr mit Handelsgeschäften als mit der Abbüßung ihrer Sünden beschäftigten, brachten von Palästina einige neue Einzelheiten über Indien und die andern im Besitze der Ungläubigen sich befindlichen Länder mit. Adam von Bremen, welcher 200 Jahre nach Anscar lebte, schöpfte aus dessen (für uns verlorenem) Werke, und ahmte demselben nach, indem er eine umständliche Beschreibung der nordischen Königreiche nach Beobachtungen lieferte, welche er aus dem Munde Sweno's, des Königs von Dänemark, gesammelt hatte. Diese Beschreibung ist auf uns gekommen, und wurde von Murray Professor in Göttingen, mit einem gelehrten Kommentar versehen. Adam von Bremen gibt uns die umständlichsten Einzelheiten über Jütland und spricht von mehreren Inseln des baltischen Meeres, welcher seine Vorgänger nicht erwähnten. Er ist auch der erste Geograph, welcher das Innere von Schweden, von welchem Otho und Wulfsten nur die Küsten entdeckt hatten, und Rußland beschreibt, von welchem man bis dahin lediglich nichts als den Namen kannte. Er sagt, es sey dieses das ansehnlichste unter den slavischen Königreichen, seine Hauptstadt heiße G h u e und seine Einwohner trieben mit den Griechen über das schwarze Meer Handel.

Wenn Adam von Bremen von den britannischen Inseln, welche er nie besucht hatte, spricht, so nimmt er ohne Bedenken alle Märchen des Alterthums an. Diese Sucht, welche für alle Schriftsteller des Mittelalters bezeichnend ist, ist eher dem allgemeinen Mangel an Geschmack, als ihrer Leichtgläubigkeit zuzuschreiben. Das

Wunderbare gefällt dem menschlichen Geiste immer, und man betrachtete es in einer noch ungebildeten Zeit leicht als eine klassische Zierde, und dieser Zweig der Literatur, dieser an Interesse reiche Schacht wurde von den Schriftstellern, welche höhere Bildung auszeichnete, häufig angebaut und befahren. Giraud Harry oder Giraldus Cambrensis, Großdechant zu St. Asaph unter Heinrich II., liefert uns ein schlagendes Beispiel von der Gerechtigkeit der aufgestellten Bemerkungen. In seiner Beschreibung von Irland und der Grafschaft Wallis finden wir häufige Beweise von einem unabhängigen Geiste, welchem der Vorwurf der Leichtgläubigkeit nicht gemacht werden kann, nichtsdestoweniger hat er alles Wunderbare, was seine Leser unterhalten konnte, sorgfältig in sein Buch eingetragen. So spricht er auch von Enten, welche auf den Bäumen wachsen, von Fischen mit goldenen Zähnen, von Ungeheuern, die halb Mensch halb Stier sind. Die große Begeisterung, welche dieses Buch hervorbrachte, beweist augenfällig, daß es in der Art, welche dem Geschmack seiner Zeit zusagte, geschrieben und verfaßt war. Giraldus Cambrensis war genöthigt, seine Beschreibung von Irland an drei aufeinander folgenden Tagen in Oxford öffentlich vorzulesen; am ersten las er dieselbe den Armen, am zweiten den Doktoren, Geistlichen und Studenten, am dritten dem Bürgerstande vor.

Eine Zeit lang hielt man im Mittelalter die Wörter Geographie und Wunder der Welt in gewisser Beziehung für gleichbedeutend. Fast alle alten Reisebeschreibungen versprechen auf ihren Titeln irgend etwas Wunderbares. Unter den im Jahr 1380 von

Wilhelm von Wickham für das neue Kollegium, das er in Oxford gegründet hatte, erlassenen Verordnungen findet man auch folgende Bestimmung: „Wenn man im Winter und aus Veranlassung irgend eines Festes in dem großen Saale für die Fellows Feuer anzündet, so können sich diese und die Schollars nach dem Mittag- oder Nachteffen mit einander im großen Saale auf eine passende Art unterhalten, indem sie singen oder Gedichte vortragen, oder aber auch, indem sie sich über die Chroniken der verschiedenen Königreiche oder über die Wunder der Welt und über Alles, was dem Charakter des Geistlichen angemessen ist, unterhalten.“

Indessen waren die Skandinavier und die Araber vielleicht die zwei einzigen Völker, bei welchen das Lesen oder Erzählen geschichtlicher Bücher ein zur Gewohnheit gewordenes Vergnügen geworden war; alle Normannen wußten die isländischen Sagas so zu sagen auswendig. Man erzählte sie bei allen Festen, man las sie laut in allen Hütten, wo sie gewissermaßen die traurige Länge der nördlichen Abende abkürzen helfen. Die ältesten dieser geschichtlichen Chroniken wurden, wie man annimmt, im 11. Jahrhundert geschrieben, aber eine gesunde Kritik kann darin die Spuren einer überlieferten Geschichte auffinden, welche alle Kennzeichen der Wahrheit an sich trägt, und welche bis in's dritte Jahrhundert vor der christlichen Zeitrechnung zurückgeht. Die Leidenschaft des isländischen Volkes für die Sagas besteht heutzutage fast noch in demselben Grade, wie früher, in den entferntesten Thälern dieser Insel, wo die mit den Dänen gekommene Bildung die Volkssitten noch nicht merklich

geändert hat. Jeden Abend unterhalten sich alle unter demselben Dache versammelten Familienglieder mit der Vorlesung ihrer Chroniken oder dem Vortrag ihrer Volkslieder. In dem vorhergehenden Kapitel haben wir gesehen, welche werthvolle Nachweisung die isländischen *Sagas* für die Geschichte der Geographie liefern können.

Einige Regenten des Mittelalters kannten den Werth einer Wissenschaft, welche die Könige in den Stand setzt, die Stärke und Größe ihrer Besitzungen kennen zu lernen, und den Helden den Weg zu Eroberungen bezeichnet. Die skandinavischen Fürsten würden, wäre ihnen die Magnetnadel bekannt gewesen, ohne Zweifel eine Reise um die Welt unternommen und glücklich durchgeführt haben. Im Jahre 1231 ließ der König Waldemar II. von Dänemark einen allgemeinen Abriß seines Königreichs aufnehmen, und nach diesem eine topographische Karte, eine für das 13. Jahrhundert erstaunliche Arbeit, entwerfen.

Die Könige von England zeigten sich von demselben Geiste beseelt, und sie haben uns noch schlagendere Beweise von der Wichtigkeit, welche sie statistischen Arbeiten beilegte, hinterlassen. Trotz der durchgängigen Zerstörung der alten Klosterbibliotheken unter der Regierung Heinrichs VIII. sind noch verschiedene während des zwölften Jahrhunderts gefertigte Karten der britischen Inseln auf uns gekommen; sie verbreiten ein helles Licht über die dunkeln Stellen der alten Geschichtschreiber; in einigen dieser in doppelter Beziehung, der Zeichnung und der Ausführung, in der That sehr groben Karten ist Schottland als eine durch einen Meeresarm von England getrennte Insel dargestellt, und Irland findet sich ebenfalls

durch den Fluß Boyne, eine Art Kanal, welcher die Meerenge von Irland mit dem atlantischen Meere verbindet, in zwei Theile getheilt. Die Zeichnung der vornehmsten Städte und Abteien mit ihren Mauern, Thoren und Wachtthürmen nimmt einen so großen Raum ein, daß es unmöglich war, auch die Gränzen der Provinzen, unbedeutendere Orte und die Flüsse anzugeben.

Im Orient, wo der Ertrag der Provinzen gewöhnlich verpachtet oder vielmehr den Günstlingen überlassen ist, oder wo Beschlagnehmungen und andere Handlungen der Gewalt die Staatskasse gewöhnlich füllen, hat der Fürst kein unmittelbares Interesse, die verschiedenen seiner Herrschaft unterworfenen Länder genau und sicher kennen zu lernen; im Gegentheil davon schuf das Feudalsystem, wie es sich im Mittelalter in Europa entwickelte, eine solche Anzahl von Rechten, und unterschied sich so durchgängig von dem einfachen Mechanismus despotischer Regierungen, daß der Fürst, um alle fiskalischen Vorrechte seiner Krone genießen zu können, genöthigt war, die genauesten Lokalkenntnisse von seinen Gütern zu besitzen.

Diese Folge des Feudalsystems offenbarte sich in England zur Zeit der ersten Einführung des normännischen Gesetzes in diesem Lande. Wilhelm der Eroberer ließ von den verschiedenen Grafschaften Pläne aufnehmen, worin die angebauten so wie die brachliegenden Ländereien, die Dörfer mit ihrer Einwohnerzahl und die Größe der Auflagen, welche sie zu zahlen hatten, bemerkt waren. Diese Arbeit ist unter dem Namen des *Dooms Day-Book* bekannt. Wilhelm der Eroberer ließ sie von 1080—83 verfertigen, und mit Ausnahme des Fürstenthums Wallis

und der Provinzen Northumberland, West-Moreland und Durham ist ganz England auf die umständlichste Art darin beschrieben. Die angebauten und bewohnten, und die verlassenen Bezirke, die freien und die leibeigenen Bewohner mit den Arten der Dienste, zu welchen sie verpflichtet waren, Alles ist darin verzeichnet bis auf die Zahl der Hausthiere und der Bienenstöcke in einigen Grafschaften. Diese für die Topographie Englands im Mittelalter so wichtige Arbeit war blos in einigen zerstreuten Bruchstücken, welche man in verschiedenen Beschreibungen einzelner Grafschaften und Städte fand, bekannt. Im Jahr 1783 befahl das Parlament seinen Druck auf Staatskosten.

Der König Eduard II. ließ im Jahr 1291 an einem allgemeinen und ins Einzelne eingehenden Verzeichniß der Landbesitzungen der Geistlichkeit in England und im Lande Wallis arbeiten; es existirt ein Manuskript in der Bibliothek von Oxford, und blos einzelne Stücke desselben wurden in den Topographien einzelner Grafschaften abgedruckt. Der Graf von Herzberg hat ein ähnliches geographisches Denkmal über einen Theil von Deutschland veröffentlicht. Es ist die lateinisch nach Art des Dooms Day-Book abgefaßte finanzielle Beschreibung der Markgraftchaft Brandenburg, an welcher auf Befehl des Kaisers Karl IV. vom Jahre 1375—77 gearbeitet wurde.

Die geographischen Karten waren, wie es scheint, selbst in den rohesten Jahrhunderten nicht sehr selten. Trotz der zahlreichen Irrthümer, welche sie nothwendig enthalten müssen, werden sie von den geistlichen Schrift-

stellern häufig zu Rathe gezogen und angeführt. St. Gall, der Gründer der berühmten Abtei, welche seinen Namen führt, und der im siebenten Jahrhundert lebte, besaß nach der Aussage des Geschichtschreibers dieser Abtei eine Karte von sonderbarer Arbeit. Charlemagne hatte drei silberne Tafeln, auf welcher die Erde, die Städte Rom und Konstantinopel dargestellt waren. Während des Krieges, den er gegen die andern Carolingischen Fürsten führte, zerbrach sein Enkel Lothar eine dieser Tafeln und theilte die Stücke unter seine Soldaten aus.

Aber das sonderbarste geographische Denkmal des Mittelalters ist eine in der Bibliothek von Turin aufbewahrte Karte, der ein handschriftlicher Kommentar über die Apokalypse, der im Jahr 787 verfaßt ist, beigelegt ist. Diese Karte stellt die Erde als eine von einer Kreislinie begränzte und in drei gleiche Theile getheilte Ebene dar. Im Süden ist Frankreich durch den Ozean von einem Lande getrennt, welches den Namen der vierte Theil der Welt führt, von den Antipoden bewohnt ist, und welches zu besuchen die Fischer durch die überaus große Hitze der heißen Zone gehindert waren. In den vier Ecken der Welt sind die Gestalten der vier Winde angebracht; sie sitzen rittlings auf einem Blasbalge, woraus sie den Wind pressen, und halten an ihren Mund eine Seemuschel, durch welche sie die Stürme, wie ihre außerordentlich aufgeblasenen Wangen es andeuten, entlassen. Im Mittelpunkt der Karte, welches der Orient ist, sieht man Adam und Eva unter dem Baum der verbotenen Frucht; rechts von ihnen ist Asien mit zwei hohen Gebirgen mit den Wörtern Mons Caucasus

und Armenia. - Der Fluß Eufis (Phasis?) entspringt aus diesen Bergen und ergießt sich in ein Meer, welches mit dem Dzean verbunden ist und Europa von Asien trennt. In diesem Punkt also kehrt der Verfasser zu der Geographie der ersten Griechen zurück. Der Berg Carmel, der Berg Sinai und verschiedene andere Bezeichnungen von Dörtern, welche dem heiligen Lande angehören, nehmen die Mitte der Karte ein. Neben einem Flusse, welcher der Euphrat zu seyn scheint, liest man die Worte: *abicusia, Timisci, fixi compi desera*. In Indien sind die Inseln *Eriza* und *Algure* oder die Inseln Gold und Silber der Alten angegeben. Auch der Nil ist auf dieser Karte angeführt, und eine seinem Laufe beigegebene Note zeigt an, daß er in entfernten Gebirgen entspringt und durch Goldsand läuft. So war die Dunkelheit, welche den Ursprung des Nils umhüllt, immer ein Gegenstand von Bemerkungen und ein reicher Schacht fabelhafter Ueberlieferungen; im Norden dieser Karten liegt die Insel *Lilé*. Endlich liest man im Süden über Afrika hinaus folgenden Satz: „Außer diesen drei Welttheilen gibt es hinter dem Dzean noch einen vierten, welchen kennen zu lernen uns aber die außerordentliche Hitze der Sonne hindert, und in dessen Marken das Land der fabelhaften Antipoden gelegen ist.“

Diese Karte diente wahrscheinlich zur Erklärung eines zu derselben Zeit von einigen Gothen verfaßten Werkes. Ihr Name ist unbekannt, aber man begreift sie unter dem gemeinschaftlichen Namen: *der Geographie von Ravenna*. Man ist über die große Anzahl der Geographen, welche dieser Schriftsteller anführt, erstaunt,

und welche ohne diese Erwähnung gleiches Schicksal mit ihren Schriften gehabt und gänzlich unbekannt geblieben seyn würden. Auch beruft er sich auf das Zeugniß der Römer Castorius und Pallianus, der Griechen Hylas und Sardonius und der Perser Aphrodisianus und Arsadius, welche in griechischer Sprache ein Gemälde der Welt verfaßt hatten, der Aegyptier Ciyachoris und Blantasis, welche südlich von ihrem Vaterlande Reisen gemacht hatten, der Afrikaner Procus und Melitianus und der Gothen Aithanarid, Marcomir und Edelwald.

Zu den Fehlern der Karten des Mittelalters, welche aus Unwissenheit entspringen, kommen noch die, welche die Folge einer systematischen Anordnung nach willkürlichen Hypothesen sind; demnach kann man sie im Allgemeinen in zwei große Klassen eintheilen; die eine ist die, in welcher man einfach den Ideen des Ptolemäus und der andern Geographen des Alterthums folgte, und eine zweite, welche noch die neuentdeckten Länder und die, deren Existenz man vermuthete, beifügt.

In der ersten Klasse findet man mehrere Weltkarten, welche die alte Welt als eine große Insel darstellen, indem Afrika nördlich vom Aequator aufhört. Diese Meinung des Strabo und Cratosthenes mußte natürlich viel mehr Anhänger finden, als die Lehre des Ptolemäus, welcher lehrte, daß ein unbekanntes Land sich unbestimmt ausdehne, eine Lehre, welche alle Merkmale einer Fiktion hatte, und welche daher ein gewisses Mißtrauen einflößen mußte. Unter den Geographen und Schülern des Strabo und Cratosthenes versuchte Martino Sanudo gegen das Jahr 1321 einen neuen Kreuzzug zu bilden und dem

Sultan von Aegypten den Handel mit Indien zu entreißen, und begleitete zu diesem Zweck seinen Plan mit einer Karte dieser Länder, auf welche er die Aufmerksamkeit der Welt lenkte. Alle Völker Europa's sind auf dieser Karte verzeichnet, auf der eine sehr enge Erdzunge, welche von den Kareliern (Darlekarliern), einer heidnischen Nation, bewohnt ist, Rußland mit den skandinavischen Königreichen verbindet. Wenn gleich der Süden von Afrika für die Schifffahrt offen erscheint, so macht doch die fürchterliche Hitze das Innere des Landes unbewohnbar. Sannudo kannte keineswegs die Gestalt Asiens und der indischen Inseln; wie die Araber setzt er Gog und Magog in den Nordosten von Asien, und die Tartaren bewohnen die nördlichen Regionen dieses Welttheils.

Unter den Karten der zweiten Klasse sind die bemerkenswertheften diejenigen, welche wichtige Entdeckungen, die im Osten von Europa und Afrika gemacht wurden, anzugeben scheinen. Wie wir im vorhergehenden Kapitel gesehen haben, war Terra nova oder irgend ein anderer Theil des nordamerikanischen Kontinents von dem 11. Jahrhundert an von den Normannen entdeckt und selbst besetzt gewesen, aber diese Fahrten im Nordosten beschäftigten die Aufmerksamkeit der südlichen Völker Europa's nur wenig und haben nichts gemeinschaftlich mit gewissen im Südosten gemachten Entdeckungen, welche von den Karten dieser Zeiten bloß angezeigt sind und anderer sicherer historischer Beweise entbehren.

Eine spanische Karte von 1346 stellt das Kap Bojador als einen bereits bekannten Punkt, den die Schifffahrer umsegelt hatten, dar. Ein in Genua aufbewahrtes

Manuskript benachrichtigt uns, daß in demselben Jahre ein Fahrzeug diese Stadt verließ, um einen Fluß Namens *Bedamel* oder *Rui Jaura*, wahrscheinlich *Rio Douro* zu erreichen, und daß man seither nichts von diesem Schiffe gehört habe. Die genuesischen Geschichtschreiber versichern uns, daß zwei ihrer Landsleute, *Ledisto Doria* und *Ugolino Bivaldi*, sich im Jahr 1291 einschifften, um über *Westen* nach *Indien* zu gelangen; aber man weiß nicht, was diese Abenteurer für ein Schicksal hatten. Die kanarischen Inseln wurden nie ganz aus dem Gesicht verloren, weil die arabischen Geographen, welche den Spaniern und Portugiesen eine beträchtliche Anzahl Thatsachen und wichtiger Nachweise lieferten, sie häufig beschrieben. Sie sind auf dieser spanischen Karte von 1346, wo *Teneriffa* den Namen *Infierno* oder die *Hölleninself* führt, angegeben; hiernach scheint es, daß die alten Mythen über den Aufenthalt der Seligen und das Königreich der Todten immer fest mit dem atlantischen Ozean verbunden waren.

Eine im Jahr 1384 herausgegebene Karte führt die Insel *Madera* auch unter dem Namen *Isola di Lemagne* oder *Holzinsel* auf, ein Name, welchen sie heutiges Tages noch führt. Indessen nimmt man allgemein an, daß die Entdeckung dieser Insel erst im Jahr 1419, also 35 Jahre nach Herausgabe dieser Karte, Statt fand; aber die Schiffahrer kannten sie vielleicht seit Jahrhunderten, und in diesem Fall wurde, wie in vielen anderen, die erste Entdeckung von der Zeit an datirt, wo die Politik die Aufmerksamkeit der Welt auf die von den Schiffahrern gelieferten Nachrichten leitete. „Wie viele

abenteuerliche Reisen gibt es," ruft Malte-Brun aus, „deren Andenken die Geschichte nicht aufbewahrt hat, wie viele unglückliche Vorgänger des Christoph Kolumbus, welche von den Fluthen des Ozeans verschlungen wurden oder auf wüstem Strande Schiffbruch litten, haben als Lohn ihrer Kühnheit nichts als einen unbekanntem Tod gefunden! Andere sind nach Europa zurückgekehrt; sie haben die Inseln Brazil, das heißt Feuer, Corvos Marinos und Sant-Jorzi entdeckt. Die Lage auf den Karten des 14. Jahrhunderts zeigt an, daß die azorischen Inseln seit dem Jahre 1380 oder sogar bald davor bekannt waren, wenn uns anders der offenbar arabische Name Bentufla auf der Karte des Bianco berechtigt, darin eine Entdeckung der Araber in Spanien zu sehen."

„Keine dieser Entdeckungen beeinträchtigt den Ruhm des Kolumbus im Geringsten; aber man führt eine an, welche, würde sie wirklich erwiesen, das ganze Verdienst dieses Schifffahrers darauf beschränken würde, Länder wieder aufgefunden zu haben, welche bereits ein Jahrhundert vor seiner Geburt bekannt gewesen waren. Diese behauptete Entdeckung ist auf einer Karte, welche im Jahr 1436 von André Bianco gefertigt, und in der Bibliothek von Sanct Marcus aufbewahrt wird, angegeben. Forma Leoni hat eine umständliche Beschreibung davon geliefert, und zwei Blätter von den zehn derselben stechen lassen. Die Art, wie er die Erde darstellt, ist folgende: die drei Theile der alten Welt bilden einen großen Kontinent, welcher durch das mittelländische Meer und den indischen Ozean in zwei gleiche Theile getheilt ist;

dieser letztere Ocean zieht sich von Osten nach Westen und enthält eine große Anzahl von Inseln. Afrika dehnt sich von Westen nach Osten parallel mit Europa und Asien aus; das östliche Aethiopien und das Königreich des Johanniterorden reichen bis an dessen südliches Ende; es ist dieß noch das Afrika, welches nördlich vom Aequator aufhört; auch ist der tiefe Meerbusen, welchen das Meer an der Küste von Guinea bildet, nicht darauf angegeben. Auf derselben Karte hat Bianco zwei Drachen aufgeführt mit den Worten: Nidus Abimalion. Asien ist ganz eben so schlecht gestaltet; die südliche Küste läuft geradezu von Osten nach Westen, die beiden Halbinseln von Indien und der Meerbusen von Bengalen sind kaum angegeben. Der östliche Theil besteht aus zwei großen Halbinseln, welche durch einen ungeheuren Meerbusen getrennt sind; auf der nördlichen sieht man Gog und Magog, auf der südlichen das Paradies, woraus vier große Flüsse entspringen, welche sich in das kaspische Meer ergießen. Auf diese folgen die Königreiche Cathai, Cambalich oder Cocobalich, die Stadt Samarcand und das nördliche Indien mit einigen Städten, deren Namen unverständlich sind, wie Uderi, Dmindan, Lagade, dann Persien und Syrien. Die Königreiche von Europa sind mit Ausnahme von Polen und Holland angegeben. In ihrer Nähe sieht man die Tartarei mit Großrußland, welches fast den ganzen Norden einnimmt und das von Schweden und Norwegen durch einen großen Berg geschieden ist.“ Aus dieser Auseinandersetzung ist ersichtlich, daß die Karte des Bianco mehr Irrthümer als Erdichtungen enthält. Wenn sie von den alten Schrift-

stellern die irrige Gestalt von Afrika und Asien entlehnt, so enthält sie im Norden und im Westen Zeichen selbstständiger Bearbeitung, und stellt Island und die Insel Friesland gerade so dar, wie diese von den Zeni beschrieben worden waren, und überdieß noch eine andere im Nordwesten gelegene Insel, welche den Namen *Scora fixa* oder *Stoka fixa* führt. *Forma Leoni* behauptet, dieses Wort sey gleichbedeutend mit *Stockfisch*, und beziehe sich auf *Terra nova*, wo der Fang dieses Fisches stark betrieben wurde. Zu bemerken ist noch, daß in dieser Zeit diese bedeutenden Fischereien von Island bereits berühmt waren, und daß *Nicolo Zeno* in seiner Beschreibung von Friesland bemerkt, daß die Fischereien dieses Landes Flandern, England, Dänemark und noch viele andere Länder mit Fischen versehen können. Es ist also möglich, daß in der Karte des *Bianco* der Name *Stoka fixa* oder *Stockfisch* nicht gebraucht wurde, um eine besondere Insel zu bezeichnen, sondern nur, um auf der Karte nach der allgemeinen Gewohnheit des Mittelalters die *Mirabilia* oder die Wunder dieses Theiles der Welt zu bezeichnen.

Indessen ist die Insel *Stoka fixa* nicht das einzige Sonderbare, was die Karte des *Andrea Bianco* enthält; westlich von den kanarischen Inseln stellt dieser Venetianer ein großes Land von viereckiger länglicher Gestalt, welchem er den Namen *Antilia* gibt, und welches sich in derselben Lage und mit demselben Namen auf dem von *Martin Behaim* zu Ende des 15ten Jahrhunderts gefertigten Globus wieder findet. Mehrere Geographen sind der Meinung, dieses *Antilia* des *Bianco* solle der

südamerikanische Kontinent seyn, andere behaupten dagegen, dasselbe habe bloß in der Einbildung des Verfassers existirt. Obgleich nun die erste dieser Annahmen einige Schwierigkeiten darbietet, so muß man doch gestehen, daß auch die zweite unbefriedigend ist, so daß seine Anführung der Insel Antilia immerhin einige Wichtigkeit in der Geschichte der Geographie haben wird.

Aber Bianco war nicht der einzige Geograph, welcher die Insel Antilia mitten in das atlantische Meer versetzte; man findet sie noch auf den Karten des Picigano vom Jahre 1367 verzeichnet. Außer ihrem innern Verdienst haben die Karten des Bianco noch ein weiteres großes Interesse. Auf dem ersten Blatte seiner Sammlung bemerkt man die Zeichnung einer Magnetnadel und einige nautische Tabellen, welche beweisen, daß die Seefahrer damals bereits gewohnt waren, die von ihnen zurückgelegten Wege zu berechnen, ohne daß sie sich jedoch der Länge oder der Breite bedient hätten.

Volks-Ueberlieferungen ließen immer an das Vorhandenseyn gewisser im Westen gelegenen Inseln glauben: man erzählte, daß zu der Zeit, da Spanien von den Arabern erobert wurde, eine Anzahl Christen sich mit aller ihrer Habe eingeschifft hatte, um auf eine ferne Insel zu entfliehen; hier hätte sie sieben Städte gebaut. So scheint es gewiß, daß zur Zeit des Kolumbus das Volk der im Westen gelegenen Gegend, welche die Gelehrten Antilia nannten, den Namen Sett-cittade oder die sieben Städte gab. Als Kolumbus die Inseln, welchen er diesen letztern Namen beilegte, entdeckt hatte, suchten die Spanier noch lange Zeit hindurch

in dieser Gegend die sieben Städte ihrer verbannten Landsleute.

Nördlich von Antilia, nicht sehr entfernt von der Lage von Terra nova, stellt die Karte des Bianco eine andere große Insel, Namens Isola de la man Satanario oder die Insel der Teufelshand hin; dieser Name scheint seinen Ursprung der Vereinigung einer arabischen Erzählung mit der Ueberlieferung, welche das Königreich der Todten in diese Gegend setzt, zu verdanken. Das indische Meer, erzählen die Araber, enthält eine Insel, in deren Nähe jeden Abend eine große Hand aus dem Wasser auftaucht, die Einwohner ergreift, und in den Abgrund des Meeres schleudert. Verschiedene Karten des 16ten Jahrhunderts setzen eine Teufelsinsel in den Nordwesten, einen Namen, welchen in späterer Zeit einige ältere Seefahrer einer kleineren an der Küste von Labrador gelegenen Insel geben.

Ihre Hauptfortschritte im Mittelalter verdankt die Geographie den großen Revolutionen, welche in Asien statt hatten. Aber ehe wir uns mit diesen Revolutionen und ihren Folgen beschäftigen, wird es nöthig seyn, im Vorbeigehen einen Blick auf eine andere Unterrichtsquelle zu werfen.

Der Jude Rabbi Benjamin von Tudela in Navarra verfaßte im Jahre 1160 eine Beschreibung von Allem, was ihm im mittägigen Europa, in Griechenland, Palästina, Mesopotamien, Indien, Anthiopien und Aegypten merkwürdig schien; er sagt nicht ausdrücklich, daß er so viele Länder besucht habe, sondern führt manchmal die Bürger für seine Erzählungen an. Ueberdies scheint seine trockene Erzählung, seine geographischen und anderen

Fehler, welche sein Herausgeber Baratier bereits bemerkt hat, zu beweisen, daß er im Allgemeinen nur nach dem Hörensagen spricht, namentlich, sagt Malte-Brun, was die außereuropäischen Länder betrifft. In der Hauptsache gibt er sich damit ab, die Orte zu beschreiben, wo die Juden in großer Anzahl beisammen lebten, und schildert ihre Lage in den verschiedenen Staaten. Unter Persien spricht er plötzlich von der Stadt Samarkand, wo sich damals 50,000 Israeliten befanden, dann von Tibet und dem Bisamthier; auch führt er China an, aber die Fabeln, welche er erzählt, um eine Idee von den Gefahren des dahin führenden Wegs zu geben zeugen von einer großen Leichtgläubigkeit. Seine Uebersetzer finden in seinem Werke auch Spuren von einer Reise nach Indien; in der That spricht er viel von Bassora, seinem blühenden Handel, den schwarzen Juden von Indien, dem Pfefferbau und der Entstehung der Perlen, aber die ganze Erzählung ist zu kurz, als daß sie einiges Licht über Indien verbreiten könnte.

Unermüdllicher Handelsgeist und religiöser Eifer zogen im Mittelalter die Aufmerksamkeit Europa's auf den Orient. Kaufleute aus Bremen, welche durch einen Sturm an die Küsten von Livonien geworfen worden waren, ergänzten die so unvollständigen Kenntnisse, welche man damals vom baltischen Meere hatte; aber die Kaufleute der Hansestädte wagten sich noch viel weiter, folgten den Spuren der Permiaken und Wareger, und drangen vielleicht bis in die Tartarei vor.

Zwei Jahrhunderte lang wurde der Handel mit Indien und China durch Karawanen, welche von den Küsten

Syriens und vom schwarzen Meere abgingen, auf Rechnung und zum Vortheil der Genueser und Venetianer betrieben; denn Aegypten, wohin die indischen Waaren über das rothe Meer gelangten, blieb ihnen so lange verschlossen, als die Feindseligkeiten, welchen die Kreuzzüge ihre Entstehung verdankten, zwischen Christen und Muhamedanern fortbestanden. Aegypten öffnete sich den Christen und ihrem indischen Handel vermuthlich erst wieder nach dem Jahre 1260, als die Genueser die Griechen wieder auf den Thron von Konstantinopel erhoben hatten. Als Belohnung für diesen Dienst erhielten sie ausschließliche Vortheile für ihren Handel. Die von dem schwarzen Meere ausgeschlossnen Venetianer schlossen einen Vertrag mit dem Sultan von Aegypten ab, und Alexandrien wurde das große Lager für die indischen Waaren bis zu der Zeit, wo die Portugiesen den für die Reise nach Indien und zu den Gewürz-Inseln bequemeren Weg über das Vorgebirge der guten Hoffnung auffanden.

Vor dieser Handelsrevolution erhielten die Genueser und Venetianer die Waaren aus Indien und China über Kassa, Tana und Mjazzo. Sie gelangten dahin auf zwei verschiedenen Wegen: man ließ sie von Bassora, an der Mündung des Tigris, in den persischen Meerbusen kommen, von da gingen sie auf diesem Fluß und durch Persien bis nach Lauris, dann über Armenien und das schwarze Meer bis nach Tana, einer an der Mündung des Tanais gelegenen Stadt. Sanudo und Pegoletti haben von einem Theil dieses Handelswegs gesprochen, aber die kostbarsten und an Umfang kleinsten Gegenstände

wurden von Lauris nach Ajazzo oder Nias am Mittelmeer gebracht.

Die indischen Waaren, welche auf dem zweiten großen Handelswege beigeführt wurden, machten, ehe sie ans schwarze Meer kamen, einen großen Umweg. Sie wurden den Indus herauf bis zu der Stelle gebracht, wo er nicht mehr schiffbar ist; von da gingen sie zu Lande durch Kandahar und Tocharistan oder Bukarien bis Sihon, wo man sie auf Kameele bis Astrachan lud oder sie auch nach Strava, dem jetzigen Astrabad sandte, von wo aus sie über das kaspische Meer gebracht wurden. Von Astrachan begaben sich die Kaufleute zu Fuß am Kaukasus hin nach Azof. Dieser Weg wurde auch von Karawanen, welche von China ans schwarze Meer gingen, eingeschlagen. Diese Karawanen sollen, wenn man gewissen Schriftstellern Glauben schenken darf, manchmal ein ganzes Jahr zu solch einer Reise gebraucht haben. Sie kamen in der Regel durch kein Land, außer durch Wüsten, welche bloß von nomadischen Stämmen bewohnt waren. Man stieß weder auf Städte, noch Gebäude, noch sonstige Gegenstände, welche die Aufmerksamkeit der Reisenden in Anspruch nehmen; zudem waren diese Reisen immer auch von manchen Mühseligkeiten und außerordentlichen Gefahren begleitet; daher es nicht befremden darf, daß diese Reisebeschreibungen so selten und daß diejenigen, welche wir besitzen, im Allgemeinen sehr dunkel und oft wenig interessant sind. Aber es ist Zeit, uns jetzt mit den Revolutionen Asiens zu beschäftigen.

Drittes Kapitel.

Reise des Karpini in der Tartarei.

Entstehung des mongolischen Reichs. — Dschingis-Khan. — Einfall der Mongolen in Europa. — Ihre Züge nach Ungarn. — Man hält sie für böse Geister. — Ihre Drohungen. — Sie greifen die Sarazenen an. — Sendung des Ascelin. — Der geringe Erfolg derselben. — Brief an den Pabst. — Sendung des Karpini. — Das Lager von Baatu. — Reise an den Hof des Groß-Khan. — Großungarn. — Das Land der Alanen. — Die Kangitten. — Die Biserminer. — Erwählung des Groß-Khan. — Die Ceremonien. — Das goldne Zelt. — Porträt des Kaisers. — Aufnahme der Priester. — Leiden, welche sie ausstanden. — Beschreibung der Mongolen. — Ihr Charakter. — Ihr Aberglaube. — Anbetung des Monchs. Stämme der Mongolen. — Klima der Mongolei. — Wunderbare Hagelregen. — Das Christenthum bei den Chinesen. — Der Priester Johann. — Anwendung von brennbaren Stoffen im Kriege.

Die Begebenheiten, welche im Laufe des 13ten Jahrhunderts die bis dahin auf der ganzen Fläche der alten Welt zerstreuten Völker vereinigten, sind in der Geschichte der Menschheit fast ohne Beispiel. Das mongolische Reich, das in seiner unermesslichen Ausdehnung den ganzen Erdfreis zu verschlingen schien, wurde in weniger Zeit gegründet, als man gewöhnlich zu Erbauung und Bevölkerung einer einzigen Stadt braucht. Der Anführer eines kleinen Stammes, der kaum unter den Zinsvölkern der Tuchi, des Hauptvolks der Mongolen, bemerkt wurde, widerstand muthig den Angriffen einiger ebenso unbekannter und unmächtiger Nachbarn. Durch diese unauf-

hörlichen Kämpfe an den Krieg gewöhnt, wagte er allmählig, gegen seine Oberherrn Kühner aufzutreten. Sein Glück und seine unermüdete Thätigkeit machte diese Horde oder das Lager dieses Barbaren zu einem Zufluchtsort für alle Unzufriedenen und Abenteurer. Seine Nebenbuhler waren bald gedemüthigt und seine Feinde zerstreut. Das an den Quellen des Onon, Kerulan und Tula gelegene Land war der Schauplatz der Umwälzungen, welche bald nachher ganz Asien und einen Theil von Europa umkehrten. Endlich nahm im Jahre 1206 der mongolische Heros den Titel Dschingis- oder Gingis-Khan an und errichtete den Mittelpunkt seiner Macht in Caracorum, einer alten türkischen, zwischen dem Tula, Drgon und Silinga fast unter demselben Breitengrad wie Paris liegenden Stadt.

Von dieser Zeit an ist die Geschichte der Mongolen nichts als eine ununterbrochene Reihe von Siegen. Jedes Jahr ist Zeuge, wie ein neues Königreich dem Reiche einverleibt wird. Die Nachfolger des Dschingis-Khan, welchen das unermessliche Reich, das dieser Eroberer ihnen hinterlassen hatte, nicht genügte, ließen sich durch den der mongolischen Nation einwohnenden Ehrgeiz fortreißen. Dgadaï, sein unmittelbarer Nachfolger, dehnte seine Herrschaft bis in das Herz von China aus und hob eine Armee von 1,500,000 Mann aus, um zu gleicher Zeit an den äußersten Gränzen von Asien, in Korea und jenseits des kaspischen Meeres zu agiren. Baatu-Khan, unter dessen Befehlen sich eine große Anzahl von Generalen und Prinzen von königlichem Blute befanden, war der Anführer des gegen Europa gerichteten Unternehmens;

er überschwemmte das Land der Baschkiren, drang nach Rußland vor, eroberte Moskau und die übrigen bedeutenden Städte des Fürstenthums, und machte die Großherzoge Rußlands dem Großkhan zinspflichtig. Zu derselben Zeit verheerte eine andere tartarische Armee Armenien und Georgien, wo sie zwar auf einen kräftigen aber erfolglosen Widerstand stieß. Zu Ende dieses Raubzugs von 1239 wagte es ein georgischer Fürst, Namens Avag, in Begleitung seiner Schwester Thametra, persönlich dem Dgadaï seine Unterwerfung anzukündigen. Er wurde von diesem günstig empfangen und erhielt einen Brief an den mongolischen General Charmagan, worin der Befehl ausgesprochen war, ihm seine Staaten zurückzugeben. Der glückliche Erfolg dieses Schrittes veranlaßte mehrere abendländische Fürsten, eine Reise nach Caracorum zu unternehmen, um vom Großkhan selbst die Wiedererstattung des ihnen von seinen Generalen verursachten Schadens zu erhalten zu suchen. Vielen derselben wurden ihre Bitten bewilligt und das kaiserliche Zelt zu Caracorum wurde wie der Stuhl des Papstes die Behörde, an welche die Klagen der Könige gebracht wurden.

Im Norden erschienen die Mongolen von Neuem aber viel drohender, als das erstemal. Im Jahre 1240 bemächtigte sich Baatu Kiow's und Kaminid's und entsandte einen seiner Generale, um Polen zu erobern. Die in zwei Corps getheilte Armee des Letztern setzte über die Weichsel, marschirte auf Krakau los, eroberte und zerstörte diese berühmte Stadt, richtete ein schreckliches Blutbad an und verbreitete Schrecken in alle benachbarten Länder. Die vereinigten Armeen von Polen, Mähren und Schle-

nen, welche bei Waldstadt sich aufgestellt hatten, wurden in einer großen Schlacht geschlagen, in Folge derer die Tartaren sich in Ungarn mit der Armee des Baatu vereinigten. Dieser Fürst hatte an der Spitze von 500,000 Mann die Pfalzgraffschaft Sachsen durchzogen und auf diesem Durchzug die vertheidigungslos seiner Wuth überlassenen Gegenden mit Feuer und Schwert verheert. —

Um sich zu überzeugen, daß die Verheerungszüge die lebhaftesten Unruhen in ganz Europa hervorbrachten, genügt es, einen Blick auf die Geschichts=Werke dieser Zeit zu werfen. Man erzählt, daß die Einwohner von Friesland so große Furcht hatten, daß sie die Zeit des Häringsfangs unthätig verstreichen ließen und schrecklichen Hunger litten, um nicht einem solchen Einfall zum Opfer zu werden. Die Königin Blanka von Frankreich konnte ihre Unruhe dem heiligen Ludwig nicht verhehlen: „dieser schreckliche Einfall,“ schrieb sie ihm eines Tages, „scheint uns mit einem gänzlichen Untergang zu bedrohen, uns und unsere heilige Kirche.“ — „Meine Mutter“ erwiderte der fromme und tapfere Monarch, „vertrauen Sie auf den Himmel: wenn diese Tartaren hieher kommen, so werden wir sie in den T a r t a r u s zurück schicken, woher sie gekommen sind, oder aber werden wir selbst in den Himmel gehen, um das Glück der Seligen zu genießen.“ Das dem Könige von Frankreich zugeschriebne Wortspiel stimmt ganz mit dem Geiste seiner Zeit überein, und der Ausdruck Tartari imo Tartarei war damals allgemein verbreitet.

Wirklich glaubte man auch allgemein, die Tartaren

seyen böse Geister, welche in die Welt gesandt seyen, um die Verbrechen der Menschheit zu bestrafen, oder war man wenigstens der Ansicht, sie ständen mit solchen Geistern in geheimer Verbindung. Diese letztere Meinung stützte sich auf die ihnen beigelegte Kunst, daß sie sich mitten im Kampfe in Feuerflammen und Rauch hüllen könnten. Es ist dies wahrscheinlich eine Anspielung auf eine Art Artillerie oder brennbaren Pulvers, das den Mongolen nach dem Zeugnisse chinesischer Schriftsteller von dieser Zeit an bekannt war. ¹⁾ Um den Einfällen dieser bösen Geister zuvorzukommen, nahm man seine Zuflucht zu öffentlichen Gebeten und feierlichen Fasten; aber sie setzten nichts desto weniger ihre Eroberungen fort. Ganz Ungarn unterwarf sich ihren siegreichen Waffen; der Kaiser Friedrich wurde genöthigt, dem Großhan zu huldigen, welcher ihm gegen sein Königreich denjenigen Dienst anbot, den er sich selbst auswählen würde. Es war dies nach der mongolischen Sitte ein ehrendes und dem Rang und der Würde des ersten Fürsten der Christenheit angemessenes Anerbieten. —

In den Unterhandlungen mit den Ungarn verwendeten die Tartaren einen Engländer, welcher eine Zeitlang unter ihnen gelebt hatte, als Dolmetscher. Dieser hat auch einige Einzelheiten über den Charakter und die Sitten dieses Volks im Jahre 1243 hinterlassen. Er hatte sein Vaterland verlassen, nachdem er all sein Hab und Gut durch Spiel und Schlemmerei verthan hatte,

¹⁾ Abel Rémusat, *Memoires de l'academie des Incriptions*, VI, 1820.

und durchzog lebensüberdrüssig und als Bettler Palästina und Syrien. Endlich brachte er es dahin, daß er einige orientalische Sprachen verstand und sprach und sich dadurch den tartarischen Generalen empfahl. Das Bild, das dieser Abenteurer uns von den Mongolen entwirft, ist nichts weniger als schmeichelhaft, und wahrscheinlich nicht ungerecht. Indessen sagt Hakluyt, so heißt unser Dolmetscher, nicht wie andre Geschichtschreiber „daß diese Barbaren das Fleisch ihrer Feinde essen, oder daß sie als köstliche Speise die selbst von ausgehungerten Geiern verlassnen Leichname verschlängen;“ aber aus gewissen Ausdrücken, welche wörtlich aus seinem Werke gezogen sind, kann man schließen, daß diese Meinung damals in Europa geglaubt wurde. Der englische Abenteurer beschreibt das Vergnügen, das es den Tartaren verursachte, den Christen Angst und Unruhe einzujagen, wie folgt: „Manchmal,“ sagt er, „verbreiten die Mongolen das Gerücht, daß sie nach Köln (ohne Zweifel im Abendland?) ziehen würden, bald um die drei weisen Könige zu holen und mit sich in die Tartarei zu nehmen, bald um den Hochmuth und Geiz der Römer, welche sie in früher Zeit unterdrückt hatten, zu bestrafen; bald um die barbarischen Völker des Nordens zu bekriegen, bald um die Wuth der Germanen mit der Milde, welche sie charakterisirt, zu mäßigen; bald um die Waffenthaten und Kriegskisten der Franzosen kennen zu lernen und bald endlich um ein fruchtbares Land zu finden, das ihre unzähligen Horden zu ernähren im Stande wäre. Manchmal sagen sie auch zum Hohn, daß sie zum heiligen Jakob in Galizien wallfahren wollen.“

Die Mongolen, welche bereits Herrn von Georgien und Armenien waren, beschloffen auch noch Syrien in den Kreis ihres Reichs aufzunehmen. In diesem Lande hatten sie die Nachkommen Saladins und andre Fürsten zu bekämpfen, mit welchen die Christen ebenfalls im Streite lagen. Franken und Mongolen hatten also diesmal ein gleiches Interesse, und Politik und Religion verfolgten denselben Zweck; auch beeilten sich die Päbste, Missionäre in das Lager der tartarischen Generale zu schicken, um dort den wahren Glauben zu verkünden und die geistliche Oberherrschaft Roms zu predigen. So gewagt dieses Unternehmen schien, so schien es doch großen Erfolg zu versprechen. Es befand sich, wie man sagte eine große Anzahl Christen unter den Tartaren; die Geschichte des Priesters Johann, welche auf vage und schlecht verstandne Nachrichten über die syrischen Christen gebaut ist, war damals über ganz Europa verbreitet. Ueberdies führten die Mongolen, weit entfernt an Mahomed zu glauben, mit den Mohamedanern einen unveröhnlichen Krieg, welchen man in dieser Zeit der Unwissenheit als den ersten Schritt zum Christenthum ansah. Mit einem Wort, diese Tartaren, welche man für Zauberer und böse Geister, welche Fleisch angenommen hatten, hielt, als sie die Christen in Ungarn und Polen angriffen, galten dann für halbbekehrte Ungläubige, als sie ihre Waffen gegen die Türken und Sarazenen wendeten.

Die von Innocenz IV. zur Ausführung dieser wichtigen Missionen gewählten Individuen waren, wie man sich leicht denken kann, aus Klöstern genommen; es waren gut disciplinirte Mönche, welche aber von den

Angelegenheiten des gewöhnlichen Lebens nicht das mindeste verstanden; ihr Neußeres und ihre Manieren brachten die Tartaren zum Lachen und ihr Betragen mußte nothwendig zum Resultat haben, daß man den Hof, den sie repräsentiren sollten, verachtete. Die Gesandten, welche sich in das Hauptquartier der Mongolen begeben sollten, waren Ascelin, Simon von Saint-Quentin, Alexander und Albert, Mönche vom Orden des heiligen Franziskus. Sie waren Alle tief von der Oberhoheit des Papstes überzeugt und zweifelten gar nicht, daß die einfache Erklärung ihres Willens alsbald von einer schleunigen und allgemeinen Unterwerfung begleitet seyn werde.

Die heiligen Gesandten reisten durch Syrien, Mesopotamien und Persien und stießen endlich nach einer Reise von 59 Tagen auf die bei Baiothnoy-Khan, an den Gränzen von Chowaresm und Chorasmien gelagerten Araber. Die Bemerkungen Ascelins über die Länder, durch welche er kam, sind äußerst kurz und durchaus ohne Wichtigkeit, so daß seine Reise die Wissenschaft der Geographie gar nichts genützt hat. Als die mongolischen Offiziere dieser Priester, welche auf das Lager zukamen, ansichtig wurden, gingen sie ihnen entgegen, um zu erfahren was sie wollten und woher sie kämen; Ascelin antwortete, er sey der Gesandte des Papstes, des Herrn der christlichen Welt. Das Neußere der Priester war weit entfernt, eine so hohe Mission zu verkünden und die Tartaren fragten daher: „ob der Papst, ihr Herr und der der christlichen Welt wüßte, daß der Großmongole der Sohn Gottes (oder nach dem Ausdruck der Mongolen, des Himmels) sey und also ein Recht habe auf die Herrschaft

über die ganze Welt?“ Der Franziskaner-Priester antwortete hierauf sehr unklug „daß der Pabst nie von dem Großkhan oder seinen Stellvertretern gehört habe; er wisse bloß, daß auf der Welt ein fremdes und rohes Volk, das man Tartaren heiße, existire, das, wo es hinkomme, Trostlosigkeit und Verderben mit sich bringe, Niemand verschone, und namentlich die Christen morde; daß er aus Auftrag seines Herrn gekommen sey, diese Barbaren zu ermahnen, ihre vergangenen Verbrechen zu bereuen und das Volk des Herrn ferner nicht mehr zu verderben.“

Der Zorn der Tartaren, den sie bei Anhörung dieser übermüthigen Rede bekamen, wurde gewissermaßen durch das Erstaunen gedämpft, das sie beim Anblick dieser fremden Menschen, welche naktsüßig gingen, empfanden; sie fragten darauf nach der Sitte des Landes, welche Geschenke der Pabst dem Großkhan sende? Die von einem blinden Eifer beseelten Mönche, welche überdies die Gebräuche des Orients nicht kannten, erwiederten, „daß der Pabst gewohnt sey, von der ganzen Welt Geschenke zu erhalten, daß er selbst aber nie welche gebe, nicht einmal seinen besten Freunden, geschweige denn Fremden und Ungläubigen.“ Diese beleidigenden Prahlereien ermüdeten dennoch die Geduld der Tartaren nicht; sie versprachen den Abgesandten sogar, daß ihnen, wenn sie sich den üblichen Ceremonien bequemen und dreimal die Knie vor dem Großkhan beugen wollten, eine Audienz gegeben werden solle. Die Priester berathschlagten lange und ernsthaft darüber, und kamen endlich zu der einstimmigen Entscheidung, daß dies eine Schande für sie seyn würde und ein Hohn für die ganze Christenheit, wenn sie vor einem Heiden solche

götzendienstliche Handlung verrichteten. Sie erklärten indessen, „daß wenn der Khan und seine Unterthanen Christen werden und die Oberhoheit des Papstes anerkennen wollten, so unterzögen sie sich freiwillig zur Ehre der Kirche der Erniedrigung, die man von ihnen verlange.“ Bei diesem Vorschlag wurden die Tartaren wüthend und riefen, die Christen seyen Hunde; ja sie trieben die Gottlosigkeit so weit, daß sie den Papst selbst als einen Hund behandelten, und die durch diese Gotteslästerungen ganz betäubten Gesandten wurden mit Schmähungen und Beleidigungen überhäuft. Aber das unpassende Benehmen der Gesandten hätte für sie noch ernstere Folgen, als diese Drohungen der Soldaten haben können. Der tartarische Kriegsrath berieth die Frage, ob man sie tödten müsse, sehr ernstlich; einige meinten sogar, man solle diese Priester lebendig erdroffeln und ihre Haut mit Stroh ausgestopft dem Papst zurückschicken. Aber die Furcht vor Repressalien und die Dazwischenkunft der Mutter Baiothnoy's hinderten die Ausführung dieser Grausamkeiten.

Indessen hatten die armen Gesandten Leiden und Kränkungen aller Art zu tragen. Man machte ihnen zum Vorwurf, daß sie sich vor dem Kreuze niederwürfen und Holz und Steine anbeteten, während sie sich doch weigerten, vor dem Sohne des Himmels und dem Herrn über Leben und Tod sich zu neigen, man gab ihnen die rohesten Nahrungsmittel und so wenige, daß diese Unglücklichen kaum ihren Hunger stillen konnten. Um ihr Elend voll zu machen, fragten die Tartaren sie häufig nach den Heldenthaten des Papstes, nach seinen Heeren,

Siegen und Eroberungen und schlossen dann mit der verächtlichen Frage, wie denn derjenige, welcher nur eine geistliche Macht habe (es war dies für sie ein fast unverständliches Wort), es wagen könne, Gesandte an den Großkhan zu schicken, diesen Siegesfürsten, dessen Armeen alle Königreiche der Welt vom Orient bis Occident unterworfen hätten.

Endlich erlaubte Baiothnoy-Khan den Priestern abzureisen und befahl ihnen, dem Pabst einen Brief zu überbringen, welcher unter andern wenig ehrerbietigen Ausdrücken auch folgende Stelle enthielt: „Wisse, Pabst, daß deine Abgesandten in unser Lager gekommen sind, uns deine Briefe zugestellt und fremdartige Reden geführt haben, welche wir nie verstanden. Wir wissen nicht, ob du ihnen aufgegeben hast, daß sie so sprechen sollen, wie sie gethan haben; aber wir senden dir diesen ausdrücklichen und bestimmten Befehl, der von Gott ausgeht: wenn du in deinem Königreich und deiner Erbschaft bleiben willst, so begieb dich in eigner Person zu uns und beuge dich vor dem, dessen gerechte Herrschaft sich über die ganze Erde erstreckt; wenn du diesem ausdrücklichen Befehl Gottes und dessen, der seine gerechte Herrschaft über die ganze Welt verbreitet hat, nicht gehorsam bist, so kennt Gott allein die Folge, die daraus entstehen kann.“

Als den Gesandten diese anmaßende Botschaft zugestellt war, erhielten sie die Erlaubniß zur Abreise; sie verließen das barbarische Lager mit Freuden und eilten so schnell als möglich dem nächsten Hafen Syriens zu, wo sie sich unverzüglich nach Frankreich einschifften.

Während Ascelin in Persien reiste, schickte der Pabst

an die nordischen Fürsten der Mongolen eine andre Gesandtschaft, an deren Spitze sich Johann von Plano Carpini, ein jüngerer Bruder des heiligen Franz befand. Die heiligen Gesandten begaben sich bald auf den Weg „um der Gefahr zuvorzukommen, welche für die heilige Kirche aus der Nähe dieser Tartaren entstehen könnte;“ so nämlich hießen sie die Mongolen. Sie gingen zunächst über Böhmen, Schlesien und Polen, begaben sich dann nach Kiow, der damaligen Hauptstadt Rußlands und wurden in allen diesen christlichen Staaten mit vieler Achtung behandelt, da die Völker des östlichen Europa bei dem Erfolg dieser Gesandtschaft hauptsächlich theilhaftig waren. Die Herzogin von Krakau und der Adel dieser Stadt gaben ihnen Felle und Pelzwerk mit dem Auftrag, sie als Geschenk unter die mongolischen Anführer zu vertheilen; auch rieth man ihnen, ihre europäischen Pferde nicht mit in die Tartarei zu nehmen, weil sie unvermeidlich vor Hunger unterwegs umkämen, da sie nicht wie die tartarischen gewohnt seyen, den Schnee wegzuscharren und Kräuter zu suchen. In diesem Lande verfuhr man sich weder mit Heu- noch Stroh- noch andern Futter-Vorräthen für den Winter.

Als die Priester an den tartarischen Gränzen angekommen waren, fragte man sie nach dem Grund ihrer Reise. „Wir sind,“ sagten sie, „von unserm Herrn dem Pabst an den Kaiser der tartarischen Nation abgesandt, um Frieden und Freundschaft zwischen den Tartaren und Christen zu stiften. Unser Herr der Pabst fordert die Tartaren auf, an Christum zu glauben, weil sie sonst nicht selig werden können; er hat mit Erstaunen vernommen,

daß die Tartaren ein schreckliches und sträfliches Blutbad unter dem menschlichen Geschlechte, namentlich den Ungarn, den Bergbewohnern und den Polen, welche seine Unterthanen sind, angerichtet haben, obgleich diese die Tartaren nie beleidigt noch es zu thun versucht hatten, und da Gott durch solche Vergehen sehr beleidigt wird, so ermahnt sie der Pabst, diese künftig zu unterlassen und ihr Benehmen zu bereuen; überdies sollen sie sich über ihre künftigen Absichten aussprechen." Nach dieser Erklärung begaben sich die Mönche zu dem Fürsten Korrensa, einem mongolischen General, welcher mit 60,000 Mann an den Ufern des Dniepr gelagert war. Man führte sie gleich nach ihrer Ankunft in die Orda, das Zelt dieses Anführers, indem man ihnen sagte, sie müßten dreimal das linke Knie vor der Thüre beugen, und sorgfältig vermeiden, mit ihren Füßen die Thürschwelle zu berühren. Nachdem diese Ceremonien zu Ende waren, gab man ihnen Pferde und eine Bedeckung von Tartaren mit, welche sie zu Baatu-Khan, einem Prinzen von königlichem Blut bringen sollten.

Als die Mönche an dem Hof des Baatu in Romanien oder dem Lande jenseits des Kuban angekommen waren, befahl man ihnen, ihr Zelt eine Stunde vom Lager aufzuschlagen und überdies eröffnete man ihnen noch, — was sie nicht wenig erschreckte — daß sie, ehe sie am Hof des Prinzen eingeführt würden, zwischen zwei Feuern durch müßten. Auch dieser Probe, welche zum Zweck haben sollte, ihre böse Absichten auszutreiben oder zu neutralisiren, unterwarfen sich die Priester ohne alle schlimmen Folgen. Darauf wurden sie vor Baatu

gelassen, machten da die gebräuchlichen Ehrenbezeugungen und übergaben ihre Briefe dem Prinzen, welcher sie mit großer Aufmerksamkeit las. Baatu entfaltete in seinem Anzug große Pracht; sein Hof glich beinahe dem des Kaisers, und wenn er Audienz ertheilte, saß er auf einem erhöhten Throne und eine seiner Frauen saß ihm zur Seite; man bemerkte namentlich die prächtigen Zelte, welche dem Könige von Ungarn gehört hatten. Wenn er spazieren ritt, ließ er sich über dem Kopfe am Ende einer Pike einen Sonnenschirm, oder nach dem Ausdruck Carpini's ein kleines Zelt halten.

Die Völker des Orients, namentlich die unter der unbestimmten Benennung der Tartaren bekannten Nationen, hatten, wie es scheint, im Gebrauch, fremde Gesandten so lange herum zu führen, bis sie mit eignen Augen die Macht und den Reichthum ihres Reichs erfahren hatten; daher befahl man den Gesandten, den Hof des Baatu zu verlassen, um sich an den des Großkhan zu begeben. Indessen blieb den unglücklichen Mönchen kaum noch so viel Kraft und Muth, als nöthig war, um die Beschwerden dieser neuen Reise aushalten zu können; denn sie hatten während der Fastenzeit streng gefastet und bloß in Wasser gekochten Reis gegessen und geschmolzenen Schnee getrunken.

Die geographischen Details, welche dieser Theil der Erzählung Carpini's enthält, sind nicht alle leicht zu erklären. Nördlich von Comanien, unmittelbar über Rußland hinaus, wohnte ihm zufolge ein Volk Namens *Morduyin*, *Bylery* in Großbulgarien und *Bastareti*, *Baschkiren* in Groß-Ungarn, d. h. in dem zwischen der

Volga und dem Jenisei gelegenen Lande. Mehr gegen Norden wohnten die Parositen oder Samoyètes (Samoyeden), und über diesen draußen, an den wüsten Ufern des Ozeans, lebte ein wildes Volk, das nach der Sage Hundsköpfe hatte. Südlich von Comanien waren die Asi; so nämlich bezeichnet Carpini die Alanen, obgleich die Mehrzahl seiner Ausleger den Fehler begangen hat, diesen Namen zu ändern; die Kergis, Cherken oder Circassier, die Gatti, vielleicht die Georgier der Provinz Kachetia und eine Menge anderer Stämme, deren Namen nicht so leicht sich erklären lassen.

Als die Mönche Comanien verließen, kamen sie in das Land der Kangittes, vermuthlich die Petschenegen der russischen Geschichte. In dieser Gegend, ohne Zweifel die östlich vom kaspischen Meer gelegene Wüste, lebten wegen der Seltenheit des Wassers nur wenige Menschen; aber Haufen von Schädeln und Menschenknochen erhoben sich in Mitten dieser Ebene als schreckliche Denkmäler tartarischer Rohheit. Die Comanier und Kirgitten waren Heiden; sie wohnten in Zelten, lebten von den Erzeugnissen ihrer Heerden und hatten keinen Begriff vom Ackerbau.

Vom Lande der Kangittes kam Carpini in das der Bisermini, zu einem Volke, das komanisch sprach und die Gesetze Mohameds befolgte. Dieses Land, welches das nördliche Sogdiana war, bot damals den traurigen Anblick von zerstörten Häusern und verwüstetem Felde dar. Dieses irdische Paradies der orientalischen Dichter war durch die Raubarmee des Dschingis-Khan fast in eine völlige Wüste verwandelt worden.

Bei ihrer Ankunft am Hofe des Groß-Khan wurde unseren Gesandten ein Zelt angewiesen, und sie selbst auch mit mehr Rücksicht und Aufmerksamkeit behandelt, als je seither. Der Zufall fügte es, daß sie gerade in einem Augenblick ankamen, wo gleich interessante und sonderbare Vorfälle Statt hatten. Ajuk Khan oder Guyne, wie sie ihn nennen, war weder bereits förmlich gewählt noch mit den Reichsinsignien belehnt, so daß unsere Gesandten die Pracht und den Glanz dieser Volksfeierlichkeit mit ansehen konnten. Man schlug ein ungeheures Zelt, sagen sie, auf, das groß genug war, um 2000 Mann zu beherbergen, und um dieses Zelt zog man einen Kreis, welcher von Brettern, die mit einer Menge gemalter Devisen versehen waren, gebildet war. Die edlen Tartaren waren mit ihrem Gefolge in geringer Entfernung von diesem Kreise versammelt und vergnügten sich damit, daß sie in der Ebene herumritten. Am ersten Tage waren Alle weiß, am zweiten, wo Guyne seinen Einzug in das große Zelt hielt, scharlachroth gekleidet; am dritten erschienen sie bei den Ceremonien blau, und am vierten endlich trugen sie weiße Kleider von Baldaquin oder Tuch von Bagdad, das mit Figuren verziert war.

Zwei Thore führten in den Kreis, welcher das große Zelt umschloß; das eine war für den Kaiser allein bestimmt, das andere wurde von Soldaten bewacht, welche die Kühnen, die die bestimmten Gränzen überschritten, mit Pfeilen zurücktrieben. Sättel, Zügel und anderer Pferdeschmuck waren mit Edelsteinen und Verzierungen von massivem Golde besetzt.

Endlich versammelte sich der tartarische Adel im

großen Zelte, wie wenn er über die Kaiserswahl sich berieth. Das übrige Volk, das außerhalb des Kreises stand, trank ungeheure Massen Koomis oder Stutenmilch. Carpini und seine Gefährten nahmen ebenfalls Antheil an dem allgemeinen Fest, und man reichte ihnen Bier, da sie den Koomis nicht trinken konnten. In dem Zelte sah man Zeroslaus, den Herzog von Susdal in Rußland, eine Menge Fürsten der Lithayenser und Solanger, die beiden Söhne des Königs von Georgien, den Stellvertreter des Kalifen von Bagdad, welcher selbst Sultan und Oberherr über zehn andere muhamedanische Fürsten war. Unsere Gesandten erfuhren, daß außerdem noch mehr als 4000 Gesandte da wären, die Sinen, um Geschenke oder den Tribut der benachbarten Völker zu überbringen, Andere, um ihre Unterwerfung anzubieten, und noch Andere, um die Gouverneure und höchsten Aemter der entfernteren Provinzen des Reichs zu repräsentiren. Alle diese Gesandten waren an dem Umkreis des großen Zeltes aufgestellt und man vertheilte Erfrischungen unter sie.

Nachdem man etwa einen Monat an diesem Orte sich aufgehalten hatte, zog die versammelte Menge in eine schöne, bloß einige Meilen von hier entfernte Ebene, wo ein neues Zelt, das man Orda oder das goldene Zelt nannte, aufgeschlagen wurde. Dieses Zelt wurde von Pfeilern, welche mit Goldplatten verziert waren, getragen, und die Balken waren an diese Pfeiler mit Nägeln von demselben Metall befestigt. Das Dach bestand aus prächtigem Baldaquin-Tuch, das an den äußeren Theilen noch mit anderen reichen Stoffen besetzt war. Endlich ging die Feierlichkeit zu Ende. An einem gewissen Tage

versammelten sich die Tartaren, indem sie Alle das Gesicht gegen Mittag kehrten. Einige, die sich in kleiner Entfernung von der Menge hielten, waren unaufhörlich beschäftigt, Gebete herzusagen und Kniebeugungen zu machen, woraus die katholischen Mönche schlossen, daß sie Zaubereien bereiteten; nachdem diese Ceremonien einige Zeit gedauert hatten, kehrten die Adeligen in das Zelt zurück und Guyne wurde endlich auf den kaiserlichen Thron gesetzt. Die Großen warfen sich alsbald vor ihm nieder und die außen gebliebene Menge ahmte ihnen nach.

Bald nach seiner Krönung gab der neue Kaiser den Fremden, welche sich an seinem Hofe befanden, Gehör. Alle näherten sich dem Throne mit reichen Geschenken; Edelsteine, Purpurkleider, gestickte Zeuge, reiches Geschirre und prächtige Waffen waren in Haufen um das Zelt aufgespeichert.

Endlich und nachdem man sie genau untersucht hatte, aus Furcht, sie möchten verborgene Waffen bei sich führen, wurden auch unsere armen Gesandten vor den Kaiser gelassen.

Auf die Frage der mongolischen Beamten, welche Geschenke sie dem Groß-Khan brächten, antworteten sie demüthig, ihre eigenen Vorräthe seyen bereits vollständig erschöpft. Schon ihr Aussehen bezeugte ihre Armuth hinlänglich, und die Tartaren verziehen den armen Mönchen, daß sie einen der bei den orientalischen Völkern am tiefsten gewurzelten Gebräuche, den, Geschenke den Königen zu bringen, vernachlässigt hatten. In geringerer Entfernung von dem großen Zelte waren auf ostensibler Art 500 mit Gold, Silber und seidenen Stoffen gefüllte

Wagen aufgestellt. Der Kaiser theilte diese Reichthümer unter die Großen, und letztere vertheilten sie ihrerseits wieder unter ihr Gefolge.

Der neue Kaiser hatte eine ernste und gebieterische Haltung; nie hatte man ihn lachen sehen. Carpini schloß daraus, daß er im Grund des Herzens Christ sey. Einige christliche Priester hielten sich auch wirklich an seinem Hofe auf, und sie hatten die Erlaubniß, die Stunden durch Glockenschlag zu bezeichnen und gewisse den Gebräuchen des Orients entgegengesetzte Religionsübungen vorzunehmen; aber der Kaiser äußerte trotz seiner Duldung nie den Wunsch, seinen Glauben zu ändern. Nach einiger Zeit wurden die Gesandten abermals vor den neuen Herrscher geladen, um ihm über ihre Sendung Rechenschaft abzulegen; man fragte sie, ob Jemand am Hofe des Papstes wäre, der das Russische, Arabische oder Tartarische verstünde, und da sie hierauf keine bejahende Antwort geben konnten, so erklärte man ihnen den Brief des Kaisers an den Papst, ließ ihnen denselben dann in's Lateinische übersetzen und die mongolischen Beamten gaben sich alle Mühe, um sich der Treue der Uebersetzung zu versichern; hierauf erhielten sie ihre Pässe mit einem vom kaiserlichen Siegel versiegelten Briefe, und die Mutter des Kaisers gab Jedem ein seidenes Kleid und einen Fuchspelz, dessen Haare nach Außen gerichtet waren. Unsere Mönche reisten endlich ab und schlugen den Weg in ihr Vaterland ein; aber die Reise mußte mitten in den Mühsalen eines sibirischen Winters vor sich gehen. Sie schliefen in den Steppen oder Wüsten oft ganze Nächte auf dem Schnee, wenn sie nicht so glücklich gewesen waren,

denselben bis auf die Erde mit ihren Füßen wegzuräumen, und mehr als einmal fanden sie sich am Morgen fast begraben in dem Schnee, der die ganze Nacht über auf die Schlafenden gefallen war. Trotz dieser Hindernisse gelangten sie gesund und wohlbehalten in Kiow an; das Volk ging ihnen freudig entgegen und wünschte ihnen Glück, wie Todten, die wieder in's Leben zurückkehren. Carpini war so glücklich, zuerst in Europa einen vernünftigen Bericht von den mongolischen Völkerschaften zu veröffentlichen. Obgleich er unwissend, bigott und leichtgläubig war, fehlte es ihm doch nicht an Talent noch Beobachtungsgedicht, und sein kluges Betragen ließ ihn viele Vortheile benützen, welche die mönchische Rauheit eines Ascelin und seiner Gefährten nie erlangen konnte.

„Die Mongolen und Tartaren,“ sagt er, „haben eine wesentlich von der anderer Nationen verschiedene Gesichtsbildung. Ein viel größerer Zwischenraum trennt ihre Augen und Wangen; sie haben vorstehende Backenknochen, kleine platte Nase, kleine Augen, und ihre obern Augenlieder sind bis zu den Augenbraunen umgestülpt. Sie rasiren ihre Köpfe auf beiden Seiten nach Art der Priester und lassen nur einige Haare mitten in dieser Tonsur stehen, während sie den übrigen Theil ihrer Haare in Gestalt von Geflechten oder Zöpfen flechten, welche sie hinter den Ohren zusammenbinden.“

Wenn Carpini von ihrem Charakter spricht, so wägt er offen die guten Eigenschaften mit ihren Fehlern ab; „sie sind gehorsamer,“ erzählt er, „als die übrigen Völkerschaften, haben größere Achtung vor ihren Herren und

betrügen sie nie, sey es in Worten oder Handlungen; sie zanken sich selten, und fast nie hört man von Streit, Wunden oder Todtschlag sprechen. Man trifft unter ihnen weder Diebe noch Spitzbuben, so daß man die Häuser und die Wägen, welche ihre größten Kostbarkeiten enthalten, nicht zu verschließen braucht. Verirrt sich ein Thier, so läßt entweder der Finder es laufen oder bringt es zu dem Beamten, dessen Dienst das Auffuchen verlorener Gegenstände ist, und der Eigenthümer nimmt es ohne Hinderniß in Empfang. Sie sind äußerst verbindlich, und obgleich ihre Lebensmittel sehr selten sind, so helfen sie sich doch freigebig aus. Die Tartaren ertragen auch Entbehrung mit bewundernswerther Ergebung, und selbst nach ein- oder mehrtägigem Fasten singen sie fröhlich, wie wenn ihr Appetit vollkommen gestillt wäre. Auf der Reise erdulden sie ohne alle Klage Hitze und Kälte; nie erzürnen sie sich, und obgleich sie oft betrunken sind, haben sie doch nie Händel. Keiner verachtet seinen Nachbar und Alle helfen sich gegenseitig, so viel sie können.“

Nachdem uns Carpini so die Licht-Seite der Zeichnung hat sehen lassen, zeigt er uns natürlich auch die Schattenseite. „Die Tartaren,“ sagt er, „sind stolz und übermüthig gegen andere Völker; von welchem Adel sie auch seyn mögen, so behandeln sie die Fremden mit Verachtung; reizbar und verachtend gegen Personen, die nicht zu ihrer Nation gehören, machen sie sich kein Gewissen daraus, sie zu betrügen; sie verführen euch zunächst mit schönen Worten, aber sie hören mit Skorpionstichen auf. Betrug und Schurkerei ist ihnen Gewohnheit, und

ſie führen Alle an, die ſie bekommen können. Trunkenheit ſteht in Ehren bei ihnen; ſie eſſen und trinken unmäßig und ſind im Allgemeinen ſehr ſchmutzig. Sie lügen übermäßig und geben nur widerſtrebend Almosen; endlich iſt ein an einem Fremden begangener Mord gar nichts in ihren Augen.“

Ihre abergläubischen Ueberlieferungen machen an ſich völlig unſchuldige Handlungen zu Verbrechen und beſtrafen ſie als ſolche: das Feuer berühren oder gar ſich demſelben mit einem Meſſer oder einem andern eiſernen Inſtrumente nähern, auf eine Ruthe ſich ſtützen, ein Pferd mit dem Zügel ſchlagen, junge Vögel tödten, oder aber mit einem Knochen auf einen andern ſchlagen, das waren bei ihnen ebenſoviel ſtrafbare Handlungen. Der, welcher das Unglück hatte, aus Unaufmerkſamkeit auf die Schwelle des Hauſes eines großen Herrn zu treten, wurde mit dem Tode beſtraft. „Aber,“ bemerkt unſer Prieſter, „während ſie ſich in ſo kleinlichen Dingen ſo ängſtlich zeigten, beobachteten ſie es als kein Verbrechen, Menſchen zu tödten, in das Gebiet anderer Völker einzufallen, ſie aus ihrem Lande zu vertreiben und den Geboten Gottes zuwider zu handeln. Sie wiſſen nichts vom zukünftigen Leben und der ewigen Verdammung. Indessen glauben ſie, daß ſie auch nach ihrem Tode die Heerden hüten, trinken und eſſen, mit Einem Worte Alles thun werden, was ſie auf dieſer Erde beſchäftigt hat; jede nur Etwas wichtige Unternehmung beginnen ſie bei Neu- oder Vollmond. Dieſes Geſtirn nennen ſie den großen Kaiſer und beten es auf den Knien an.“

In der That scheint *Uy*, der Ur-Ahn der mongolischen Nation, derselbe mit *Uyu*, dem Monde zu seyn.

Die Nachweisungen, die *Carpini* über die Stämme der Mongolen gibt, sind weit nicht so vollständig, wie die Einzelheiten über ihre Sitten und ihren Charakter.

Er berichtet, die Mongolei habe sich ursprünglich in vier große Stämme oder Völkerschaften abgetheilt: den Stamm *De kan-Mongol* oder die großen Mongolen; den Stamm *Su-Mongol* oder die Wassermongolen, auch *Tartaren* von dem Namen eines Flusses in ihrem Lande genannt; den Stamm *Merkat* und endlich den Stamm *Metrüt*. Diese Stämme waren sich in Beziehung auf die physischen Züge und die Gesichtsfarbe gleich; aber sie bildeten getrennte Provinzen und jeder hatte eine eigene Regierung. Die Namen, die *Carpini* ihnen beilegt, sind offenbar nicht von ihm erfunden; einzig scheint er kleine Horden für Hauptstämme gehalten zu haben. Die Aufzählungen, welche *Marco-Polo* und *Haitho* von den mongolischen Stämmen machen, stimmen unter sich nicht mehr überein, als mit denen unsers *Mönches*.

Die geographischen Kenntnisse *Carpini's* scheinen sehr beschränkt gewesen zu seyn, denn seine Beschreibung der Länder, durch die er reiste, ist dunkel und voll Irrthümer; einigemale verwechselt er das schwarze Meer sogar mit dem kaspischen. „Die Mongolei oder *Tartarei* liegt,“ sagt er, „im östlichen Theile der Welt (solche unbestimmte Ausdrücke gebraucht er), wo man annimmt, daß Norden und Osten zusammenfließen; im Osten ist sie von dem Lande *Cathay* und dem Volke, das *Solangi* heißt, begränzt; im Süden vom Lande der

Sarazenen; im Südosten vom Lande der Hunnen; im Westen von der Provinz Maimani und im Norden vom Ozean. In einigen Theilen ist sie mit Bergen bedeckt, in andern ist sie im Gegentheil ganz eben, überall aber stößt man auf Sandwüsten; kaum der hundertste Theil des Gebiets ist fruchtbar, denn man kann dasselbe bloß in den von Flüssen bewässerten Theilen anbauen, und die Flüsse sind sehr selten; auch enthält es keine Stadt, ausgenommen eine einzige Namens Cracurim (Caracorum), welche ziemlich schön seyn soll; wir konnten sie nicht sehen, obgleich wir während unsers Aufenthaltes bei der Horde Syra oder dem Hofe des großen Kaisers nur eine halbe Tagereise davon entfernt waren.“

„Südlich von Cara Cathay (der schwarzen Wüste) und südwestlich von der Mongolei liegt eine große Wüste,“ erzählt Carpini, „welche von Wilden bewohnt ist, die nicht sprechen können und deren Beine keine Gelenke haben. Indessen sind sie so arbeitsam,“ wie er beifügt, „daß sie sich aus den Häuten ihrer Ziegen Kleider machen, welche sie vor der Rauigkeit der Jahreszeiten schützen.“

Carpini malt das Klima der Mongolen als sehr veränderlich und sagt, es sey häufigen Stürmen unterworfen. Mitten im Sommer kommen entsetzliche von Donner und Blitz begleitete Stürme, in welchen viele Menschen umkommen; selbst in dieser Jahreszeit fällt manchmal der Schnee in großer Menge, und der Eiswind bläst so heftig aus dem Norden, daß sich ein Mann kaum auf dem Pferde halten kann. Während dieser Stürme wirbeln Sandwolken in der Luft, und Carpini erzählt, daß er und seine

Gefährten, als sie zur Zeit der großen Feierlichkeiten von Syra von einem dieser Stürme überfallen wurden, genöthigt gewesen wären, sich auf die Erde zu werfen, während alle Gegenstände der Umgebung durch eine Staubwolke ihren Blicken entzogen waren. Im Winter regnet es nie, häufig aber im Sommer, und der sehr feine Regen ist so schwach, daß er kaum den Staub zu legen und die Wurzeln der ausgedorrten Pflanzen anzufeuchten vermag; manchmal stellen sich auch fürchterliche Hagelstauer ein. Dieß kann man aus nachfolgender Thatsache, welche Carpini erzählt, schließen: während seines Aufenthaltes am kaiserlichen Hofe schmolz im Augenblicke, wo der neue Kaiser auf den Thron gesetzt werden sollte, plötzlich der Hagel, der die Erde beträchtlich hoch bedeckt hatte, wodurch mehr als 160,000 Menschen ertranken und eine Menge Wohnungen zerstört wurden. Im Sommer folgte auf plötzliche, unerträgliche Hitze die härteste Kälte.

Carpini ließ sich fast überzeugen, daß die Chinesen Christen seyen; vielleicht mischte und verwirrte er die übertriebenen Erzählungen der Nestorianer mit den Nachforschungen, die er selbst in Beziehung auf die Lehrsätze und die kirchlichen Gebräuche des Schamanenthums, wie es in China besteht, sammelte: „Die Völkerschaften von Cathay sind Heiden,“ sagt er, „besitzen indessen eine besondere Schrift, in welcher gewisse religiöse Bücher geschrieben sind, welche zugleich die Schriften des alten und des neuen Testaments enthalten. Sie haben auch das Leben der Kirchen-Väter; sie versammeln sich zu gewissen Stunden, um in genau wie unsere Kirchen

gebauten Häusern zu beten; man sagt sogar, sie ehren die Heiligen, beten einen einzigen Gott an, verehren den heiligen Namen unsers Herrn Jesus Christus und glauben an ein ewiges Leben. Doch sind sie nicht getauft. Diese Völker haben keinen Bart und gleichen den Mongolen viel.“

Man muß darüber erstaunen, daß Carpini, dessen Leichtgläubigkeit die angeführten Fabeln hinsichtlich des Christenthums in China angenommen hat, uns nur eine irrige und unvollständige Geschichte des berühmten christlichen Fürsten, des Priesters Johann gibt. Seine Staaten waren nicht sehr entfernt von der Gegend, welche Carpini besuchte; überall versetzt er diese fast fabelhafte Person nach Indien, und der Name findet sich auch mit sonderbaren Umständen verknüpft. „Als Jengis-Chan,“ erzählt er, „die Eroberung von Cathay oder China beschlossen hatte, sandte er einen seiner Söhne mit einer Armee nach Indien; dieser Fürst unterjochte die Völkerschaften von Klein-Indien, welches die schwarzen Sarazenen sind und auch den Namen Aethiopier führen. Darauf zog er gegen die Christen, welche Groß-Indien bewohnen, und der unter dem Namen des Priesters Johann bekannte König dieses Landes kam ihnen an der Spitze seiner Truppen entgegen. Dieser Priester Johann ließ eine gewisse Anzahl hohler Statuen aus Kupfer machen, welche Menschen glichen und die er mit brennbaren Stoffen hatte füllen lassen; so setzte er sie auf Pferde, vor Menschen, welche mit Blasröhren bewaffnet waren, um das Feuer anzublaseu. Als der Kampf entbrannte, rückten diese besrittenen Statuen im Sturmschritt gegen die Feinde an.

Die Männer, welche hinter ihnen saßen, entzündeten die brennbaren Stoffe und bliesen dieselben mit ihren Blaskälgen an; alsbald verbrannten die Mongolen mit ihren Pferden, und ein dichter Rauch verfinsterte die Luft. Jetzt fielen die Indier über die Mongolen her, welche durch diese neue Art Krieg außer Fassung gebracht waren, und richteten ein schreckliches Blutbad unter ihnen an.“ Es ist unmöglich, bis zum Ursprung einer Erzählung hinaufzugehen, welche das Vorhandenseyn eines christlichen Fürsten in Indien annahm; aber die von Carpini erzählte Geschichte hatte vielleicht, wie man später sehen wird, sehr wichtige Resultate.

Viertes Kapitel.

Reisen des Kubruquis.

Vermuthete Befehlung der mongolischen Fürsten. — Brief des Erkaltay an den heiligen Ludwig. — Die von dem Könige von Frankreich den Mongolen gesandten Reliquien. — Kubruquis wird zu Sartach gesandt. — Deutsche haben sich am schwarzen Meere niedergelassen. — Tartarische Lager. — Reise an die Wolga. — Die Wüste Kipjak. — Die Alanen. — Der Hof des Sartach. — Auf Wagen gebaute Häuser. — Sartach ist kein Christ. — Mönche werden zu Baatu-Khan gesandt. — Sie sind gezwungen, sich nach Caracorum zu begeben. — Das Land Organum. — Beschreibung der Yak. — Menschenfresser in Tibet. — Der Hof des Mangu-Khan. — Europäer in Caracorum. — Die Quelle des Wilhelm Bouchier. — Christen unter den Uigur. — Nachahmung der christlichen Gebräuche im Orient. — Chinesische Schrift. — Inseln des orientalischen Ozeans. — Der Priester Johann. — Kenntniß der Tartarei.

— Räuber auf dem Kaukasus. — Rückkehr des Kubruquid.
 — Haitho der Armenier. — Die Tarsen. — Die mongolischen
 Stämme.

Die Gesandten des Papstes zu den Tartaren hatten keines der gehofften Resultate zur Folge, aber sie brachten einige köstliche Belehrungen mit, und in dem Maße, als die europäischen Völker den Charakter der Mongolen näher kannten, fürchteten sie die Einfälle dieser schrecklichen Barbaren weniger. Hatten die Gewohnheiten des klösterlichen Lebens diesen rauhen und ängstlichen Mönchen, welche die Päpste zu ihren Gesandten wählten, auch die nöthigen Eigenschaften nicht gegeben, welche zur Führung solcher feinen Unterhandlungen erforderlich sind, so wäre doch vielleicht schwierig gewesen, Menschen zu finden, welche Eifer, Treue, Entschlossenheit und Geduld fähiger gemacht hätte, einen Verbindungsweg zwischen den Christen und den tartarischen Eroberern zu bahnen und zu eröffnen. Der heilige Charakter, mit dem sie bekleidet waren, flößte ebenfalls einige Achtung ein und schützte sie ohne Zweifel vor den Mißhandlungen, welchen ihre hartnäckige Verachtung der Gebräuche des Orients sie mehr als einmal aussetzte.

Ein charakteristischer Zug der Nachfolger Dschengis-Khan's war ihre große Gleichgültigkeit gegen alle Religionen. Sie glaubten, wie die ganze Nation, an das Daseyn eines einzigen Gottes, aber sie hatten keine Kenntniß von den Lehrsätzen und Gebräuchen einer Religion. Indessen waren sie nicht frei von einigen abergläubischen Schwachheiten, und nahmen die Priester aller Sekten

und jeden Glaubens günstig auf, um desto gewisser zu seyn, die Götter sich günstig zu machen, indem sie so jeden Kultus und alle Gebete in ihr Interesse zogen. Unter den Dienern jeder Religion, welche sich um sie drängten, waren viele Nestorianer; und diese Sekte, die leidenschaftlicher war, ihren Einfluß zu vergrößern, als fähig zu entdecken, in welcher Absicht die mongolischen Fürsten ihn aufgenommen hatten, verbreitete in der Welt das Gerücht von ihrem Uebertritt zur christlichen Religion. Namentlich bezeichnete man einen Prinzen vom königlichen Blute, Sartach, einen Sohn Baatu-Khan's und Anführer der tartarischen Armee nördlich vom kaspischen Meere, als einen Renegaten der christlichen Religion.

Zu der Zeit, wo dieses Gerücht Festigkeit gewann, und wo der heilige Ludwig einen Kreuzzug gegen die Sarazenen von Syrien unternahm, schickte Erkaltay, ein mongolischer Fürst, der dieselbe Macht von Persien aus angriff, Gesandte an den König von Frankreich, um ein auf ihr gegenseitiges Interesse gegründetes Bündniß zu schließen. Ueber den Inhalt dieses Briefes ist man nicht ganz einverstanden; nach einigen Geschichtschreibern erklärten seine Gesandten, daß der Khan das Christenthum angenommen habe und daß er bloß deswegen Krieg führe, um die Herrschaft des Glaubens weiter zu verbreiten. Gewiß ist, daß die Gesandten der Messe beiwohnten und sich in alle Gebräuche des Katholizismus schickten. In der Folge schickte der heilige Ludwig ebenfalls eine Gesandtschaft an Erkaltay, welche ein Geschenk, bestehend aus einem Stück des wahren Kreuzes, und einen Brief überbrachte, worin der König von Frankreich den Khan

einlud, die wahre Religion anzunehmen und die geistliche Oberhoheit des Papstes anzuerkennen. Die Antwort auf diesen Brief, der am Hofe von Caracorum großes Erstaunen erregen mußte, ist nicht bekannt. Andere Gesandte wurden wegen derselben an Sartach gesandt, dessen Land zwischen dem Don und der Wolga lag, um ihn in seinem neuen Glauben zu bestätigen und zu unterrichten. An ihrer Spitze stand ein minderjähriger Mönch, Namens Rubruquis, oder vielmehr Van Ruysbroeck, nach einem Dorfe gleichen Namens bei Brüssel so geheissen. Einer der Zwecke seiner Sendung war, in's Geheim zu beobachten, zu welcher Religion der tartarische Fürst sich bekenne; und dieser Umstand scheint zu beweisen, daß der König von Frankreich nicht blind den Gerüchten glaubte, die über die Bekehrung Sartach's im Umlauf waren.

Im Monat Juni 1253 begab sich unser Mönch und sein Begleiter auf den Weg gegen den Don. „Bei der Mündung dieses Flusses,“ sagt Rubruquis, „befinden sich mehrere große Vorgebirge, und zwischen Kersova und Soldaia (das heutige Sudak) 40 feste Schlösser, in denen man fast 40 verschiedene Sprachen spricht; eine große Anzahl Gothen, welche die deutsche Sprache sprechen, hält sich darin auf.“ Diese Gothen waren Abkömmlinge der germanischen Stämme, die im vierten Jahrhundert an die Küsten des schwarzen Meeres auswanderten und welche noch ihren ursprünglichen Dialekt sprachen, als Rubruquis mit mehreren von ihnen in Konstantinopel sich besprach.

Als die Mönche bei den Tartaren angekommen waren, stellte man sie „unter den Schatten gewisser

schwarzer Wagen" und umgab sie mit einer Truppe Reiter. Ihr Wein und ihre Vorräthe wurden ihnen abgenommen und die rohen Drohungen ihrer wilden Wächter flößten ihnen beständigen Schrecken ein. Endlich, nachdem sie Briefe, die an einen Edlen dieser Provinz Namens Zagathai, einen Verwandten des Khan, gerichtet waren, vorgezeigt hatten, gab man ihnen Pferde und Ochsen, um sie in Stand zu setzen, das Ziel ihrer Reise zu erreichen.

Am andern Morgen früh begegneten sie den mit Häusern beladenen Wagen Zagathai's; „und es schien mir,“ sagt Rubruquis, „als laufe eine große Stadt vor uns her. Ich war erstaunt über die große Anzahl Ochsen, Pferde und Hammel, deren zahllose Heerden nur von wenigen Menschen gehütet wurden, was mich zu der Frage veranlaßte, wie viel Menschen der Anführer unter seinen Befehlen habe; ich erfuhr, daß deren nicht mehr als 500 im Ganzen wären, und daß die Hälfte dieser kleinen Truppe bereits vorübergegangen sey und sich gegen eine andere Station bewege.“ Während des Laufs des Tages wurden unsere Reisenden Zagathai vorgestellt, der ihnen Kosmos oder Koomis, ein aus Stutenmilch bereitetes Getränk, anbot. Sie gaben eine ausweichende Antwort; denn es scheint, daß die Griechen, die Russen und die andern Christen, welche in Verbindung mit den Tartaren standen, es für ihre Pflicht hielten, von diesem Getränk der Ungläubigen nichts zu kosten. Die Gastfreundschaft Zagathai's war, wie es scheint, nicht sehr freigebig, oder aber waren vielleicht die tartarischen Gerichte den Mägen ihrer Gäste nicht recht zuträglich; denn der fromme Mönch

ruft aus: „Ohne die Gnade Gottes und der von uns mitgebrachten Nahrung wären wir unfehlbar Hungers gestorben.“ Sie blieben zehn Tage bei dieser Horde. Hierauf setzten sie ihren Weg weiter gegen Norden fort, bis sie an's Ende des asow'schen Meeres gekommen waren. Von da wandten sie sich nach Osten, das Meer zur Rechten und links eine so dürre und nackte Wüste, daß man dieselbe, wie man ihnen sagte, an gewissen Stellen nicht in weniger als zwanzig Tagen durchreiten konnte; man traf weder Berge, noch einen Baum, noch einen Stein. Die Comani, Capchat genannt (heut zu Tage Kipjak), ließen ihre Thiere in dieser weiten Ebene weiden. Das jenseits des Don gelegene Land erschien dem Rubruquis sehr schön, namentlich gegen Norden, wo große Flüsse und Wälder sich befanden. „Im Laufe unserer Reise,“ sagt er, „ließen wir im Süden hohe Berge, längs deren auf der Seite der Wüste die Gergis (Tscherkessen oder Circassier) und die Alani oder Acaß, welche Christen sind und fortwährend Krieg mit den Tartaren führen, wohnten.“ Diese Alani oder Acaß sind die Vorfahren der Dsiß, welche gegenwärtig die breiten Thäler des Kaukasus bewohnen.

Nach einer beschwerlichen Reise von zwei Monaten, während welcher Rubruquis nie in einem Hause oder einem Zelte ausruhte, sondern gezwungen war, unter freiem Himmel auf seinem Wagen zu schlafen, kam er endlich an das Lager des Sartach, das an den Küsten der Wolga aufgeschlagen war. Dieser Fürst hielt einen prächtigen Hof. Er hatte sechs Frauen, deren jede, außer mehreren andern gewöhnlichen und kleineren Häusern,

einen großen Palast besaß und zwei Reisewagen in ihrem Gefolge hatte. „Ihre Häuser,“ sagt Rubruquis, „sind aus geflochtenen Weiden zusammengesetzt und stehen auf Wagen, von denen einige so breit sind, daß, als ich eines Tages die Entfernung der Geleise von einander maß, ich dieselbe zwanzig Fuß weit fand, und wenn das Haus auf dem Wagen stand, so ging dieses noch fünf Fuß auf jeder Seite darüber hinaus. Ich habe in einem einzigen Zug 22 Ochsen gezählt, welche zu 11 in einer Reihe einen mit einem Hause versehenen Wagen zogen. Die Achse dieses Wagens glich dem Mastbaum eines Schiffes. Die Menschen, welche das Gespann führten, hielten sich vor der Thüre des Hauses auf. Diese Führer gehen zu Fuß, und wenn sie an dem Orte anlangen, wo sie bleiben wollen, stellen sie die Häuser auf die Erde, wobei sie die Thüre nach Süden richten und das Bett des Herrn an dem nördlichen Theile seiner Wohnung aufschlagen.“

Als die Mönche Sartach vorgestellt wurden, fing Rubruquis mit einer Entschuldigung an, weil er mit leeren Händen vor ihm erscheine, indem er dabei die Armuth seines Ordens anführte. Der Mongole erwiderte höflich, daß es für einen Mönch ehrenhaft sey, wenn er sein Gelübde halte und daß er selbst die Geschenke keines Menschen bedürfe, daß er sich aber ein Vergnügen daraus mache, seine Gäste mit allen Bedürfnissen zu versehen. Darauf bat er die Mönche, ihm den Segen zu geben und richtete einige Fragen in Beziehung auf den König von Frankreich an sie.

In der Frühe bekamen unsere Reisenden Befehl, sich mit den Briefen ihres Herrschers, mit ihren Büchern,

ihrer priesterlichen Kleidung und allen andern Sehenswürdigkeiten am Hofe zu erscheinen. „Man schärft uns ein,“ sagt Rubruquis, „unsere Priesterkleidung anzulegen, um vor dem Fürsten zu erscheinen. Wir schmückten uns also mit unsern edelsten Zierrathen: auf meine Arme nahm ich ein reiches Kissen, worauf ich die Bibel legte, die ich vom Könige von Frankreich hatte, und den prächtigen, mit schönen Malereien geschmückten Psalmen, den mir die Königin gegeben hatte; mein Gefährte trug mir zur Seite das Messbuch und ein Crucifix, und unser Weltgeistlicher, mit seinem Chorhemde bekleidet, hatte ein Rauchfaß in der Hand. In diesem Aufzug begaben wir uns zu dem Fürsten, und standen, nachdem der vor seiner Thüre befindliche Vorhang von Tuch aufgezogen worden war, vor ihm. Hierauf befahl man dem Weltgeistlichen und dem Dollmetscher, sich dreimal zu verneigen, eine Demüthigung, die uns erspart wurde; aber man benachrichtigte uns, daß wir sorgfältig vermeiden sollten, die Thürschwelle zu berühren. Man befahl uns auch, eine Segens- oder Gebethymne zu Ehren der Fürsten zu singen, und wir stimmten beim Eintritt das Salvo Regina an.“ Als Sartach und seine Frauen dieses ungewohnten Schauspiels satt waren, untersuchten sie das Rauchfaß, den Psalmen und die Bibel in der Nähe, bald nachher verabschiedete man die Mönche und der Fürst erlaubte ihnen großmüthig, ihre Bücher und heiligen Kleider, auf welche alle Anwesenden lüsterne Blicke warfen, mitnehmen zu dürfen.

Da die Neugierde des Sartach befriedigt war, erhielt Rubruquis und seine Gefährten Befehl, sich an

den Hof des Baatu-Khan zu begeben, weil ihre Sendung für so wichtig angesehen wurde, daß der Fürst nichts ohne das Urtheil und den Befehl seines Vaters zu entscheiden wagte. Als Rubruquis zufällig einige Fragen über die religiöse Befebrung des Sartach that, machte man ihm bemerklich, die Ausdrücke, die er in dieser Hinsicht gebrauchen wolle, sehr abzuwägen, und sagte ihm zornig, daß der Fürst kein Christ, sondern ein Mongole sey. Diese Anwendung des Wortes Christ als bloßen Volksnamen mußte unsere eifrigen Brüder sehr aus der Fassung bringen.

In den Wüsten, die sich zwischen dem Don und der Wolga ausdehnen, hauste ein Volk, welches Rubruquis die *Moxels* nennt; über dieser Nation draußen bewohnten die *Merdus* oder *Merduas*, ein muhamedanischer Stamm, die an der Wolga gelegenen Gegenden. Diese letzteren Völker waren offenbar die Chermisser, die sich selbst *Mari* nennen; die andern waren die *Morduaner*, welche in der eigenen Sprache *Moescha* heißen. Als die Mönche im Lager des Baatu-Khan, das an den Ufern der Wolga war, ankamen, wurden sie gezwungen, die ganze Pracht ihrer religiösen Gewänder zu entfalten, um die Neugierde der Mongolen zu befriedigen: „Wir traten in das Zelt,“ sagt Rubruquis, „mit nackten Füßen und unbedecktem Haupte, diesem Volke einen fremdartigen Anblick gewährend; denn obgleich der Bruder Johann von Plano Carpini ihn vor mir besucht hatte, so hatte er doch in seiner Eigenschaft als Gesandter des Papstes seine Kleidung gewechselt, um nicht verachtet zu werden. Man führte uns mitten in

das Zelt, ohne uns zu zwingen, wie alle andern Gesandten das Knie zu beugen. Baatu saß auf einem sehr weiten und ganz vergoldeten Sitze, der einem Bette glich; eine seiner Frauen befand sich ihm zur Seite.“

Es trat eine augenblickliche Stille ein, während welcher „man Zeit gehabt hätte, ein Miserere zu beten.“ Hierauf befahl man den Mönchen niederzuknien, und nachdem sie den freundschaftlichen Zweck ihrer Sendung erklärt hatten, reichte man ihnen Koemis und verabschiedete sie. Bald nachher sandte man sie an den Hof des Mangu-Khan nach Caracorum. Auf dieser Reise setzte Rubruquis über den Jaïf oder Aral und das Land der Baschkiren, die er *Pascatir* nennt, und welche dieselbe Sprache, wie die Ungarn sprachen. Auf seiner weiteren Reise kam er in die Stadt *Kenchat*, in deren Nähe Weinbau getrieben wurde, und über einen großen Fluß, dessen Namen er ebensowenig erfahren konnte, wie den des Landes, durch das er floß. Die Stadt *Talash*, durch welche er hierauf kam, war von einer beträchtlichen Zahl Deutscher bewohnt, die sich mitten unter den Mongolen niedergelassen hatten. Nach unbeschreiblichen Mühsalen gelangte er endlich in die Stadt *Equius*, deren Bewohner trotz der großen Entfernung von Persien dennoch die Sprache dieses Landes sprachen. Der große Fluß, dessen Namen er nicht kennt, war unstreitig der *Sirr* oder *Jarartes*, und *Talash* eine am Flusse *Talash* gelegene Stadt; aber die Lage von *Equius* konnten die Geographen nie entdecken. Rubruquis sagt, man spreche daselbst persisch; wenn er einige Kenntniß von dieser Sprache hatte, so ist es möglich,

daß er zufällig den Namen dieser Stadt übersezte, welche dann Isspahan, Isspake oder jeder andere ähnliche Name, dessen Hauptwurzel das Wort Asp oder Pferd bildet, seyn würde.

Von da gingen die Gesandten nach Cailac, einer Handelsstadt im Lande Organum, das an Weiden und Thieren sehr reich ist und einen so großen See hat, daß man 14 Tage braucht, um ihn zu umgehen. Diese Gegend verdankt nach Rubruquis ihren Namen der Geschicklichkeit, mit der die Bewohner Orgel spielten; aber es ist viel wahrscheinlicher, daß er Organum statt Ir-gonekon schrieb, wie ein fruchtbares in der Nähe des Balkash-See gelegenes Thal heißt. Das Volk, durch dessen Gebiet nun unsere Reisenden kamen, nannte sich Uigur, und ihre Stadt Caracorum. Mauern aus Erde umgeben diese Stadt, welche vier Thore, zwei Moscheen und eine Kirche für die Christen hatte, obgleich der größte Theil der Einwohner Tuinien oder Heiden waren. Die Chinesen bewohnten eine ihnen eigens überlassene Stadt. Hier war das Ziel ihrer Reise.

Nach Rubruquis liegt Caracorum an der Gränze der Jugur oder Uigur, deren Gebiet sich gegen Norden und gegen Westen ausdehnt. Die Berge gegen Osten sind von den Tangur bewohnt. „Bei den Tangur,“ sagt er, „gibt es Ochsen von großer Stärke, welche einen Schweif haben, wie die Pferde und deren Rücken und Bauch mit langen Haaren besetzt ist. Sie haben viel kürzere Beine als die gewöhnlichen Ochsen, sind aber viel wilder und mit langen, geraden und spitzigen Hörnern versehen. Man gebraucht sie namentlich zum Ziehen

der großen Häuser der Moal. Sie lassen sich nicht in das Joch spannen, außer wenn man singt, so lange man sie einschnürt.“ Es ist dieß eine genaue Beschreibung der Sarluk oder tartarischen Ochsen, die mehr unter dem Namen Dak, den sie in Tibet führen, bekannt sind.

Hinter allen diesen Völkern mehr gegen Osten liegt Groß Cathaya, dessen Bewohner unser Reisender für die Seres der Alten hält. Man erzählte ihm, daß sich in diesem Lande eine Stadt befände, deren Mauern aus Silber und deren Thürme aus Gold seyen. Will man ihm glauben, so hatten die Bewohner von Tibet früher die Gewohnheit, aus kindlicher Liebe die Leichname ihrer Väter und Mütter zu essen, in der Meinung, sie könnten ihnen kein ehrenhafteres Begräbniß geben; zu seiner Zeit hatten sie diesen Gebrauch, den alle Völker als abscheulich bezeichneten, aufgegeben. Nichts desto weniger machten sie sich damals noch prächtige Trinkschalen aus den Schädeln ihrer Vorfahren, um sie selbst während ihrer Feste nicht zu vergessen. Dies stimmt genau mit dem überein, was Herodot von den Massageten sagt, und der Vater der Geschichte gibt uns auch fast ebenso ähnliche Einzelheiten über die Badaei, welche die Anbeter des Baudha oder Bhouda in Tibet seyn mußten. Die Gewohnheit, Greise und die Kranken zu tödten, hat sich in Sumatra, bei den Batta bis auf uns erhalten, indem diese, wie früher die Massageten und die Tibetaner, nach gewissen religiösen Meinungen handeln und denjenigen für den entartetsten Sohn halten, der sich weigert, seinen Vater zu essen.

Einige Reisetage brachten unsere Reisenden von Caracorum in die jenseits der im Norden gelegenen Gebirge und in die Residenz des Mangu-Khan. Den Tag nach ihrer Ankunft begaben sie sich mit nackten Füßen an den Hof; allein diese strenge Übung der Regeln ihres Ordens trug nichts dazu bei, ihnen die Achtung der Tartaren zu verschaffen und an den folgenden Tagen hatten sie so grausam erfrorene Zehen, daß sie sich gezwungen sahen, ihren frommen Entschluß aufzugeben. Hofleute, die Mitleiden mit ihnen hatten, brachten ihnen Kleider von Schafspelzen und andern warmen Stoffen. Bald darauf wurden sie vor den Kaiser geführt. Sie fanden in dem Großkhan „einen Mann mit einer Stumpfnase; er war von mittlerer Größe, lag auf einem Ruhebett und war mit einem prächtigen Pelze bekleidet, der wie die Haut eines Seekalbs gefleckt war.“ Eine seiner Frauen, jung und schön, saß ihm zur Seite; eine seiner Töchter Namens Cerina, eine junge Frau mit zarten Zügen, nahm einen andern Platz in einiger Entfernung ein. Man fragte die Fremden höflich, ob sie Taracina, ein mit Arrak bereiteter Bunsch oder geistiges Getränk, oder Caracosmos, was geklärte Koomis ist, oder Ball, was eine Art Wasserhonig-Meth ist, trinken wollten. Sie antworteten, daß ihnen das Trinken kein Vergnügen mache; indessen kosteten sie die Taracina, welche ihnen angenehm vorkam. Während dieser Zeit unterhielt sich der Großmogul damit, daß er mit seinem Falken und andern Vögeln spielte. Endlich erhielten die Mönche Befehl, zu Sprechen; aber nach einer ziemlich kurzen Unterhaltung bemerkte Rubruquis, daß sein Dolmetscher,

dessen Worte mehr und mehr unarticulirt wurden, ganz betrunken und unfähig war, einen ganzen Satz auszusprechen. Zugleich fing er an zu vermuthen, daß der Großkhan selbst sich nicht im vollkommenen Gebrauche seiner Vernunft befinde, daher ergriff er die Partei des Schweigens und man erlaubte ihm bald, sich zurückziehen zu dürfen. —

Unsere Reisenden trafen am Hofe des Khan eine Menge Deutsche, Franzosen und andere europäische Gefangenen; man gebrauchte sie zur Verfertigung von Waffen und zu jeder Art Handwerk, vorzüglich aber zur Ausbeutung der Bergwerke an einem Orte Namens Bocol, der zwei Reiseumonate östlich von Caracorum entfernt war. Diese Männer, welche dem Kubruquis sehr zufrieden mit ihrer neuen Lage schienen, mußten einen großen Einfluß auf die Künste und die Civilisation von Centralasien ausüben. Unter diesen geschickten Fremdlingen war auch ein Goldschmid aus Paris, Namens Wilhelm Bouchier, dessen Geschicklichkeit und Fleiß es nie an Arbeit im Dienste des Großkhan fehlte. In der Nähe von Caracorum besaß Mangukhan einen großen Palast, der von einer Mauer rund umgeben war. Hier feierte er jährlich zweimal Feste, nämlich das Ofterfest und dann eines, wenn im Laufe des Sommers alle Edlen seines Reichs sich um seinen Thron sammelten; er vertheilte hier Kleider an sie, und entfaltete alle Pracht des höchsten Rangs.

„Bei diesem Palaste,“ sagt Kubruquis, „befindet sich eine große Anzahl Gebäude, die unsern Speichern ähnlich sind, und worin die Schätze und die dem Kaiser

gehörenden Mundvorräthe aufbewahrt sind. Da es aber nicht sehr schicklich ist, Flaschen in den Zimmern des Kaisers, wie in einer Schenke, umgehen zu sehen, so erfand Wilhelm Bouchier einen großen silbernen Baum, den er auch ausführte, und stellte ihn vor die mittlere Thüre des großen Saals. Am Fuße desselben waren vier Löwen aus demselben Metall angebracht, welche Röhren hielten, aus denen Strahlen der reinsten Milch floßen. Außerdem gehen noch im Stamme des Baumes vier andere Röhren bis zum Gipfel hinauf, wo sie dann in vier großen Nesten in einem Bogen niederfallen; auf jedem dieser Nester ist eine vergoldete Schlange, deren Schwanz sich um den Stamm schlingt, und diese Schlangen bilden eben so viele Röhren, woraus von der einen Wein, der andern Caracoßmos, der dritten Meth und der vierten Taracina oder Arrak fließt, und deren jede in ein Becken sich ergießt. Auf dem Gipfel des Baumes erhebt sich zwischen den vier Nesten ein Engel mit einer Trompete, unter dem Baume befindet sich eine Höhle, worin ein Mensch versteckt ist, welcher durch ein innen angebrachtes Rohr mit dem Engel in Verbindung steht. Auf ein gegebenes Zeichen bläst dieser Mensch aus Leibeskräften, worauf die Trompete schmettert. Ein außerhalb des Palaßes gelegenes Gebäude enthält die Getränke, welche die Bedienten in die an den Baum führenden Röhren gießen. Von jenen aus vertheilen sie dieselben in die dazu bestimmten Gefäße, worauf der Aufseher sie wieder an die Menge abgibt. Der Palaß gleicht einer Kirche, die aus einem Schiff und einer doppelten Säulenreihe an den kurzen Seiten

besteht; er hat auf der mittäglichen Seite drei Thüren, deren mittlerer der silberne Baum gerade gegenübersteht. Der Khan sitzt auf der nördlichen Seite auf einer erhöhten Stufe, damit er von Allen gesehen wird; zwei Treppen führen zum Throne; auf der einen steigt der Mundschenk hinauf, auf der andern hinab. Die Männer sitzen auf der rechten, die Frauen auf der linken Seite.“ In dieser Beschreibung eines Hofes von Centralasien erinnert mehr als eine Einzelheit an die Sitten der europäischen Nationen während der ersten Jahrhunderte. Die Form des Saales, der zu Versammlungen dient, der erhöhte Sitz, den der Fürst einnimmt, und die rohen Feste eines Adels, der sich versammelt, um zu trinken, sind treffende Züge von nationaler Aehnlichkeit. Nach mehreren Unterredungen mit Mangu Khan, der den Zweck der Gesandtschaft nicht recht begriffen zu haben scheint, erhielt Rubruquis Erlaubniß zur Abreise und der Großmogul stellte ihm einen Brief an den König von Frankreich zu.

Die Einzelheiten, welche uns Rubruquis über die Anzahl der bei den Uigur ansässigen Nestorianer gibt, verdienen die ganze Aufmerksamkeit derer, welche die auffallende Aehnlichkeit, die zwischen dem Schamanenthum und der Religion des Dalai-Lama mit mehreren christlichen Sekten besteht, würdigen wollen. Die nestorianische Geistlichkeit, die unter den Mongolen lebte, bestand aus Menschen ohne Kenntniß und ohne Verdienst. Ihr Bischof besuchte sie kaum alle 50 Jahre einmal, und bei jeder Rundreise weihte er alle ihre männlichen Kinder, selbst die, welche noch in der Wiege lagen, zu Priestern. Die Nestorianer hatten, wie die

Mongolen, die Vielweiberei angenommen und theilten alle ihre abergläubischen Ansichten.

Man ist zu der Annahme berechtigt, daß die Nestorianer seit dem sechsten oder siebenten Jahrhundert nach China kamen und dahin die Civilisation der Griechen von Bactriana brachten. Rubruquis erzählt, daß zu seiner Zeit 15 Städte in Cathay von ihnen bewohnt waren. Ihr Bischof hatte seinen Sitz in Segin, wahrscheinlich Sigan-Fu, im westlichen China, wo man Denkmäler aufgefunden hat, welche das Vorhandenseyn alter christlicher Niederlassungen beweisen. Die Nestorianer der Tartarei hatten die Lehre von der Seelenwanderung angenommen. „Selbst die weisesten unter ihnen,“ sagt der französische Mönch, „fragten mich, ob die Thiere nach ihrem Tode an einen Ort fliegen könnten, wo sie nicht mehr zur Arbeit verurtheilt wären.“ Es scheint, daß der erfinderische französische Goldschmidt sich ebenfalls zu dem öffentlichen Glauben hatte verleiten lassen, denn er versicherte Rubruquis, daß die Tuiniens oder Schamanisten von Cathay eine Person fortgeführt hätten, welche nach den Dimensionen und der Gestalt ihres Körpers erst drei Jahre alt zu seyn schien, welche aber dennoch fähig gewesen sey, zu denken, lesen konnte und welche, wie er ausdrücklich versicherte, schon in drei verschiedenen Körpern gelebt hatte. Es ist leicht zu sehen, daß diese wunderbare Person ein neu erwählter Dalai-Lama war.

Auf der andern Seite war es wohl möglich, daß bei der bekannten Anziehungskraft, die Glanz und Prunk religiöser Feste auf unwissende schwache Geister ausübt,

die Schamanisten ohne Bedenken die äußerlichen Gebräuche des Cultus von den Nestorianern entlehnten, und daß die Aehnlichkeit ihrer Ceremonien mit denen der katholischen Kirche hauptsächlich den Verbindungen zuzuschreiben ist, die sie mit den Christen von Central-Asien unterhielten, Verbindungen, welche trotz der Wichtigkeit ihrer Resultate fast den Forschungen der Geschichte entgangen sind, wie es häufig in ähnlichen Fällen geschehen ist. Als Rubruquis in einen Tempel dieser Gözendiener in Gailac trat, „um Zeuge ihrer Narrheit zu seyn,“ wurde er durch den Schein so getäuscht, daß er schloß, diese Völker seyen wahrhafte Christen und hätten bloß deswegen weder Kreuz noch Bilder, weil ihnen ein hinlänglicher religiöser Unterricht abgehe.

Hinter einer Art Kasten, der ihnen zum Altar diente, und wo sie Kerzen und Opfergaben aufstellten, bemerkte Rubruquis das Bild eines geflügelten, dem heiligen Michael ähnlichen Mannes und noch anderer, welche die Arme nach vorn ausstreckten, wie wenn sie die Umstehenden segnen wollten. Ihre Priester schoren die Haare und den Bart, trugen Kleider von gelber Farbe und glichen französischen Mönchen. Sie hatten auf der linken Schulter auch einen Mantel, der hin- und herwozte, aber den rechten Arm frei ließ: „fast wie der eines Diakonus, der das Ciborium (Hostienbehälter) in den Fassen trägt.“ Ueberall, wo sie auch hin gingen, trugen sie einen aus einem oder mehreren Hunderten aufgesahter Nußschalen bestehenden Rosenkranz mit sich, und murmelten, diesen abbetend, unaufhörlich fromme Reden.

Rubruquis traf, wie wir bereits gesagt haben, Fremde von mehreren verschiedenen Nationen in Caracorum. Die Wechselfälle des Krieges oder Handelsrückfichten hatten in diese Stadt Franzosen, Deutsche, Perser, Chinesen, Bewohner von Tibet, Indier u. s. w. geführt, was ein schlagender Beweis für die von uns schon so oft behauptete Wahrheit ist, daß die Völker der Erde einander nie so fremd sind, als man aus dem Stillschweigen, das die Geschichte darüber beobachtet, schließen könnte. Unser Mönch hatte Gelegenheit, einige Einzelheiten über die Chinesen zu sammeln. „Sie schreiben,“ sagt er, „mit einem Pinsel, der dem der Maler gleicht und fassen in einer einzigen Figur mehrere Buchstaben zusammen, die ein Wort bilden.“ Die gangbare Münze von Cathay ist ein Papier, das dicht wie Pappe und so groß wie eine Hand ist und auf welches mehrere Zeichen gemacht sind, welche dem Siegel Mangu-Khans gleichen. „Die Bewohner von Tibet schreiben wie wir und ihre Buchstaben sind den unsrigen ähnlich. Die Uigur schreiben von oben nach unten und die Tibetaner von der Rechten zur Linken, wie die Araber.“ Rubruquis erfuhr auch von dem französischen Goldschmidt in Caracorum, daß ein Volk, mit Namen Tante oder Mante, gewisse Inseln im Osten bewohne, um welche das Meer während des Winters zufror, so daß die Tartaren zu ihnen über das Eis kommen konnten, und daß dieses Volk Gesandte an den Khan abschickte, welche ihm einen jährlichen Tribut von 2000 Tascot oder nahe zu 20,000 Mark für seine Gunst und seinen Schutz brachten. Diese Inseln muß man an den nordöstlichen Küsten

von Sibirien suchen, weil dieß die Richtung ist, in welcher wahrscheinlich die kriegerischen Streifereien auf dem Eise ausgeführt wurden.

Rubruquis spricht, wie Carpini, von einem christlichen Fürsten, der der Priester Johann genannt wird, und gibt diesen Namen einem Bruder von Unc-Khan, welches ein mongolischer Fürst der nestorianischen Secte ist, der über die Stämme Merkit und Kerait, westlich von den Ingur herrschte, und im Jahre 1203 in den Kriegen gegen Dschengis-Khan, etwa ein halbes Jahrhundert vor Rubruquis, umkam. Carpini glaubte, der Priester Johann sey ein König von Indien; aber Rubruquis scheint die wahre Lage dieses Fürsten, dessen Namen später eine fabelhafte Wichtigkeit erhielt, genauer bestimmt zu haben. „Man erzählt zehnmal mehr über diesen Monarchen,“ sagt er in seiner naiven Sprachweise, „als wahr ist — denn die Nestorianer sind geneigt, große Geschichten auf schwachen Grundlagen zu erbauen. Als ich durch die Besitzungen des Priesters Johann reiste, wußte, mit Ausnahme einiger Nestorianer, Niemand Etwas von ihm.“ Unc-Khan, welchen unser Verfasser auch But- (vielleicht Buddh-) Khan nennt, schwor das Christenthum ab und führte den Götzendienst in seinem Reiche ein, „indem er zu diesem Cultus Priester verwandte, die sämmtlich Zauberer und Anbeter von Dämonen waren.“

Eine ziemlich bemerkenswerthe Thatsache ist, daß Rubruquis bei seinem Aufenthalte in Konstantinopel von Balduin von Hainault erfuhr, daß der Weg, der in den Orient führte, d. h. der Weg über die Tartarei

in seiner ganzen Länge nur eine immerwährende Steige sey, indem alle großen Flüsse fast in gerader Linie von Osten nach Westen fließen. Diese Bemerkung, deren Wahrheit er später durch eigene Erfahrung erkannte, beweist, daß Balduin eine sehr richtige Idee von dem physischen Charakter Central-Asien's hatte. Unser Reisender erfuhr auch, daß Cathay oder China zwanzig Tagereisen von dem Lager des Mangu-Khan entfernt sey; in einer Entfernung von zehn Tagen gegen Osten lag Dman Kurula, die Wiege Dschengis-Khan's und der Mongolen. Jenseits auf der nördlichen Seite gab es keine Städte mehr, aber einige arme Hirtenstämme Namens Kerkis oder Kirgisen; hinter diesen Völkern wohnten die Drangei, welche unter ihre Füße geschliffene Steine besetzten, womit sie mit solcher reißender Schnelligkeit über Schnee und Eis weggleiteten, daß sie es den wilden Thieren im Laufe zuvorthaten.

Rubruquis kam von Caracorum an die Wolga auf demselben Wege zurück, den er schon gemacht hatte; aber in Astrakan wandte er sich gegen Süden und kam durch die Meerenge des Kaukasus nach Syrien. Von Saraï aus, einer am östlichen Ufer der Wolga, vielleicht nicht weit von dem neuen Zarewpod gelegenen Stadt, reiseten unsre Mönche 14 Tage, ohne zu einem bewohnten Orte, ausgenommen einem kleinen Dorfe, zu kommen, das einer der Söhne Sartach's mit einer Truppe Falkenjäger besetzt hatte. Sie hatten schrecklich an Wassermangel zu leiden. Endlich langten sie in den Bergen der Alani oder Dssi an, welche mit den Lesghi, einem andern Stamme der Bergbewohner,

der etwas weiter südlich wohnte, noch der Macht der Tartaren trotzen und Alle plünderten, welche ihr Gebiet betraten. Deswegen gab man unsern Reisenden eine Wache von zwanzig Mann mit, um sie bis Derbend oder an das eiserne Thor zu führen. Die Lesghi, Dssi und andere Völkerschaften des Kaukasus treiben heutzutage noch das Gewerbe der Räuberei und betrachten den Sklavenhandel und das Lösegeld der Gefangenen als die Hauptquellen ihres Reichthums. Obgleich die Russen dem Namen nach Herren des Landes sind, sehen sie sich doch noch gezwungen, die Briefpost nach Tiflis durch eine Bedeckung von 200 Mann begleiten zu lassen.

Rubruquis verließ Derbend, ging über den Fluß Kur, welcher, wie er sagt, dem Lande, durch das er fließt, den Namen Kurgia (gegenwärtig Georgien) gibt und kam in die große Ebene von Moan oder Moghan, wo der Marsch der von Pompejus angeführten römischen Armee, nach den Geschichtschreibern jener Zeit, durch eine Menge Schlangen aufgehalten wurde, welche in den Klüften dieser dürren Wüste sich verborgen hielten. Darauf kam er durch Marvan oder Nakschivan, Erzerum, Siwas, Cesarea und gelangte endlich nach Iconium, in welcher Stadt er eine große Anzahl Franzosen ansässig fand; auch sagt er uns, daß italienische Kaufleute vom Sultan der Osmanen das Monopol jener Alaunminen gepachtet hatten, welche während des fünfzehnten Jahrhunderts ganz Europa versahen. Von Iconium ging Rubruquis in den Hafen Gurch, wo er sich einschiffte, um in sein Vaterland zurückzukehren.

Dieser Erzählung einer Gesandtschaft mag sich eine kurze Notiz über die Reisen seines Zeitgenossen Haitho, des ältesten Sohns Leo II., Königs von Armenien anschließen. Unter der Regierung seines Vaters begab sich dieser Prinz im Jahre 1254 in Begleitung seiner Frau und seiner Kinder an den Hof Mangukhan's, des großen Kaisers der Mongolen, um die Nachlassung eines Tributs zu erhalten, den die Eroberer auf sein Land gelegt hatten. Man nimmt an, daß er in seinen Unterhandlungen glücklich war. Seine Reise nach Caracorum fiel in das Jahr der Rückkehr des Rubruquis, und während seines Aufenthalts an dem Hofe zu Sartach erwies er einigen Gefährten des Mönchs, die man daselbst zurückgelassen hatte, ausgezeichnete Dienste, indem dieselben ohne seine Dazwischenkunft Hungers gestorben oder als Sklaven verkauft worden wären. Obgleich die Erzählung seiner Reise ohne alles Interesse ist, so enthält sie doch einige geographische Details, welche der Aufzeichnung werth sind.

„Cathay,“ sagt Haitho, „ist eines der größten, reichsten und bevölkertsten Reiche der Welt; es liegt ganz an der Küste des Meeres. Die Einwohner haben einen hohen Begriff von ihrer geistigen Ueberlegenheit, die sie dadurch ausdrücken, daß sie sagen, sie allein von allen Völkern hätten zwei Augen; eines gestehen sie noch den Lateinern zu, alle andern Nationen aber halten sie für blind.“

„Das Reich Cathay ist westlich von dem der Tarfac (Ungläubigen), nördlich von der Wüste Belgic und südlich von dem Meere und unzähligen Inseln begränzt.“

Das Reich der Tarsac ist in drei Provinzen abgetheilt, von denen jede einen Herrscher hat, der den Titel König führt; die Bewohner nennen sich Jugur oder Uigur. Sie bilden mehrere Stämme, von denen zehn sich zum Christenthum bekennen; alle andere sind Heiden. Sie essen Nichts, was gelebt hat, und trinken keinen Wein. Ihre Städte sind angenehm und enthalten eine große Menge den Götzenbildern geweihter Tempel. Sie haben keine Neigung zum Krieg, aber sie erlernen alle Künste und Wissenschaften mit erstaunlicher Leichtigkeit und besitzen eine ganz eigene Schreibart, welche alle Nachbarvölker annehmen. Dieses Land ist östlich von Cathay, westlich von Turkestan, nördlich durch eine ungeheurere Wüste und südlich durch eine andere ebenso große Wüste mit Namen Bym oder Sym begränzt, in welcher man Diamanten findet und welche Cathay von Indien scheidet. Die Aufzählung der mongolischen Stämme, die uns Haitho gibt, gleicht in Nichts der des Carpini. Er theilt sie in sieben Nationen, nämlich die Tartaren, die Tangut, die Kunat, die Jalair, die Soniah, die Monghi und die Laboth. Was seine Beschreibung von Turkestan, Khorasan und Gumanien betrifft, so bietet sie durchaus nichts Neues, noch Interessantes.

Fünftes Kapitel.

Reisen des Marco Polo.

Die beiden Poli besuchen Bolgar. — Sie begeben sich nach Bokhara. — Gehen an den Hof des Großhan. — Ihre Rückkehr in das Vaterland. — Marco Polo übernimmt eine

Reise nach China. — Erfolge desselben. — Seine Gunst bei Hofe. — Gesandtschaft von Persien. — Die Poli erhalten die Erlaubniß, China zu verlassen. — Ihre Schiffahrt in den indischen Meeren. — Sie kommen durch Armenien. — Ihre Ankunft in Venedig. — Ein Mittel, das sie gebrauchen, um ihre Reichthümer zur Schau zu stellen. — Krieg zwischen Venedig und Genua. — Marco Polo wird gefangen genommen. — Er schreibt die Erzählung seiner Reisen. — Erhält seine Freiheit. — Rückkehr in das Vaterland. — Seine Beschreibung von Asten. — Balkh. — Balaxia. — Cachemira. — Sartam. — Die Wüste Lop. — Bösertige Geister deren Bewohner. — Deren List und Bosheit. — Tangut. — Sitten der Tartaren. — Beerdigung der Khan. — Die Yak. — Das Landhaus des Khan. — Seine weißen Haare. — Pracht seines Hofes. — Die Stadt Gambalu. — Ihre Gestalt und Größe. — Palast des Khan. — Seine Parks und seine Gärten.

Während die gefährliche Nachbarschaft der tartarische Horden, die sich förmlich im Osten von Europa festgesetzt hatten, den mächtigsten Königreichen dieses Welttheils so grausamen Schrecken verursachte, fühlten die Kaufleute von Venedig und Genua vielleicht lebhaftere Freude bei dem Gedanken, daß neue und wichtige Wege sich dadurch für alle Erzeugnisse des Occidents eröffneten. Bei den orientalischen Völkern ist der Handel ein sehr geschätztes Gewerbe; denn Pracht und Reichthum sind nothwendige Tugenden eines Fürsten und die Einfalt der Tartaren, sowie ihre Unkenntniß von Europa versprachen denen, welche sich zuerst mit ihnen in Verbindung setzen würden, unendlichen Gewinn. Auf der andern Seite hatten die kostbaren Erzeugnisse des

Orient's Asien so sehr in den Ruf des Reichthums gebracht, daß man äußerst erstaunt gewesen wäre, wenn die unternehmenden Kaufleute der italienischen Republiken sich nicht bald angeschickt hätten, ihr Glück an den Höfen der tartarischen Fürsten zu versuchen.

Zwei edle Venetianer, Namens Maffio und Nicolo Polo, versuchten es zuerst, diese Erfahrung zu machen. Nachdem sie eine reiche Ladung Waaren in Konstantinopel verkauft hatten, beriethen sie sich, wie sie wohl ihr Kapital am vortheilhaftesten verwenden könnten, und beschloffen eine Handelsreise in das Land der Tartaren zu machen, die damals wieder die Beschäftigungen des Friedens in den an der Wolga gelegenen Ebenen aufgenommen hatten. Demgemäß kauften sie eine Auswahl von Edelsteinen auf, gingen im Jahre 1254 über das schwarze Meer und begaben sich in das Lager Barkah's, des Bruders oder Sohnes von Baatu, dessen gewöhnlicher Aufenthalt Wolgar und Saraï war. Bei ihrer Ankunft stellten sie alle ihre Habe zu seiner Verfügung und er belohnte sie für ihr Zutrauen mit fürstlicher Großmuth. Aber im Augenblick, wo sie Anstalten zur Abreise trafen, brach ein Krieg zwischen Barka oder Barkha-Khan und seinem Vetter Hulagu aus. Da sie so, ohne den größten Gefahren ausgesetzt zu seyn, ihre Rückreise nicht auf dem Herweg bewerkstelligen konnten, wandten sie sich gegen Osten, setzten über die Flüsse Jais und Sijon und kamen endlich in der großen Stadt Bokhara an.

Hier begegneten sie einem edlen Tartaren, der entzückt über ihre ebenso abwechselnde als lehrreiche Unterhaltung sie bestimmte, ihn zum Sitze des Großkhans zu

begleiten. Sie machten sich daher mit ihm auf den Weg und erreichten endlich nach einer Reise von 12 Monaten die kaiserliche Wohnung, die, wie sie meinten, am äußersten Ende des Orients lag. Sie wurden aufs Beste am Hofe des Großkhans empfangen, und da ihre Sitten und ihre Sprache sie als Personen von Rang hatte erkennen lassen, entschloß sich der Khan, sie auf der Rückreise in ihr Vaterland von einem seiner eigenen Offiziere, den er als Gesandten an den Pabst schickte, begleiten zu lassen. Aber einige Tage nach ihrer Abreise wurde der tartarische Gesandte krank und sah sich gezwungen, sich von seinen Gefährten zu trennen. Diese setzten mit einem kaiserlichen Befehl versehen ihre Reise fort und kamen nach einem Zeitraum von drei ganzen Jahren, den sie durch den asiatischen Continent gebraucht hatten, im Jahre 1269 in Acre an.

Bei ihrer Landung in Venedig waren sie gerade fünfzehn Jahre verreist gewesen. Nicolo Polo erfuhr, daß seine Frau, die er schwanger verlassen hatte, gestorben sey, nachdem sie einen Sohn geboren hatte, den sie Marco hieß und der sich bereits dem Alter der Männlichkeit näherte. In Begleitung dieses jungen Menschen reisten die beiden Kaufleute bald wieder, im Jahre 1271, nach dem Innern Asiens ab. Sie waren mit Briefen des neugewählten Pabstes Gregor X. an den Großkhan versehen. Eine Krankheit des jungen Marco, der in dessen diese Verzögerung dazu benützte, alle benachbarten Gegenden kennen zu lernen, zwang sie, ein ganzes Jahr in Badakhshan, an den Quellen des Drus zu verweilen. Von da begaben sie sich direkt nach Khotan, gingen durch



die große Wüste Gobi, was eine mühselige und einförmige Reise von 30 Tagen war und gelangten endlich, nachdem sie noch durch das Land Tangut gedrungen waren, in die Stadt Kan-Chen, wo sie von Neuem längere Zeit sich aufhielten.

Sobald der Großkhan, dessen Hauptwinterresidenz damals Tai-Duen war, ihre Ankunft in seinen Staaten erfuhr, sandte er ihnen auf eine Entfernung von 40 Tagmärschen Boten entgegen mit dem Auftrag, sie vor ihn zu führen. Er empfing sie mit der größten Ehre, und auf besondere Art den jungen Marco auszeichnend, nahm er ihn in seinen Schutz und ernannte ihn zum Beamten seines Hauses. Dieses Amt verschaffte Marco Polo alle Gelegenheit, die er wünschen konnte, seine Fähigkeiten zu zeigen. Er nahm die Tracht und die Sitten des Landes an, lernte die vier Hauptsprachen, die man damals daselbst sprach, und welche wahrscheinlich die mongolische, türkische, das Manchu der östlichen Tartarei und das Chinesische waren. Seine Talente und die Mannigfaltigkeit seiner Kenntnisse verschafften ihm bald großen Einfluß am Hofe, er wurde als Gesandter in die entferntesten Provinzen des Reichs gesandt und verwaltete selbst während der gewöhnlichen Zeit von drei Jahren die hohe Stelle eines Gouverneurs der Stadt Yang-Chen-Fu in der Provinz Kiang-Nang.

Indessen sehnten sich die drei Völk, welche während fast 17 Jahren in den Staaten des Großkhans wohnten, und das höchste Vertrauen und die Gunst dieses Fürsten genossen, wieder darnach, ihr Vaterland zu sehen. Aber der Kaiser, der an sie gewöhnt war und namentlich die

Talente Marco's zu schätzen wußte, nahm ihr Vorhaben, ihn zu verlassen, mit lebhafter Unzufriedenheit auf; er beschuldigte sie der Undankbarkeit, erklärte ihnen, daß wenn Reichthum der Zweck ihrer Reise sey, er bereit wäre, ihnen alles Silber zu geben, was sie von ihm verlangen könnten, aber er weigerte sich bestimmt, in ihre Heimkehr einzuwilligen. So standen die Sachen, als ein unvorhergesehener Zufall sie glücklich aus der Verlegenheit zog; eine von Arghun, einem mongolischen Fürsten, der in Persien regierte und ein Enkel Kublai's war, geschickte Gesandtschaft kam an den Hof des Großkhan, um eine Prinzessin aus königlichem Blut zur Ehe zu begehren. Der Großkhan, der diese Bitte bewilligt hatte, wählte unter seinen Enkelinnen eine Prinzessin aus, welche die Gesandten Arghun's im Namen ihres Herrn in Empfang nahmen. Die Königin Braut reiste bald darauf mit einem zahlreichen Gefolge in das Königreich ihres künftigen Gemahls ab. Aber nach einer Reise von einigen Monaten hinderten Unruhen, die in dem Durchzuglande ausgebrochen waren, den Zug an der Fortsetzung des eingeschlagenen Landwegs und nöthigten ihn, wieder zur Hauptstadt zurückzukehren.

Zu derselben Zeit kehrte Marco Polo, der Theil an einer Expedition nach den indischen Inseln genommen hatte, zurück und stellte bald darauf dem Kaiser einen detaillirten Bericht über die leichte und gefahrlose Beschißung dieser Meere zu. Als diese Thatsache dem Gesandten des Königs von Persien zu Ohren gekommen war, knüpfte sie Verbindungen mit der Familie Polo an, und da sie sich versicherten, daß die drei Venetianer

schon lange Zeit eine günstige Gelegenheit zu entwischen suchten, beschloßen sie, ihnen die Mittel zur Ausführung zu verschaffen. Sie stellten daher dem Großkhan die Nothwendigkeit vor, in der sie sich befänden, sobald als möglich mit der ihnen anvertrauten Prinzessin nach Persien zurückzukehren, und die Dienste, die ihnen auf ihrer Reise die Erfahrung der europäischen Schiffer leisten konnte. Der Khan konnte seine Einwilligung einem so vernünftigen Vorschlag nicht versagen. Man machte zu dieser wichtigen Expedition ungeheure Zurüstungen. Bierzehn viermastige Schiffe, von denen einige mit 250 Mann bewehrt waren, wurden auf zwei Jahre verproviantirt. Als die drei Poli von ihrem Wohlthäter und Freund Abschied zu nehmen kamen, empfahl ihnen der alte Fürst, der beinahe unfähig war, den Gedanken an eine Trennung zu ertragen, mit Thränen in den Augen, doch ja wieder zu ihm zurückzukehren, sobald sie ihr Vaterland und ihre Familie besucht hätten, gab ihnen Vollmacht, bei allen Fürsten Europa's als seine Gesandten zu handeln und überhäufte sie mit Edelsteinen und andern nicht minder kostbaren Geschenken.

Die Flotte kam nach einer Fahrt von achtzehn Monaten, auf welcher sie alle Haupthäfen der indischen Inseln berührt hatte, nach Ormuz. Bei der Ankunft der Expedition in Persien war der künftige Gemahl der jungen Prinzessin bereits seit einiger Zeit todt, und das Königreich war eine Beute des Bürgerkrieges geworden, der durch den blutigen Kampf des Usurpators, welcher den Thron einnahm, mit Ghazan, dem Sohne des verstorbenen Monarchen unterhalten wurde. Die Geschichte schweigt

über das Schicksal der unglücklichen Prinzessin, die Wittve war, ehe sie ihren Gemahl gesehen hatte. Die Venetianer, die durch die Briefe des Großkhan geschützt waren, beeilten sich, das Land zu verlassen, reisten über Armenien nach Trapezunt, gingen von da nach Konstantinopel und Suboea und landeten endlich im Jahre 1295 nach einer Abwesenheit von 24 Jahren in Venedig.

Die drei Poli hatten nach ihrer Ankunft in ihrer Vaterstadt Mühe, sich selbst den nächsten Bekannten kennbar zu machen. Der Einfluß der Zeit und des Klima's auf ihre Gestalt und Farbe, ihre fremde Aussprache, denn sie hatten ihre Muttersprache fast ganz vergessen, ihre tartarischen Mienen und Sitten und ihre grobe Kleidung machten sie in der That ganz unkenntlich. Das Gerücht von ihrem Tode hatte sich überdies verbreitet und war lange Zeit geglaubt worden. Einige Mitglieder der Familie hatten Besitz von ihrem Hause genommen und als sie es wieder bewohnen wollten, hatten sie große Mühe, den Bewohnern begreiflich zu machen, daß sie die wahren Eigenthümer seyen. Einige Tage nachher nahmen sie ein sonderbares Auskunftsmittel an, ihre Mitbürger von ihrer Rückkehr und den vortheilhaften Resultaten ihrer Reise in so entfernte Länder zu benachrichtigen. Sie luden alle ihre Verwandten und Freunde zu einem glänzenden Feste; als ihre Gäste versammelt waren, traten die drei Reisenden in den Empfangsaal. Sie waren reich in Kleider von rosenrothem Atlas gekleidet, die sie beim Anfang des Festes gegen ähnliche von Damast wechselten, und stückweise an ihre Gäste vertheilten. Nach dem ersten Gang ersetzten Kleider von rosenrothem

Sammt die damastnen die wieder unter die Gäste vertheilt wurden. Gegen das Ende des Festes, nachdem sie alle diese prächtigen Kleidungen weggegeben hatten, erschienen sie wieder in einfachen Kleidern, so wie man sie damals in Venedig trug. Alle Gäste fragten mit Erstaunen, was das bedeuten solle. Endlich nachdem das Essen beendigt war, gab Marco Polo seinen Bedienten ein Zeichen, sich zurückzuziehen, ging in ein naheß Zimmer und brachte daraus jene groben Kleider, mit denen sie von ihrer Reise zurückgekommen waren. Alsdann begannen sie alle Nähte aufzutrennen und das Futter von diesen schmutzigen, scheinbar werthlosen Lumpen zu trennen. Jetzt breiteten sie vor den Augen ihrer erstaunten Gäste eine unendliche Menge Diamanten, Rubinen, Saphire und anderer Edelsteine aus, die sie sorgfältig in ihren Kleidern verborgen gehalten hatten, um sie allen Blicken und allen Nachforschungen zu entziehen. Beim Anblick eines solchen Schazes, der ihnen auf so unerwartete Weise gezeigt worden war, blieben die Gäste der Poli nicht weniger erstarrt, als wenn sie Zeugen eines Wunders gewesen wären. Als sie sich aber allmählig von dieser ersten Bewegung des Erstaunens und Vergnügens erholt hatten, beeilten sie sich, ihren Gastgebern, deren Reichthum und Adel künftig Niemand mehr zweifelhaft seyn konnte, aufs Lebhafteste Glück zu wünschen.

Kurze Zeit nach der Ankunft der Poli in Venedig verbreitete sich die Nachricht, daß eine genuesische Flotte unter den Befehlen von Lampa Doria sich im adriatischen Meere gezeigt habe. Deswegen ging alsbald eine an Zahl überlegene venetianische Flotte unter dem Ober-

befehl des Admirals Andrea Dandolo unter Segel. An Marco Polo, der für einen erfahrenen Offizier galt, wurde der Oberbefehl über eine Galeere übertragen. Aber in dem folgenden Treffen wurden die Venetianer vollständig geschlagen und unser Reisender, dessen Schiff in der ersten Linie gekämpft hatte, wurde verwundet und gezwungen, sich zu ergeben.

Indessen wurden die persönlichen Eigenschaften und die außerordentlichen Abenteuer des venetianischen Gefangenen bald der Gegenstand jeder Unterhaltung in Genua. Marco Polo erhielt von den ersten Einwohnern Besuche, und diese bemühten sich, ihm, soviel es von ihnen abhing, die Leiden der Gefangenschaft zu versüßen. Es verging kein Tag, ohne daß man ihn bat, die Geschichte seiner Reisen zu erzählen und den Hof des Großkhan zu beschreiben. Man hörte mit der lebhaftesten Aufmerksamkeit seinen erstaunlichen Erzählungen zu; aber er mußte sie so oft wiederholen, daß er es endlich für besser hielt, sie niederzuschreiben. In dieser Absicht ließ er die Bemerkungen, die er bei seinem Vater in Venedig zurückgelassen hatte, kommen und ergänzte mit Hülfe eines seiner Unglücksgegnen, Rustighelo von Pisa, die Geschichte seiner Reisen. Aber wir wissen nicht gewiß, ob die Erzählung, die wir jetzt noch besitzen, eine Abschrift oder bloß ein Auszug aus dem Originalmanuscript ist, das, wie man wenigstens vermuthet, zum erstenmal im Jahre 1298 erschien.

Berdienst und Talente verschafften unserm Marco Polo unter den vornehmsten Bürgern von Genua eine so große Anzahl von Freunden und Beschützern, daß sich

nach einer Gefangenschaft von vier Jahren die Pforten seines Gefängnisses öffneten. Nach seiner Rückkehr nach Venedig verheirathete er sich; über sein späteres Schicksal aber fehlen uns alle Nachrichten. Obgleich er einer der merkwürdigsten Männer seiner Zeit und seines Vaterlandes war, so ist doch nicht gewiß, ob seine Mitbürger zu seinem Andenken ein Denkmal errichteten, und mehrere Schriftsteller ziehen die Wahrheit einer Stelle des Santo Vino in Zweifel, der behauptet, daß „unter dem Gang, der zur Kirche St. Laurent, welche auf einem der Inselchen Namens Gemelle liegt, führt, die sterbliche Hülle Marco Polo's, mit dem Beinamen Milione liegt, welcher die Geschichte seiner Reisen in die neue Welt schrieb, und welcher zuerst vor Columbus neue Länder entdeckte.“

Den Grad des Eindrucks, den die Arbeit Marco Polo's auf seine Zeitgenossen hervorbrachte, heut zu Tage untersuchen wollen, wäre ein unmöglicher Versuch. Der große Reichthum, die zahlreiche Bevölkerung, die so sehr entwickelte Industrie China's, die tartarische Pracht des Kublai-Khan, die zahllosen seiner Herrschaft unterworfenen Horden, diese Gruppe großer Inseln im indischen Meere, welche an natürlichen Erzeugnissen so reich und damals so wenig bekannt waren, die übrigen jenseits China unter dem Aufgang der Sonne gelegenen Inseln des Orients, — war dies in der That nicht eine neue Welt, welche nicht ein oberflächlicher oder zufälliger Beobachter, sondern ein Reisender, der die meisten Gegenden, die er beschrieb, vollkommen kannte, und der überdies auf seiner Reise alle mit einer hohen Stellung verbundenen Vortheile genoß, für Europa entdeckte? Man hat zwar den Maco Polo der Lüge und Uebertreibung

beschuldigt, aber sein Werk war zu allen Zeiten der Gegenstand ganz besonderer Aufmerksamkeit von Seiten der Gelehrten; und da ausgedehntere Entdeckungen, statt die von ihm angeführten Thatsachen Lügen zu strafen, sie vielmehr unaufhörlich bestätigten, so wurde sein Ansehen, statt in Mißkredit zu kommen, von Tag zu Tag größer und anerkannter.

Unser Reisender hat namentlich über China und den Hof des Kublai-Khan weitläufig sich ausgesprochen, nicht weil diese Gegenstände an sich mehr Interesse böten, als die übrigen, sondern weil es diejenigen waren, worüber er am meisten gefragt wurde. Indessen hatte er während der zahlreichen Sendungen, mit denen er beauftragt gewesen war, eine vollkommene Kenntniß von Central-Asien erworben, und es ist seine Beschreibung von der Mehrzahl der Provinzen noch jetzt die beste, welche wir besitzen.

Zu der Zeit, wo er die Stadt Balkh, welche seit den ältesten Zeiten der Stapelplatz eines großen Karawanen-Handels war, besuchte, fing sie kaum erst an, die Verluste, welche ihr Dschengis-Khan verursacht hatte, wieder zu ersetzen. „Die hohen, südlich von dieser Stadt gelegenen Berge enthalten,“ sagt er, „ungeheure Steinsalz-Lager, wohin alle benachbarten Völker auf eine Entfernung von dreißig Tagreisen kommen, um sich damit zu versehen. Dieses Salz ist von der besten Qualität, und man findet in diesen Gängen so beträchtliche Massen, daß sie das Bedürfniß der ganzen Welt befriedigen könnten.“ Sechs Tagreisen von Balkh entfernt lag eine Gegend, die er Balaxia oder Balascia nennt, und welche man für

Badakshan hält. Die Bewohner des Landes sprechen ihre besondere Sprache, und ihre Könige, welche von Alexander dem Großen abzustammen behaupteten, nannten sich selbst Dalcarien oder Alexandrier.¹⁾ Die königliche Familie besaß auch eine Race Pferde, welche von Bucephalus abstammen soll, und welche wirklich auf der Stirn ein ähnliches Zeichen trug, wie dieses berühmte Pferd.

In einer Entfernung von siebenzehn Tagereisen südlich von Balaxia lag die Provinz Chesmeer oder Caschemir; ihre Bewohner sprachen ebenfalls eine besondere Sprache und zeichneten sich durch Götzendienst und Zauberei aus. „Sie zwangen ihre Götzen zu sprechen, und machten den Tag so finster, wie die Nacht.“ Auf dem Wege von Balaxia nach Groß-Boukharien kam Marco Polo an einem großen Berge vorbei, den er für den höchsten der ganzen Erde hält. Auf der andern Seite dieses Berges breitete sich eine große unbewohnte Ebene aus. Um diese zu durchreisen, braucht man zwölf Tage. Er machte in diesem Lande eine wichtige Bemerkung, welche beweist, daß die Bergbewohner von Asien schon lange vor unsern neuen Physikern die Schwierigkeit bemerkt hatten, die Verbrennung auf hohegelegenen Punkten und in verdünnter Luft zu unterhalten: „Diese Ebene,“ sagt er, „ist so hoch und so kalt, daß man keinen Vogel darin findet. Man versichert sogar, daß das Feuer daselbst nicht so lebhaft und glänzend ist, und daß man die Speisen nicht so leicht, wie in jedem andern Lande kochen kann.“

¹⁾ Von Dou' Karnain, die zwei Hörner, ein gewöhnlicher Titel Alexander's des Großen.

Von einem unfruchtbaren Boden herabgestiegen, durchzieht und beschreibt unser Reisender die gemäßigten und fruchtbaren Gegenden von Samarkand, Khotam, Cashgar und andere Provinzen von Klein-Bukharien. Darauf besuchte er das Land Sartam, dessen Bewohner nach der Ernte alles eingesammelte Getreide in die Wüste tragen, um es in großen Gruben zu verbergen, die sie darauf mit Sand zudecken, während sie bei der Heimkehr bemüht sind, jede Spur ihrer Schritte zu verwischen. Ueber Sartam hinaus liegt in der Nähe einer großen Wüste gleichen Namens die Stadt Lop und Hamul oder Hamil, wo die Gesetze der Gastfreundschaft die Bewohner nöthigten, den Reisenden ihre Weiber und ihre Töchter abzutreten. „Um durch diese Wüste von Norden nach Süden zu reisen, reichte ein Monat hin; um aber von Westen nach Osten durch sie zu kommen, braucht man wenigstens ein Jahr. Wer solche Reisen unternimmt, hält sich einige Zeit in Lop auf, um alle zu diesem Vorhaben nöthigen Vorbereitungen zu treffen; denn während eines Monats nach der Abreise trifft man keine Lebensmittel irgend welcher Art. Man lädt die Lebensmittel und Waaren auf Esel und Kameele, und wenn die Vorräthe während der Reise erschöpft sind, so sehen sich die Reisenden gezwungen, ihre Lastthiere zu tödten, um von ihnen zu leben; in diesem Fall opfert man gewöhnlich die Esel, weil die Kameele die Mühsale der Wüste viel besser zu ertragen im Stande sind. Der Weg geht über Sand und unfruchtbare Berge, und an einigen Stellen ist das Wasser so selten, daß es kaum für die Bedürfnisse einer kleinen Karawane von fünfzig oder hundert Personen hinreicht.

Während der ganzen Reise begegnet man keinem Vogel, noch sonstigen Thieren. Man erzählt, eine große Zahl böser Geister bewohne diese Wüste und vergnüge sich damit, die unglücklichen Reisenden, die sich von ihren Gefährten verirren, zu täuschen; indem sie sie mit bekannter Stimme bei ihrem wahren Namen rufen, bringen sie dieselben vom guten Wege ab, führen sie irre und lassen sie dann mitten in der Sandwüste vor Hunger und Durst umkommen. Bald glaubt man während der Nacht rechts oder links das Geräusch zu vernehmen, das eine Karawane auf ihrem Marsche macht, man geht in der Richtung fort, woher das Geräusch zu kommen scheint, ohne je die Karawane zu erreichen, und wenn endlich der Tag anbricht, sieht man mit Schrecken, daß man den Weg verfehlt hat und sich in der größten Gefahr befindet. Ein andermal glaubt man auch während des Tags eine Zahl bewaffneter Menschen auf sich zukommen zu sehen; in der Furcht, angegriffen und beraubt zu werden, ergreift man alsbald die Flucht, entfernt sich von dem Hauptwege, den man, wenn man seinen Irrthum erkannt hat, nicht wiederfinden kann und dann elend vor Hunger und Durst umkommt. Mit einem Wort, man erzählt Geschichten über diese Geister der Wüste, von denen immer eine merkwürdiger und unglaublicher ist, als die andere. Manchmal sollen sie in der Luft die Töne einer Menge von Instrumenten, den Schall der Trommel, das Geklitze von Waffen erregen, und so die Reisenden zwingen, sich aneinander zu schließen, in größter Ordnung zu marschiren, ein vorgeschobenes Zeichen aufzupflanzen, ehe sie sich zur Ruhe begeben, um den Weg zu bezeichnen, den sie einzu-

schlägen haben, und eine Glocke an den Hals aller Lastthiere zu hängen, um sie, im Falle sie sich verirren, wieder finden zu können. Dies sind die Qualen und Gefahren, welche die in dieser Wüste Reisenden unvermeidlich erwarten.“ Das Volk von China und der Tartarei glaubt an alle die Wunder, die uns Marco Polo eben mitgetheilt hat.

Unserm Reisenden zufolge liegt jenseits der Wüste Lop die Stadt Sachion oder Sha-Chou in dem großen Lande Tangut. Die Einwohner dieser Stadt kennen sozusagen weder Handel noch Gewerbe, denn sie leben einzig von den Produkten des Bodens. Im Lande Tangut liegt die Provinz Kamul, dessen Volk, ausschließlich mit seinem Vergnügen beschäftigt, alle seine Zeit verwendet, um zu singen, zu tanzen, zu spielen, Musik zu machen und zu schreiben. Jenseits Tangut kommt man in die große Wüste Shamo, die man von Süden nach Norden gehend in vierzig Tagen passiren kann. Die erste Stadt, welche man jenseits dieser Wüste findet, ist Caracorum. Sie hat drei Meilen im Umfang und ist von starken Erdwällen umgeben. Neben der Stadt erhebt sich ein großes festes Schloß mit einem stolzen Palast, den der Gouverneur bewohnt. Dies ist die Beschreibung, welche uns Marco Polo von der Hauptstadt der Mongolen hinterlassen hat; aber vergessen wir nicht, daß Rubruquis erklärt, diese Stadt sey kleiner, als Saint-Denis.

Der venetianische Reisende entwirft dann eine genaue und geistreiche Skizze von den tartarischen Nationen, ihren Sitten, ihrem Charakter und ihrer Verfassung. „Die Tartaren,“ sagt er, „haben große Heerden von Ochsen, Kühen, Hammeln und Schafen; auch besitzen sie eine große Anzahl

Kameele und Pferde. Den Sommer bringen sie mit allen ihren Heerden auf den Weideplätzen, auf den Bergen und den kältesten Gegenden des Nordens zu, wo sie Kräuter und Holz im Ueberfluß finden. Aber während des Winters ziehen sie in die heißesten Gegenden des Südens herab, um andere Weiden zu suchen. Oft bringen sie auf diesen Wanderungen zwei oder drei Monate zu. Ihre Häuser, die aus kleinen mit Wolle bedeckten hölzernen Stäben zusammengesetzt sind, haben größtentheils eine runde Gestalt, und sie nehmen dieselbe überall, wohin sie auch gehen mögen, auf vierrädrigen Wagen mit sich, wobei sie sorgfältig die Thüren immer gegen Süden kehren. Sie haben auch Wagen, welche so dicht mit Wolle überzogen sind, daß der Regen nicht durchdringen kann, und in diesen bringen sie ihre Weiber, Kinder und ihren Haushalt von einem Ort zum andern.

„Einer unveränderlichen Gewohnheit gemäß,“ sagt Marco Polo, „müssen alle Großthane und alle Anführer aus dem Geschlechte Dschengis-Khan's in einem hohen Berge, Altai genannt, begraben werden. In welchem Lande sie nun auch sterben, und läge dieses selbst mehr als hundert Tagereisen von diesem Berge weg, müssen ihre Nachfolger sie dahin schaffen lassen. Aber ein Unglück ist es für Alle die, welche während der Fahrt den Leichnamen dieser Fürsten begegnen: sie werden ohne Mitleid geopfert, indem man ihnen sagt: „Gehet in die andere Welt und dienet dort eurem verstorbenen Herrn;“ denn es ist allgemeine Meinung, daß alle diese Opfer in einem andern Leben die Diener des verstorbenen Khan werden. Gleichermassen opfert man seine besten Pferde, damit er sie

in der andern Welt gebrauchen könne. Als der Reichnam Mangukhan's zu diesem Berg gebracht wurde, mordeten die Reiter, die denselben begleiteten, verblendet durch diesen schrecklichen Aberglauben, auf dem Wege gegen zehntausend Personen."

Südbstlich von Tangut zog der Yak oder tartarische Ochse zuerst die Aufmerksamkeit unseres Reisenden auf sich. „In diesem Lande," sagt er, „findet man Thiere mit wilden Hörnern, die fast so groß wie Elephanten sind. Sie sind mit einer weißen und schwarzen Haut bedeckt, welche an allen Theilen des Körpers fast glatt, aber auf der Kroupe gegen drei Handlängen so blendend weiß und bemerkenswerth fein und in verschiedener Beziehung schöner als Seide ist. Der größte Theil dieser Ochsen wird zur Arbeit abgerichtet und verwendet, da ihre außerordentliche Stärke sie geeigneter dazu macht, als jedes andere Thier. Man sammelt in dieser Provinz auch den schönsten und besten Moschus von der Welt. Er kommt von einem schönen Thier, das die Gestalt einer Ziege, die Haut eines Hirsches, Füße und Schwanz einer Antilope und zwei Zähne von etwa drei Fäusten Länge hat, die so weiß sind, wie das schönste Elfenbein und auf seinem Oberkiefer stehen."

In der Nähe der Stadt Giöndu oder Changtu in Tangut war ein prächtiger von Kublai-Khan erbauter Palaß, der von wunderbarer Bauart und Schönheit mit Marmor und vielen und verschiedenen kostbaren Steinen geschmückt war. Auf einer der Seiten dieses Gebäudes befand sich ein großer von Mauern eingeschlossener Park sechszehn Stunden im Umfang, in den man bloß durch den Palaß

treten konnte. Dieser Park enthielt Flüsse, Wiesen und Gebüsche, worin sich Hirsche, Damhirsche und andere Thiere befanden. In Mitten der Gebüsche hatte der Khan ein stolzes Kiosk oder Sommerhaus aufführen lassen, das ganz aus Holz gebaut war, und auf reich vergoldeten Säulen ruhte; ein vergoldeter Drache, dessen Kopf dem Dache zur Stütze diente und dessen Krallen sich rechts und links am Gesimse hinzogen, rollte die Ringe seines Schweifes um jede Säule. Bambusstäbe, die gleichfalls vergoldet und so lackirt waren, daß sie jedem Einflusse der Atmosphäre widerstehen konnten, bildeten das Dach. Diese Bambus hatten drei Palmen im Umfang, waren sechszig lang, zu einem Knoten verschlungen, und in zwei gleiche Theile getheilt, so daß sie als Dachrinne dienten. Zweihundert starke seidene Schnüre hielten dieses einzige Gebäude auf allen Seiten, indem ohne diese Vorrichtung der Wind es unzweifelhaft niedergerissen und mit fortgenommen hätte. Dieser Kiosk war mit so großer Kunst gebaut, daß alle seine Theile auseinander gelegt, mit fortgenommen und in sehr kurzer Zeit an einem andren Orte, nach dem Willen des Kaisers, wieder zusammengefügt werden konnten.

Der Großkhan besaß auch ein Gestüte von zehntausend Pferden und Stuten von blendender Weiße. Die Nachkommen Dschengis-Khan's und eine Familie Namens Boriat, deren Mitglieder unter der Regierung Dschengis durch Tapferkeiten und kühne Thaten eine solche Auszeichnung verdient hatten, genoßen allein das außerordentliche Privilegium, die Milch dieser Stuten trinken zu dürfen. Allen diesen weißen Pferden bezugte man eine

so große Achtung, daß, wenn sie in den königlichen Wiesen oder Wäldern weideten, Niemand es gewagt hätte, in ihrer Nähe sich zu zeigen, oder die Freiheit ihrer Bewegungen auf irgend welche Art zu stören. Heut zu Tage haben die Mongolen nicht mehr dieselbe Verehrung für das weiße Pferd, wie damals. Zur Zeit, wo Kubruquis seine Reise machte, versammelten die Tartaren am neunten Tage des Monats Mai alle weißen Stuten, die sie finden konnten, um sie zu opfern; die christlichen Priester waren sogar genöthigt, der Feier mit ihren Rauchfässern beizuwohnen. Man goß auf die Erde frische Koomis aus, und ein großes öffentliches Fest folgte auf das Opfer.

Marco Polo beschreibt die Macht und die Pracht Kublai-Khan's ins Einzelne. Wie wir zu Anfang dieses Kapitels sagten, erregten diese Gegenstände mehr als jeder andere die Neugierde seiner Landsleute und vielleicht bewahrte er noch, abgesehen von dem Eindruck, den die Größe, welche den mongolischen Kaiser umgab, auf seine jugendliche Phantasie gemacht hatte, eine rührende Achtung für diesen Herrn, von dem er so viele Beweise der Achtung, Freundschaft und Auszeichnung erhalten hatte. „Kublai-Khan,“ sagt er, „war von mittlerer Größe, aber wohl gebaut und hatte eine schöne Gesichtsfarbe; er hatte vier Frauen vom ersten Rang und jede von ihnen trug den Titel einer Kaiserin, hatte einen eigenen Hof und außer einer Menge Pagen und Ehrendamen ein Gefolge von 300 Frauen von großer Schönheit, so daß die gesammte Zahl der zu ihrem Hofe gehörenden Personen sich wenigstens auf zehntausend belief.

Außer diesen vier Frauen hatte der Kaiser noch eine

gewisse Anzahl Weiskläferinnen, welche hauptsächlich aus einer Provinz der Tartarei, Ungut, genommen wurden, worin sich eine Stadt gleichen Namens befand, welche durch die schöne Gesichtsfarbe und die angenehmen Züge ihrer Bewohner berühmt war. Diese Provinz Ungut müsse ohne Zweifel das Land der Uigur seyn, welche immer in physischer, geistiger und moralischer Beziehung für erhaben über die anderen tartarischen Nationen gehalten wurden. Von zwei zu zwei Jahren, oder nach Umständen auch öfter, kamen kaiserliche Beamte in diese Provinz, um nach gewissen Geschmacks-Grundsätzen, welche in ihren Instruktionen enthalten waren, vier- oder fünfhundert ihrer schönsten jungen Mädchen auszuwählen.

Während der Wintermonate wohnte Kublai-Khan immer in Camlalu (Khanbalikh) oder der königlichen Residenz (gegenwärtig Pekin), an der nordöstlichen Gränze von Cathay; da aber der Kaiser die Ansicht seiner Astrologen theilte, welche meinten, diese Stadt werde sich eines Tages gegen seine Autorität erheben, so beschloß er, eine andere an dem südlichen Ufer des Flusses zu gründen. Die neue Stadt erhielt den Namen Laidu (Latu, oder großes Hoflager); alle chinesischen Einwohner waren verpflichtet, die alte Stadt zu verlassen und sich in der neuen ansässig zu machen. Die beiden Hälften von Pekin, die durch den Fluß von einander getrennt waren, heißen noch heute die chinesische und die tartarische Stadt.

Laidu bildete ein vollständiges Quadrat von 24 Stunden im Umfang, dessen jede Seite also sechs Stunden lang war. Die chinesischen und tartarischen Städte sind fast alle viereckig. Die Grundsätze der Lagerkunst haben

dieser Gestalt, wie man vermuthet, den Vorzug ertheilt; aber es ist möglich, daß die abergläubische Anhänglichkeit der Mongolen an die Zahl vier auch dazu beitragen konnte, diese Wahl zu treffen. Mauern aus Erde, die an ihrer Basis zehn Fuß breit sind, und welche gegen die Spitze zu schmaler werden, umgaben die ganze Stadt. Die Straßen waren nach der Schnur angelegt, und so gerade, daß man, wenn man zu einem Thor hineintrat, das Thor sehen konnte, das jenem auf der entgegengesetzten Seite der Stadt korrespondirte. Jede der Seiten des Vierecks hatte drei Hauptthore, die von einem prächtigen Palast beherrscht waren, und an den vier Ecken der Umfangsmauern erhob sich je eine für die Stadtwachen bestimmte Kaserne, welche für jedes Thor tausend Mann betrug.

Außen an den Mauern und vor jedem Thore hatten sich zwölf große Vorstädte von zwei bis drei Stunden Länge mit einer viel größern Einwohnerzahl als die Stadt selbst erhoben. In jeder dieser Vorstädte befanden sich zahlreiche Gasthäuser oder Karawaneserai's, wo die fremden Kaufleute wohnten; für jede Nation war ein besonderes Viertel bezeichnet, es scheint aber, daß diese großen von Marco Polo beschriebenen Vorstädte sich seit der Zeit, wo er sie besuchte, auffallend verkleinert haben. Denn wir lesen in der Erzählung des Sir Georges Staunton, daß die englische Gesandtschaft, die sich im Jahr 1793 nach Pekin begab, bloß fünfzehn Minuten brauchte, um eine der östlichen Vorstädte, durch welche sie kam, zu durch-eilen, und dreißig Minuten zum Durchgang durch die westliche Vorstadt, durch welche sie abging.

Südlich von der neuen Stadt erhob sich der große

Palast des Kublai-Khan, dessen treue Beschreibung ohne Zweifel mehr als einmal Marco Polo den Vorwurf der Uebertreibung zuzog; denn jemehr der Reichthum und der Aufwand des tartarischen Kaisers den der Könige Europa's übertraf, um so weniger konnte die Einbildungskraft der Europäer sie begreifen. Dieser Palast war inmitten eines weiten eingeschlossenen Vierecks aufgeführt, das durch eine Mauer und einen tiefen Graben gegen jedes Unternehmen von außen her gedeckt war; jede der Seiten dieses Vierecks war in der Mitte von einem großen Thore unterbrochen und acht Stunden lang; dießseits der äußern Mauer befand sich eine andere in der Entfernung von einer Stunde, welche natürlich ein zweites eingeschlossenes Viereck bildete, von dem jede Seite sieben Stunden lang war. Die Soldaten führten ihre kriegerischen Uebungen auf dem zwischen diesen beiden Mauern befindlichen Platze aus. Dieser innere Raum hatte drei Thore auf der nördlichen und eben so viele auf der südlichen Seite; auf diesen beiden Seiten war das mittlere Thor viel breiter und schöner als die beiden andern, da es ausschließlich zum Gebrauche des Khan bestimmt war; durch die andern ging aus und ein, wer wollte. Diese Gewohnheit, besondere Thore für den alleinigen Gebrauch der königlichen Person zu behalten, ist allgemein unter den tartarischen Nationen.

Im zweiten abgeschlossenen Raum befand sich ein dritter, der gleichfalls in beträchtlicher Entfernung lag und eine Quadratmeile enthielt; zwischen diesem zweiten und dem dritten Raume war ein Park, der mit vielen verschiedenen Bäumen geschmückt und in Ueberfluß mit jeder Art Wildpret versehen war. Auf den Gassen und in

der Mitte der innern Mauer erhoben sich acht große Gebäude, welche als Magazine und Niederlagen benutzt wurden. Endlich befand sich in diesem dritten Raume der Palast des Khan, der sich von der nördlichen Mauer bis an die südliche erstreckte und also eine Meile in der Länge hatte. Indessen hatte man ganz um ihn herum einen Weg freigelassen, der für die Offiziere und Soldaten, die den Dienst zu versehen hatten, groß genug war. Dieser Palast war der Beschreibung des Marco Polo zufolge sehr majestätisch, hatte aber nur ein Stockwerk, ein Umstand, der seine ungeheure Ausdehnung wahrscheinlicher macht. Eine Mauer von Stein, welche zwei Fuß breit war und das Aussehen einer Terrasse hatte, bildet den Umfang des Gebäudes. In Stein gehauene und vergoldete Drachen, Bildsäulen von Kriegern, Vögeln und wilden Thieren, so wie Gemälde von Schlachten schmückten das Innere der Säle und Gemächer. Die Decken glänzten von Gold und Gemälden; das Dach war mit mehreren Farben bemalt, roth, grau, himmelblau und violet und so fest gebaut, daß es viele Jahre halten konnte. Heutzutage sind die chinesischen Paläste immer mit gelblackirten Ziegeln bedeckt: „Die Glasscheiben der Fenster in der kaiserlichen Wohnung waren so zart und so fein gearbeitet,“ sagt unser Reisender, „daß sie so durchsichtig waren wie Cristall.“ Indessen ist nicht anzunehmen, daß die Chinesen um diese Zeit die Kunst, Glas zu brennen, kannten. Diese durchsichtigen Fensterscheiben, von denen Marco Polo spricht, waren wahrscheinlich aus Talc oder einer andern Kalkart gemacht. Nicht weit von dem Palast erhob sich ein künstlicher Erdhügel von hundert Fuß Höhe, der an seiner

Grundfläche eine Meile im Umkreis hatte und mit prächtigen grünen Bäumen angepflanzt war; denn so wie der Kaiser von einem schönen Baum sprechen hörte, so ließ er ihn, er mochte stehen wo er wollte, ausgraben und mit allen Wurzeln und der Erde, die daran hing, von Elephanten auf diesen Berg bringen, dessen ewiges Grün ihm den Beinamen des grünen zugezogen hatte. In demselben Raume befand sich auch ein laufender Fluß, eine Wasserleitung und ein Teich, der eine große Auswahl vorzüglicher Fische enthielt, und mit Schwänen und andern Wasservögeln bedeckt war. „Der Anblick des Ganges,“ ruft Marco Polo aus, „der Berg, der Teich, die Bäume und das Gebäude bilden ein eben so entzückendes, als wunderbares Gemälde.“ Diese Hügel sind mit derselben Bewunderung in der Erzählung von der Gesandtschaft des Lord Macartney erwähnt. „Wir machten,“ sagt Sir G. Staunton, „im Angesicht der drei Thore, welche fast den Mittelpunkt dieser nördlichen Seite der Mauer des Palastes einnehmen, Halt. Diese Mauer schien einen weiten Raum einzuschließen, und dieser Raum hängt nicht zusammen, wie der, durch welchen wir gekommen waren, ehe wir vor dieser Mauer ankamen. Man bemerkt in der That mehrere steile Hügel und am Fuße dieser Hügel große und tiefe mit Wasser gefüllte Löcher. Aus dem Grund dieser künstlichen Seen mit abwechselnden und unregelmäßigen Ufern erheben sich einige kleine Inseln, die mit reizenden Phantasiegebäuden, welche mit Grün umgeben sind, bedeckt sind. Die ersten Paläste des Kaisers sind auf Hügeln von verschiedener Höhe aufgeführt. Endlich beschatteten große und schöne Bäume

Sommerwohnungen und Arbeits- oder Ruhe-Kabinete, welche die Gipfel der höchsten Anhöhen beherrschen. Man glaubt ein bezaubertes Land zu sehen.“

Sechstes Kapitel.

Reisen des Marco Polo. (Fortsetzung.)

China-Manji oder südliches China. — Der König Kansur. — Er wird vom Throne gestürzt. — Eintreffen einer Prophezeiung. — Marco Polo wird zum Gouverneur einer Stadt ernannt. — Belagerung von Sa-yan-Fu. — Dienste der Poli. — Großer Handel von Sin-gui. — Der Fluß Kiang. — Die Stadt Kin-sai. — Ihre Größe. — Ihre Märkte, Kanäle und Brücken. — Ihre Bevölkerung. — Ihre Polizei. — Verkauf von Kindern. — Der Hafen Zaitun. — Porcellan-Manufaktur. — Chinesische Menschenfresser. — Art, die wilden Thiere zu erschrecken. — Zauberer. — Das Salz als Münze. — Bisam-Gazellen. — Beschreibung der Krokodille. — Aberglaube von Carazan. — Gewohnheit, die Zähne zu vergolden. Japon ist durch seine Reichthümer berühmt. — Die Tartaren versuchen umsonst, es zu erobern. — Bestrafung der Generale. — Das Land Giampa. — Groß-Java. — Klein-Java. — Die Rhinoceros. — Der Sagu. — Ceylan. — Der Rubin des Königs. — Sitten der Hindu. — Sanct Thomas. — Häfen von Arabien. Madagascas. — Kofh. — Abyssinien. — Der Norden von Europa. — Verdienst des Marco Polo. — Die Missionäre. — Johann von Montecorvino besucht Persien und Indien. — Begeht sich nach China. — Verlegenheit, die ihm die Nestorianer bereiten. — Seine Erfolge. — Er befehrt einen mongolischen Fürsten. — Seine großen Reisen. — Er wird zum Bischof von Cambalu ernannt.

Marco Polo war der erste Europäer, der China besuchte, und gewiß von allen Reisenden, die auf

ihn folgten, besaß keiner mehr, wie er, alle Fähigkeiten, die nöthig sind, um eine vollkommene Kenntniß von diesem Lande zu erhalten. Bei der Veröffentlichung seiner Reisen richtete sich übrigens Marco Polo nach dem Geschmack und den Gefühlen seiner Zeit, und die Furcht, seine Leser nicht zu unterhalten, hieß ihn ohne Zweifel eine beträchtliche Zahl seiner köstlichsten Nachrichten weglassen. Die Pracht und der damalige Stand des kaiserlichen Hofes, die Sitten und die militärische Organisation der Tartaren nehmen in seinem Werke einen viel größern Raum ein, als der Charakter, der Handel und die Industrie der Chinesen, welche indessen ohne allen Zweifel seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatten; denn im Laufe seiner Erzählung spricht er in dem Maße, als er von den Gränzen der Tartarei gegen den Süden China's vorrückte, mit der immer wachsenden Bewunderung von den Künsten, dem Reichthum und der Bevölkerung dieses Landes.

Der nördliche Theil China's, oder derjenige, welcher nördlich vom Flusse Hoang-ho oder dem gelben Flusse liegt, erhielt von ihm den Namen *K h a t a i* oder *Kathay*, und das südlich von diesem Flusse gelegene Land nennt er die Provinz *M a n g i*. „Diese Provinz,“ sagt er, „ist die prächtigste und reichste, die in der orientalischen Welt bekannt ist. Gegen das Jahr 1269 gehorchte sie einem Fürsten mit Namen *F a n f u r*, der viel reicher und mächtiger war, als alle Könige, die in diesem Lande während eines Zeitraums von einem Jahrhundert vor seiner Thronbesteigung geherrscht hatten. *Fanfur* hatte einen sehr sanften und friedlichen Charakter; sein Volk bewies ihm eine

solche Liebe, und die natürliche Stärke seines von breiten und tiefen Flüssen umgebenen Landes war so groß, daß es ihm unmöglich schien, eine fremde Macht werde es je wagen, ihm den Krieg anzukündigen. So vernachlässigte er es, die kriegerischen Anlagen seiner Unterthanen zu nähren und aufzumuntern, und hatte, da er keinen Angriff fürchtete, nicht ein einziges Corps Reiterei in seinem ganzen Königreich. Unter andern Beweisen von der Güte dieses Fürsten bemerkte Marco Polo, daß er auf eigne Kosten jährlich mehr als 20,000 Kinder retten und erziehen ließ, welche von ihren Müttern ausgesetzt wurden, weil sie zu arm waren, dieselben zu ernähren. Man hat diese barbarische Gewohnheit, die Kinder auszusetzen oder lebendig zu begraben, lange Zeit in Zweifel gezogen; aber daß der venetianische Reisende die Wahrheit gesprochen, ist jetzt vollständig bewiesen durch das Zeugniß eines glaubwürdigen neuen Reisenden, der berechnet, daß in der Stadt Pekin allein alle Jahre gegen 9000 Kinder auf diese Art umkommen. ¹⁾

Die friedliche und prachtliebende Gemüthsart Tansur's bildete einen starken Gegensatz mit der des Kublai-Khan, des Kaisers der Tartaren, der nur kriegerische Unternehmungen liebte, und nur daran dachte, die Grenzen seiner Herrschaft zu erweitern. Nachdem er alle nördlichen Provinzen sich unterworfen hatte, beschloß er, das reiche Land Manji zu erobern und versammelte in dieser Absicht eine zahlreiche Armee, Fußvolk und Reiterei, deren Oberbefehl er dem General Chin-san-ba-yan, d. h. Sun-

¹⁾ Barrow, Voyages en Chine, p. 169.

vertraute, anvertraute. Die Kühnheit der Bewegungen dieses Generals und die Strenge, mit der er in allen Ländern, die ihm Widerstand zu leisten wagten, verfuhr, hatten bereits allen Chinesen großen Schrecken eingejagt. Als er endlich gegen die Stadt Kin-sai, die Residenz Fan-fur's, anrückte, flüchtete sich dieser, besorgt für seine eigene Sicherheit, auf eine Flotte, die schon seit lange bestimmt war, ihm in einem ähnlichen Unfall zur Zuflucht zu dienen. Nachdem er alle seine Schätze und kostbaren Gegenstände eingeschifft hatte, vertraute der unglückliche Monarch die Regierung der Stadt der Königin an, mit dem Befehle, dieselbe bis aufs Aeußerste zu vertheidigen, und in der Ueberzeugung, ihr Geschlecht werde sie in dem Fall schützen, daß sie in die Hände ihrer Feinde fallen sollte. Er ging hierauf unter Segel und flüchtete sich auf gewisse Inseln, auf welchen sich als uneinnehmbar bekannte Festungen befanden, und wo er sich bis zu seinem Tode aufhielt. Als die Königin sich so sich selbst überlassen sah, erfuhr sie, daß die Astrologen einst ihrem Gemahle vorhergesagt hatten, er könne bloß von einem Anführer mit hundert Augen seiner Krone beraubt werden. Da sie nun aber überzeugt war, daß ein solcher Fall nie eintreten könne, vertheidigte sie die Stadt muthvoll, obgleich sich ihre Hilfsquellen von Tag zu Tag verminderten. Eines Morgens erkundigte sie sich nach dem Namen des Oberbefehlshabers der feindlichen Armee, und da erfuhr sie dann, daß er Chin-san-ba-han heiße. Da sie nun sah, daß dieser General derjenige sey, der nach der Prophezeiung der Astrologen ihren Gemahl vom Throne stoßen werde, so versuchte sie keinen fernern Widerstand zu leisten, sondern

ergab sich alsbald. Wie die Tartaren einmal im Besiz der Hauptstadt waren, unterwarfen sie sich ohne Mühe die übrigen Provinzen. Kublai-Khan behandelte die gefangene Königin mit der größten Auszeichnung und setzte ihr einen der Würde ihres alten Rangs gemäßen Gehalt aus.

Marco Polo beschreibt die ersten Städte, durch die er auf seiner Reise von Hoang-ho in den Süden von China kam, eine nach der andern. Er gibt uns einige kostbare Einzelheiten über ihre Industrie, ihre Bevölkerung und Salzwerke, welche dem Khan fast fabelhafte Einkünfte abwarfen.

Während Marco Polo von einer dieser Städte spricht, erzählt er folgende interessante Anekdote: „Wenn man in südöstlicher Richtung von Chin-gui fortgeht, kommt man in die wichtige Stadt Yan-gui, welche vielleicht für eine Stadt vom ersten Rang gehalten werden kann, da sie über 27 andere Städte die Oberhoheit hat; sie gehört zum Gebiete des Großkhan. Die Bewohner sind Götzendiener und leben vom Handel und mechanischen Künsten; sie fabriciren Waffen und alle Arten von Kriegswerkzeugen. In diesem Theile des Landes liegen auch immer viele Truppen. Yan-gui ist die Residenz eines der zwölf Edlen, welchen Seine Majestät die Regierung der Provinzen anvertraut, und auf besondern Befehl Seiner Majestät übte Marco Polo drei Jahre lang die Functionen eines Gouverneurs dieser Stadt, anstatt eines dieser Edlen aus.“ So bescheiden und nebenbei erwähnt er der hohen Ehrenstelle, die ihm anvertraut war, eine Ehrenstelle, welche die Formen und die Hofsitte der

chinesischen Regierung gegenwärtig keinem Ausländer mehr übertragen ließen. Aber obgleich Kublai-Khan im Allgemeinen die Gebräuche der unterworfenen Völkerschaften achtete, so übertrug er dennoch häufig die höchsten Aemter des Königreichs würdigen Ausländern.

Die Erzählung unsers Schriftstellers enthält noch eine andere Anekdote, in welcher sein Vater und sein Oheim eine bedeutende Rolle spielen. Die Stadt Sa-yang-fu, eine in der Provinz Manji gelegene, sehr feste und wichtige Stadt, benutzte ihre vortheilhafte Lage, und widerstand allen Unternehmen der Tartaren drei volle Jahre lang. Die Belagerungsarmee konnte sich nur von der Nordseite Sa-yang-fu nähern, indem die drei übrigen von Kanälen umgeben waren, über welche sich die Belagerten trotz der Wachsamkeit ihrer Feinde immer wieder mit allem Nothwendigen versahen. Der Khan war sehr darniedergeschlagen darüber, daß seine siegreichen Heere so vor dieser Stadt aufgehalten waren. Als die Brüder Nicolo und Maffio Polo dies erfuhren, schlugen sie dem Khan vor, Maschinen zu bauen, ähnlich denen, welche man in ihrem Lande gebrauchte, und womit man Steine von 300 Pfund Gewicht in die Luft schleudern könnte. Mit ihrer Hilfe würden die Mauern und Befestigungswerke der belagerten Stadt bald zerstört seyn. Der Khan nahm ihr Anerbieten eiligst an. Einige nestorianische Christen, welche als geschickte Künstler erkannt wurden, arbeiteten unter ihren Befehlen. In kurzer Zeit waren die Katapulten vollendet und gegen die belagerte Stadt mit solchem Erfolg in Anwendung gebracht, daß sie bald sich zu übergeben gezwungen war. Dieser dem Kaiser von

den Volk erwiesene Dienst trug viel dazu bei, den Ruf und das Ansehen, das sie bei Hof genossen, zu erhöhen.

In der Entfernung von vierzehn Tagereisen südöstlich von Sa-han-su liegt die Stadt Sin-gui, welche, obgleich sie nicht sehr groß war, doch bedeutenden Handel trieb. Sie verdankt, sagt Marco Polo, die wahrhaft übermäßige Anzahl ihrer Schiffe ihrer Lage am Kiang, dem breitesten Flusse der Welt; denn an gewissen Stellen ist ein Ufer sechs, acht, selbst zehn Meilen vom andern entfernt. Man braucht etwa hundert Tage, um den Ort zu erreichen, wo dieser Fluß sich ins Meer ergießt. Der Kiang nimmt eine ungeheure Anzahl anderer schiffbarer Flüsse auf, die in entfernten Ländern entspringen. Mehr als zweihundert Städte und Provinzen ziehen Vortheil aus seiner Beschißung, durch welche eine solche Masse Waaren verführt wird, daß denen, welche sich nicht selbst von der Wahrheit der Angabe überzeugen können, die Summe derselben unglaublich scheinen möchte; betrachtet man aber die Länge seines Laufes und die Menge seiner Zuflüsse, so darf man sich nicht wundern, daß es unmöglich ist, die Menge und den Werth „aller von allen Seiten in dieses Land geführten Waaren“ zu berechnen. Indessen fügt Marco Polo bei, daß der Hauptartikel dieses großen innern Handels das Salz war, das auf dem Kiang und dessen Nebenflüssen in alle an ihren Ufern gelegene Städte geführt wurde, und daß diese Städte es an alle Orte im Innern der Provinzen vertheilten. Er versichert, daß er eines Tags in Sin-gui wenigstens 5000 Schiffe zählte, und in andern Häfen des Kiang oft eine viel beträchtlichere Anzahl liege. Alle diese Schiffe hatten eine Art Ver-

deck, einen Mast und ein Segel; ihre Ladung variierte von 4 bis 12,000 venetianischen *Cantari*, d. h. von 2 bis 6000 Tonnen. Sie bedienten sich keiner händfener Seile, außer zu dem nothwendigen Tauwerk. Die Schlepptaue bestanden aus Rohr oder Bambus, die ihrer ganzen Länge nach in kleinen Streifen gespalten und so zusammen gedreht waren, daß sie starke Seile von 300 Fuß Länge bildeten. An diesen Seilen zogen Pferde die Schiffe an den Ufern hinauf. Jedes Fahrzeug führte zehn oder zwölf solcher Thiere mit sich, um sie zu dem angegebenen Zweck zu verwenden. Die Ufer des großen Flusses Kiang waren so mit Dorfschaften bedeckt, daß sie eine ununterbrochene Linie bildeten; hier und da erhoben sich aus dem Grunde des Wassers Hügel und Felsen, die bis an die Spitze mit Götzentempeln und andern bemerkenswerthen Gebäuden bedeckt waren.

Namentlich aber läßt Marco Polo die Bewunderung und das Erstaunen, das ihm die ungeheuere Bevölkerung und der innere Handel China's einflößten, in seiner Beschreibung von Kin-Sai hervortreten. Diese Stadt, die alte Hauptstadt des südlichen China, heißt *Hang-cheu*. Aber Marco Polo scheint aus Irrthum ihren gewöhnlichen Beinamen für ihren rechten gehalten zu haben. — „Nach einer Reise von drei Tagen kommt man von *Wa-g-in* in die große und prächtige Stadt *Kin-sai*, ein Name, welcher so viel bedeutet, als himmlische Stadt, und den sie ihrer Ueberlegenheit über alle andern Städte der Welt in Beziehung auf Größe und Schönheit und ihrem Ueberfluß an solchen Ergößlichkeiten zu verdanken hat, welche die Einwohner

glauben lassen, sie seyen schon im Paradies.“ Er erklärt, daß er diese Stadt oft besucht, sich von den geringsten Umständen, die sie betreffen, unterrichtet, und mit der größten Sorgfalt seine Beobachtungen aufgezeichnet habe. Doch ist es unmöglich, der Versicherung Glauben zu schenken, daß nach den gewöhnlichen Berechnungen die Stadt Kin-sai 1000 Meilen im Umfang habe. Der Umfang von Hang-cheu beträgt heut zu Tage nach den übertriebensten Annahmen nicht mehr als 18 bis 20 Meilen. In allen andern Punkten haben die Beschreibungen neuerer Reisenden seine Erzählung bestätigt. Auf einer Seite der Stadt befindet sich ein durch die Reinheit seines Wassers und die malerischen Landschaften seiner Ufer bemerkenswerther See; auf der andern fließt ein vier Meilen breiter Fluß, der gegen das Meer hin, so weit das Auge reichen kann, von einem prächtigen Gestade eingeschlossen ist. Unzählige Kanäle durchschneiden die Stadt nach allen Richtungen und scheinen schon zu der Zeit, da Marco Polo Kin-sai besuchte, den Fluß mit dem See verbunden zu haben.

Nach seiner Behauptung betrug die Zahl der Brücken 12,000; diejenigen, welche über die Hauptkanäle geschlagen waren und auf welche die großen Straßen zuliefen, hatten so hohe und gut gebaute Bögen, daß die Schiffe unten durchfahren konnten, während Wagen und Pferde oben darüber gingen. Die Details, die er uns hinsichtlich der Größe von Kin-sai oder Hang-cheu gibt, übersteigen bei weiten alle Angaben moderner Reisenden. Da aber diese Stadt früher die königliche Residenz und Hauptstadt des Reichs war, so kann es

seyn, daß sie zu einer gewissen Zeit viel größer und bevölkerter war, als heut zu Tage. Marco Polo sagt uns, daß zehn Plätze oder vielmehr zehn Hauptmärkte darin waren, von denen jeder $\frac{1}{2}$ Meile lang und vom andern vier Meilen entfernt war. Auf ihnen versammelten sich dreimal in der Woche 40 bis 50,000 Menschen, um Handel zu treiben. Große Kanäle führten vom Flusse an diese Märkte, an deren Ufern sich große Gebäude von Stein erhoben, welche für die Kaufleute aus Indien oder andern fernen Ländern zu Magazinen bestimmt waren.

Bei der Beschreibung von Kin-sai gibt uns Marco Polo auch mehreres Nähere über die Sitten der Chinesen und die Polizei der Stadt. Er bemerkt z. B., daß alle zu den untern Volksklassen gehörenden Personen sich kein Gewissen daraus machten, noch so unreines Fleisch zu essen; ein Nationalzug, der zu allen Zeiten den Reisenden aufgefallen ist. Die Chinesen verschlingen mit demselben Appetit das Fleisch eines Dachsen, wie das eines Kameels, das eines Hammels, wie das eines Esels; aber diejenigen vierfüßigen Thiere, welche ihren Unterhalt in der Nähe menschlicher Wohnungen finden und suchen, wie Schweine und Hunde, sind die hauptsächlich thierische Nahrung und werden öffentlich auf allen Märkten verkauft. —

Marco Polo befand sich zu der Zeit in Kin-sai, wo die Regierung den jährlichen Bericht über das Budget der Einnahmen und die Zählung der Einwohner erhielt; so erfuhr er, daß die Bevölkerung der Stadt sich auf 160 Feuer-Loman belief. Ein Loman besteht aus 10,000 Familien, woraus folgt, daß in der ganzen Stadt 1,600,000 Familien

sich befinden mußten. Diese ganze Bevölkerung hatte nur eine einzige Kirche von nestorianischen Christen. Eine solche Anzahl von Familien in einer einzigen Stadt mag vielleicht übertrieben erscheinen, aber man darf nicht vergessen, daß die Einwohnerzahl einer alten chinesischen Hauptstadt in keiner Hinsicht mit der einer neuern Stadt verglichen werden kann. Noch heute soll Kin = sai oder Hang = cheu fast ebensoviele Einwohner zählen, als Pekin, dessen Einwohnerzahl man auf etwa 3,000,000 schätzt, obgleich es weder ein Hafen, noch ein Handels- oder Gewerbe-Platz, oder auch nur ein Ort des Vergnügens ist. Jeder Familienvater oder Hauseigenthümer muß an seine Hausthüre eine Schrift anschlagen, worauf der Name und das Geschlecht aller Familienmitglieder, sowie auch die Zahl seiner Pferde angegeben ist. Auf diese Art kennen die öffentlichen Beamten die Einwohnerzahl und die Hülfquellen der in ihren verschiedenen Bezirken gelegenen Ländereien immer genau. Unser Reisender bemerkte auch, daß die Armen, welche die Bedürfnisse ihrer Familie unmöglich befriedigen konnten, die Gewohnheit hatten, ihre Kinder an reiche Leute zu verkaufen, damit sie besser genährt und erzogen würden. Fünfundzwanzig Meilen von Kin = sai, an der Mündung des Flusses, der durch dasselbe fließt, lag der große Hafen Gan pu oder Gan su, welchen einige neuere Reisenden in dem jetzigen Ning = po, einem der drei chinesischen Häfen, welche Handelsverbindungen mit fremden Ländern unterhalten, haben wiederfinden wollen. — Marco Polo bemerkt, daß man von der großen Handelsstadt Zaitun eine so beträchtliche Menge Pfeffer einführt,

als vielleicht nicht der zehnte Theil davon in Alexandria zur Verproviantirung des westlichen Europa eingeschiffet wurde. Indem er von der außerordentlichen Consumtion dieses Gewürzes spricht, erzählt er, daß die Stadt Kin-sai allein jedes Jahr 2000 Tonnen davon verbrauchte; aber es ist anzunehmen, daß er hier die eingeführte Quantität mit der verwechselt, welche in der That verbraucht wurde. Die Stadt Zaitun war an einem Arme des Flusses Kin-sai erbaut; an dem Zusammenfluß von dessen zwei Armen stand die Stadt Lingui, welche durch ihre Manufacturen von feinem Porcellan berühmt war. Man machte in dieser Gegend große Haufen von Porcellan-Erde, die man unberührt 40 Jahre lang der Einwirkung der Atmosphäre ausgesetzt liegen ließ. Diese so gereinigte Erde war zur Verarbeitung sehr tauglich, und in diesem Vorbereitungsstande hinterließen Eltern diese Erde oft ihren Kindern und Enkeln als ihr einziges Vermögen. Dies ist das einzigemal, daß Marco Polo in seinem Werke der bemerkenswerthesten Industrie der Chinesen erwähnt. Aber man kann annehmen, daß er, da er so lange Zeit in China gelebt hatte, das feine Porcellan wohl nicht für eine Seltenheit hielt und sich begnügte, in der kurzen Zusammenstellung, die er von seinen Reisen gab, desselben bloß ganz kurz zu erwähnen. Ein ähnlicher aber weniger einleuchtender Grund mußte ihn hindern, von dem Gebrauche des Thees zu sprechen, der seiner Aufmerksamkeit weder als große Einnahmsquelle, noch als bemerkenswerthe Nationalgewohnheit entgehen konnte. Diese Lücke war von jeher der Hauptbeweis für Diejenigen, welche die Richtigkeit seiner Erzählung und

die Wahrheit seiner Reisen läugneten. Aber seine allgemeine Wahrhaftigkeit ist so klar und vollständig von den gelehrtesten Kritikern erwiesen, daß sein Stillschweigen in Beziehung auf den Gebrauch des Thees der Unvollkommenheit seiner Notizen und den traurigen Umständen zuzuschreiben ist, in welcher er in aller Eile die Erzählung, welche wir heut zu Tage noch besitzen, niederschrieb. —

Die Provinz Koncha, deren Hauptstadt Fugiu hieß, begränzte das Vice-Königreich Kin-sai. Dieses reiche und bevölkerte Land brachte Ueberfluß an Safran und Ingwer hervor; aber unser Verfasser spricht in wahrhaft sonderbaren Ausdrücken von seinen Bewohnern: „Sie haben die Gewohnheit, Menschenfleisch zu essen, und finden es viel zarter, als anderes, vorausgesetzt nämlich, daß die Person, die sie verzehren, nicht an einer Krankheit gestorben ist. Wenn sie in den Krieg ziehen, lassen sie ihre Haare unordentlich um ihre Ohren flattern und bemalen sich das Gesicht mit einer glänzenden blauen Farbe. Sie sind so wild, daß, wenn sie ihre Feinde im Gefechte tödten, sie ihr Blut zu trinken eilen und darnach ihr Fleisch verzehren.“ Es ist zu bemerken, daß die angeführte Stelle sich nicht auf die verweichlichten Chinesen beziehen kann, und man hat deshalb angenommen, Marco Polo habe irthümlich in diesen Theil seines Werks eine Beschreibung der Battas, eines in Sumatra wohnenden wilden Stammes, gebracht. Aber woher kommt eine solche Verwechslung? Scheint es nicht, als habe er wirklich die Absicht gehabt, die Chinesen anzuklagen, daß sie Menschenfleisch essen, und sein Gedächtniß habe ihn zugleich an die kriegerischen Kannibalen

von Sumatra erinnert? Wir haben in einem frühern Kapitel gesehen, daß die arabischen Reisenden des neunten Jahrhunderts die Bewohner China's desselben Verbrechens anklagten.

Marco Polo reiste, wie es scheint, in den an der westlichen Gränze von China gelegenen Provinzen, welche noch kein anderer Europäer vor ihm besucht hatte. Die Hochebenen von Tibet enthalten Wüsten, welche von Löwen und andern wilden Thieren bevölkert und so groß sind, daß man zwanzig Tage, um dadurch zu reisen, braucht. Rohre von bedeutender Höhe, vielleicht Bambus, wuchsen in Ueberfluß auf überall im Lande und unsere Reisenden zündeten damit und mit grünen Rosensträuchen, wenn sie die Nacht unter freiem Himmel zubrachten, ein großes Feuer an, das durch sein auf mehrere Meilen in der Runde hörbares Knistern die wilden Thiere erschreckte. Die Bewohner von Tibet galten damals für die geschicktesten Schwarzkünstler auf der Welt. Sie konnten Stürme mit Blitz und Donner erregen und andere wunderbare Erscheinungen verursachen. In der Provinz Ka-in-du, die an Tibet gränzt, war ein Bergwerk auf Türkisen und ein Salzsee, in welchem man viele Perlen fischte; kleine Salzkörner, die etwa 20 Centimes schwer waren, bildeten die gebräuchliche Münze des Landes. Heerden von Bisamziegen fand man auf allen Höhen und sie waren so zahlreich, daß sie auf mehrere Meilen die Atmosphäre mit ihrem Dunste erfüllten.

Die Provinz Carazan war durch Krokodile und Alligatoren unsicher. Von ihnen gibt uns Marco Polo folgende Beschreibung: „Man findet hier große Schlangen

von zehn Fuß Länge und einem Umfang von zehn Palmten in der Nähe des Kopfes; diese Schlangen haben kurze Lagen, die mit drei Klauen, wie die der Tiger, versehen sind; ihre Augen sind sehr groß und glänzend, ihr Rachen weit genug, um einen ganzen Menschen verschlucken zu können, ihre Zähne sind ebenfalls groß und spizig; kurz, ihr ganzes Aeußere ist so fürchterlich, daß kein Mensch, kein Thier sich ihnen ohne Furcht nähern kann.“

Vor ihrer Unterjochung durch den tartarischen Kaiser hatten die Bewohner von Carazan die Gewohnheit, alle Fremden von einigermaßen intellectuellen oder physischen Gaben zu tödten, in dem Glauben, ihre Seele bleibe mit allen ihren Eigenschaften in ihrer Familie.

In der Provinz Kankandan bedeckten Männer und Frauen ihre Zähne mit kleinen, sehr dünnen Goldplättchen, und tätowirten sich die Arme und Füße. Der Gebrauch, die Zähne zu vergolden oder sie schwarz zu malen, scheint bei den malayischen Nationen ein eigenthümlicher Gebrauch gewesen zu seyn. Wenn in Kankandan eine Frau niederkam, legte sich ihr Mann alsbald ins Bett, blieb fünf Tage lang, wie wenn er krank wäre, darin und empfing die Glückwünsche seiner Verwandten und Freunde. Diese sonderbare Gewohnheit ist auch bei den Libareni in den Bergen Armeniens bemerkt worden.

Marco Polo war der erste Reisende, der Europa mit den japanischen Inseln bekannt machte und seine genaue Bezeichnung morgenländischer, so entfernter Gegenden hatte, wie man später sehen wird, gewichtigen Einfluß auf die Seeunternehmungen des fünfzehnten Jahr-

hundert: „Zipangu,“ sagt er, „ist eine Insel, die etwa 1500 Meilen von der Küste von Manji entfernt ist.“ Der Name Zipangu kommt offenbar von dem chinesischen Worte *Se-pen-kue* her, wie das Königreich Japan heißt. „Die Bewohner,“ fährt er weiter fort, „haben eine schöne Hautfarbe, sind wohl gebaut und civilisirt. Sie besitzen Ueberfluß an allen edlen Metallen. Der König hatte das Dach seines Palastes mit Goldplatten bedecken lassen, ganz so, wie wir unsere Häuser oder vielmehr Kirchen mit Bleiplatten decken. Das Getäfel der Säle ist ebenfalls von Gold und mehrere Gemächer enthalten kleine Tische von reinem Golde; endlich sind auch die Fenster mit Verzierungen von demselben Metalle geschmückt.

Der Ruf Japan's und seines unendlichen Reichthums bestimmten den tartarischen Kaiser Kublai Khan, die Eroberung desselben zu versuchen. Die Expedition betrat die Insel ohne den geringsten Unfall und eroberte eine Festung im Sturm, deren Besatzung die Uebergabe verweigert hatte. Sie mußte dafür über die Klinge springen; aber sie konnten mit ihren Degen nicht mehr als acht dieser Unglücklichen tödten, da ein in ihrem rechten Arm zwischen Haut und Fleisch befindliches Amulett sie gegen Eisen hieb- und stichfest machte. Als sie dies erfuhren, schlugen sie dieselben mit Keulen zu todt. Kurz darauf erhob sich ein heftiger Sturm, der den größten Theil der tartarischen Flotte zerstörte. Die Admirale kehrten nach China zurück und die auf der Insel zurückgelassenen Soldaten mußten sich bald den Eingebornen ergeben. Als der Großkhan einige Jahr nachher

erfuhr, der unglückliche Ausgang dieser Expedition sey den Zerwürfnissen zwischen den beiden Admiralen zuzuschreiben, ließ er einem den Kopf abschlagen und schickte den andern auf die wilde Insel Jorza. Hier werden die Staatsverbrecher auf folgende Art hingerichtet: Man wickelt sie, die beiden Arme an den Leib gebunden, in eine frische Büffelhaut ein, welche man dann fest zusammennäht. Wenn diese Haut trocknet, so schnürt sie den Körper des Verbrechers mit solcher Gewalt zusammen, daß der Unglückliche nicht im Stande ist, eine Bewegung zu machen, und so auf langsame und grausame Art den Tod findet. Die Unternehmung der Tartaren auf Japan fand im Jahre 1264, einige Jahre vor der Ankunft Marco Polo's am Hofe des Großkhans, Statt.

Hätte diese Feindschaft nicht zwischen den Tartaren und den Japanesen bestanden, so hätte vielleicht der venetianische Reisende das letztere Volk, das er sonst als civilisirt schildert, des Kannibalismus nicht angeklagt. „Der Leser muß wissen,“ sagt er, „daß die Götzendiener dieser Insel, wenn sie sich eines Feindes bemächtigen, der kein Lösegeld zahlen kann, ihre Verwandten und Freunde einladen, ihren Gefangenen tödten, kochen und seinen Leichnam bei einem Festmahle verzehren, wobei sie versichern, daß sie kein schmackhafteres Fleisch als Menschenfleisch kennen.“

Südlich von Japan war das Meer Chin oder das chinesische Meer, in dem sich, nach Erkundigungen, die er einzog, nicht weniger als 7440 Inseln befinden, die größtentheils bewohnt waren, Spezereien im Ueberflus hervorbrachten und großen Handel mit einander trieben.

Nach einer Fahrt von 1500 Meilen südwestlich über den Golf von Yunan landete Marco Polo in der Provinz Z i a m b a oder Ciampa, die südlich von Cochinchina lag und dem Großkhan einen Tribut von Elephanten und Moe zahlte. Dieses Land besuchte er im Jahre 1280, zu welcher Zeit der König 325 Kinder beiderlei Geschlechts hatte. Die Insel Java, die er ebenfalls besuchte und als die größte Insel der Welt ansieht, da sie 3000 Meilen im Umfang hatte, bestimmt er in einer Entfernung von 1500 Meilen im Südwesten von Ciampa. Die Details, die er uns über diese Insel mittheilt, lassen nicht genau bestimmen, ob er von Borneo oder dem heutigen Java sprechen will; noch schwerer aber ist zu errathen, welches die Inseln sind, die er mit S o n d u r, G o n d u r und B o e a c h oder L o e a c h bezeichnet. Klein-Java, wo er fünf Monate lang wohnte und das unbestreitbar Sumatra ist, war in acht Königreiche getheilt, von denen er sechs besuchte; eines davon, das S a m a r a oder S a m a t r a hieß, gab der ganzen Insel den Namen, und ein anderes war das L a m b r i oder Lamery der arabischen Geographen.

Unter den Seltenheiten dieses Landes zählt Marco Polo das Rhinoceros auf, dem er indessen den Namen Einhorn gibt. „Diese Thiere sind nicht so groß, wie die Elephanten und ihre Füße und Haut gleichen denen des Büffels.“ Mit Unrecht nimmt er an, das Horn des Rhinoceros stehe mitten auf der Stirn. „Sein Kopf gleicht dem eines Schweines, und es hängt ihn immer zur Erde. Das Thier selbst ist unreinlich, wälzt sich gern im Koth und gleicht dem, das man im andern

Theile der Welt findet, gar wenig.“ In dem Königreich Sansur auf Sumatra bereitete man eine Art Mehl aus dem mit Wasser zu einem Teige angemachten Mark eines Baumes, den man nachher zwischen Baumstämmen zermalnte. „Ich brachte einige solche Teigkuchen nach Venedig,“ sagt er, „und sie hatten fast den Geschmack von Gerstenbrod.“ Der Baum, von dem Marco Polo spricht, ist offenbar der einhäufige Palmbaum und die aus dessen Mark bereiteten Kuchen sind Sago.

Er erwähnt auch der Inseln Nicobar und Andaman, von denen aus er sich nach Ceylan begibt, das vermöge seiner Größe, wie er sagt, in besserer Lage ist, als jede andere Insel der Welt. „Sie hat 24,000 Meilen im Umfange; nach dem Volksglauben untergruben die Drakane aus dem Norden allmählig die Berge und warfen sie ins Meer, so daß die Insel kleiner wurde.“ Marco Polo spricht auch von einem großen Rubin, den der König besaß, und der durch seine Größe, Dichtigkeit, Glanz und Reinheit sehr berühmt war. Kublai-Khan bot dafür den Werth einer ganzen Stadt; aber der König von Candy erklärte, einen ihm von seinen Vorfahren hinterlassenen so köstlichen Edelstein um keinen Preis abzutreten.

Von Ceylan aus ging Marco Polo nach der Halbinsel Indien, und obgleich er dieses Land nicht sehr weit ins Innere hinein kennt, so gibt er uns doch eine ziemlich umständliche Beschreibung von seinen hauptsächlichsten Wundern. Die Brahminen oder *Abrajamin* schildert er nicht nur als die religiöse Kaste der Religion, sondern auch als eine Gemeinde von Weisen und Zauberern.

Ohne ihren Beistand ist die Perlenfischerei unmöglich, da sie allein die Meerungeheuer zähmen können. In diesem Theile Indiens waren Pferde selten. Im dreizehnten Jahrhundert führte man sie aus Arabien und Persien, wie auch heute noch, ein, und nährte sie aus Mangel an anderm Futter mit gekochtem Reis, und selbst mit Fleisch. Diese Nachrichten sind durch neue Reisende bestätigt. An einigen Orten nährt man sie häufig mit Butter und gesottnen Hammelsköpfen.

Die Verehrung der Hindu für die Rinder-Race entging unserm Venetianer nicht. Die Bewohner von Maabar glaubten eine Sünde zu begehen, wenn sie Ochsenfleisch aßen. Einige Stämme indessen, Gaui oder Kuhmenschen genannt, hatten das Privilegium, das Fleisch natürlich gestorbener Kühe essen zu dürfen; aber zu tödten wagten sie diese Thiere nicht. Marco Polo spricht auch von Balankinen, in denen sich hohe Personen von einem Orte zum andern tragen ließen, und sagt, der Apostel Sankt Thomas habe das Christenthum in Indien gepredigt, und sey in der Stadt Meliapoor, wo Wunder an seinem Grabe geschehen, begraben. Die losen Sitten der Hindu, die um so mehr aufstiehn, je näher sie bei Pagoden wohnten, ihre Enthaltung von Wein und ihre Abneigung gegen das Meer bestanden damals, wie jetzt.

Nach der Beschreibung Indiens folgt die der ersten Städte Persiens und Arabiens, eines Theiles des östlichen Afrika und endlich der Wüsten des nördlichen Asien, über die man nur sehr fabelhafte Nachrichten hatte. Der Hafen Aden war ein ansehnlicher Markt, von dem aus Pferde nach Indien aus- und dagegen Gewürze und

andere Erzeugnisse Indiens eingeführt wurden. Von Aden gingen diese verschiedenen Lebensmittel nach Suez und von da nach Alexandrien. Nördlich von Aden liegt auf der westlichen Küste des persischen Meerbusens Escier, gegenwärtig Adssar, wo viel Weihrauch wächst. Marco Polo spricht auch von der berühmten Insel Ormuz, ihrem großen Handel und ihren zerbrechlichen Schiffen, die mit Fasern des Kokosnußbaumes zusammen gebunden sind. Auch Bassora besuchte er, wie es scheint, wenigstens wußte er, daß die besten Feigen in diesem Lande wachsen, das auf einem der großen Handelswege von Indien nach Europa liege. In Bagdad, das siebenzehn Tagereisen vom Meere entfernt ist, lud man alle Waaren auf Kameele, und hier war der Hauptmarkt für die Perlen, die nach Europa kamen.

Unter den verschiedenen Ländern des östlichen Afrika erwähnt unser Reisender zunächst Majastar oder Madagascar, das viel Elfenbein ausführte. Hier soll sich der große Vogel Rokh befinden. Von ihm erzählt man sich viele Geschichten, und er soll stark genug seyn, einen Elephanten zu rauben. Aus derselben Quelle hatte vielleicht Marco Polo seine Erzählung von den Inseln geschöpft, von denen die einen lediglich mit Männern, die andern blos mit Frauen bevölkert seyn sollen. Von Ländern, die auf dem afrikanischen Continent liegen, erwähnt er nur zwei: Zangebar, das von Negern bewohnt ist und in welchem man Hämmel fand, die von den europäischen sich sehr unterscheiden, und Abyssinien, das er abwechselnd Abascia und Kabesh, wie die Araber und die Bewohner von Mittelindien, nennt. Der König

dieses Landes war ein Christ, regierte aber auch über die Muhamedaner, und hatte Ueberfluß an Gold in seinen Staaten.

Von da aus geht Marco Polo an die Beschreibung der Gegenden des nördlichen Asiens. Dieses Land versah jährlich den Handel mit dem köstlichsten Pelzwerk, war aber während des größten Theils des Jahres mit Schnee und Eis bedeckt. Auf den Inseln des Meeres der Finsterniß fand man viele Falken. Während der Wintermonate sah man die Sonne nie und die Tartaren benutzten diese langen Nächte oft, um räuberisch alle Pelze zu entwenden. Marco Polo schließt mit der Bemerkung, daß in diesem Theile der Welt Kuzie, ein Land von ungeheurer Ausdehnung, das aber den Mongolen zinsbar ist, liegt.

Marco Polo darf mit Recht der Schöpfer der neuen Geographie von Asien genannt werden. Von allen Reisenden, die dasselbe vor dem fünfzehnten Jahrhundert besucht haben, ist er der berühmteste und schätzenswertheste. Je mehr die Kenntniß dieses Landes sich erweiterte, um so mehr wuchs sein Ruhm, da die neuern, detaillirten Beschreibungen der Länder, die er besuchte, unzählige Beweise von seiner Wahrheitsliebe gegeben haben. Seine Zeitgenossen beschuldigten ihn, er habe in den Einzelheiten, die er von der Macht und Civilisation eines am Ende der Erde gelegenen Reichs gab, übertrieben, aber die Zeit hat gelehrt, daß er, ähnlich dem Herodot, mit derselben Treue erzählt, sowohl was er gesehen hatte, als was er von andern Reisenden erfuhr, ohne das Mindeste selbst beizusetzen.

Unter Dschengis-Khan war die Tartarei in eine große Anzahl kleiner Staaten getheilt, von denen der größte Theil heut zu Tage nicht mehr besteht. Einige Städte haben ihre Namen verändert, andere wurden in den Kriegen zerstört, die in den 200 Jahren dort die Stämme mit einander führten, die früher das große mongolische Reich gebildet hatten. Daher kann die Geographie von Centralasien nur in einigen Hauptpunkten genau mit den Angaben des venetianischen Reisenden übereinstimmen. Die unglücklichen Verhältnisse, die Marco Polo hinderten, eine methodische Beschreibung seiner Reisen herauszugeben, verdunkelten seinen Ruf und beraubten die gelehrte Welt eines Theils der Arbeiten dieses großen Mannes.

Wenn die ersten katholischen Missionäre in China von den mongolischen Kaisern so gut empfangen und behandelt wurden, so verdankten sie dies vielleicht gewissermaßen nur dem Andenken an Marco Polo, der dieses Land nicht lange vor ihrer Ankunft verlassen hatte.

Der Pabst Nicolaus V. schickte im Jahre 1288 einen Minoriten Namens Johann von Montecorvino in den Orient, dort das Christenthum zu predigen. Nachdem er den persischen Hof besucht und dem Könige Argun einen Brief des Priesterkönigs zugestellt hatte, begab er sich nach Indien, wo er dreizehn Monate mit einem Kaufmann und einem Predigermönche, Namens Nicolaus von Pistoie, blieb. Als Letzterer starb begruben ihn die beiden andern in eine der Kirchen des heiligen Thomas.

Montecorvino taufte in Indien etwa 100 Personen und setzte dann seine Reise in den Orient mit seinem Gefährten Leucolongo fort, kam nach Cathay, d. h. in das nördliche China und überreichte dem Tartarenfürsten die Briefe des Papstes, worin dieser ihn einlud, das Christenthum anzunehmen. Dieser Fürst wollte davon nichts wissen, obgleich er sich um diese Zeit gegen die Christen, namentlich die Nestorianer, sehr nachsichtig zeigte, die alle andern christlichen Sekten heftig verfolgten. Der italienische Mönch hatte von ihrer Opposition viel zu leiden, und einigemal wäre er fast das Opfer derselben geworden. Fünf Jahre lang hielt er allein diesen ungleichen Kampf aus, bis endlich ein Franziskaner aus Köln, Namens Arnold, zu seiner Unterstützung kam.

Montecorvino hatte zehn Jahre gebraucht, um eine Kirche in der Stadt Cambalu zu erbauen; von dem Glockenthurme aus riefen drei Glocken zu jeder Stunde des Tages die neuen Gläubigen zum Gebet. Gegen sechstausend Personen hatte er getauft und hätte vielleicht, ohne die Drohungen und Verfolgungen der Nestorianer, dreißigtausend bekehrt. Unter andern taufte er einmal 150 Kinder unter elf Jahren, die noch keine Religion hatten, unterrichtete sie im christlichen Glauben, lehrte sie das Lateinische und Griechische, und gab für ihren Gebrauch Gebetbücher und andere religiöse Werke heraus.

Montecorvino hoffte von der Bekehrung eines mongolischen Fürsten vom Stamme der Keraiten, den er Georg nannte, und dem die Nachrichten aus dem Mittelalter manchmal den Namen: Priester Johann geben, große

Vorthelle zu ziehen. Eine große Zahl Vasallen dieses Fürsten, die bis dahin Parteigänger des Nestorianismus gewesen waren, folgten seinem Beispiel, nahmen den katholischen Glauben an und blieben ihrer neuen Religion bis zum Tode Georgs, im Jahre 1299, treu. Aber nun ließen sie sich von ihren Landsleuten, die dem nestorianischen Glauben treu geblieben waren, verführen, schworen den Katholizismus ab und Montecorvino, der bei dem Großkhan bleiben mußte, konnte keine kräftige Anstrengung machen, um ihren Abfall zu hindern.

Indessen war dieser unermüdbliche Mönch sehr betrübt, daß er zwölf Jahre lang keine authentische Nachricht von dem römischen Hofe erhielt, über den ein nach der Tartarei gegen das Jahr 1303 gekommenener italienischer Arzt die verschiedensten Gerüchte in Umlauf gesetzt hatte. In Folge dieses ihm so peinlichen Mangels schrieb er im Jahre 1305 einen von Khan-Balikh aus datirten Brief, den er an alle Religiosen seines Ordens adressirte und worin er sie ersuchte, ihn doch unter Andern Choralbücher, Psalmen und Legenden zu schicken. Auch schrieb er ihnen, daß er die tartarische, d. h. die mongolische Sprache vollkommen kenne, die Psalmen und das neue Testament darein übersetzt und in mongolischer Schrift habe abfassen lassen; er lese, spreche und schreibe mongolisch.“

In einem andern, im folgenden Jahre geschriebenen Briefe erwähnt Montecorvino der Güte, mit der ihn der Großkhan behandelt, zählt die Ehrenbezeugungen auf, mit denen man ihn als Gesandten des Papstes überhäuft

und sagt, daß er neuerdings die Erlaubniß erhalten habe, eine zweite Kirche bauen zu dürfen, die so nahe an den kaiserlichen Palast zu stehen komme, daß man in dem eigenen Zimmer des Fürsten sehr gut die Stimme des Messe-Lesenden hören könne. Die chinesischen Geschichtschreiber bestätigen die günstige Aufnahme, die die Priester aller Religionen bei den mongolischen Kaisern fanden. Ebenso wird auch seine Erzählung von der Bekehrung eines Fürsten der Keraiten durch orientalische Geschichtschreiber beglaubigt.

Endlich wurde Johann von Montecorvino für seine langen Dienste belohnt, indem Pabst Clemens V. im Jahre 1314 das Erzbisthum Khan-Balikh oder Pekin errichtete, und ihm zur Unterstützung Andreas von Perouse und einige andere Mönche, die er zu Bischöfen und Weihbischöfen von Khan-Balikh ernannte, schickte. Große Vorrechte wurden diesem Sitze sowohl wegen des ungeheuern Einflusses, den er auf die Ausbreitung des christlichen Glaubens in den entferntesten Gegenden des Orients ausüben konnte, als auch wegen des hohen Verdienstes ertheilt, das sich die Person, die zuerst diese Würde erhielt, erworben hatte. Johann erhielt für sich und seinen Nachfolger das Recht, die Bischöfe zu ernennen und alle Kirchen der Tartarei zu regieren und dies Alles bloß unter der einzigen Bedingung, die geistliche Oberhoheit der Päbste anzuerkennen und von ihnen das erzbischöfliche Pallium zu empfangen.

Das päbstliche Decret, das diese Regel enthielt, empfahl dem neuen Erzbischof zugleich, die Mysterien des alten und neuen Testaments in allen Kirchen malen

zu lassen, um die Augen der Barbaren zu ergötzen und sie dadurch zur Erkennung des wahren Gottesdienstes zu bringen. Johann hatte vorher schon geschrieben, er habe die vornehmsten Geschichten der heiligen Schrift zur Anleitung der Einfältigen mit erläuterndem Texte malen lassen. Dieser war in lateinischer, tarsischer und persischer Schrift abgefaßt. Unter tarsischen Buchstaben verstand er wahrscheinlich die von Rigur.

Johann von Montecorvino starb gegen das Jahr 1330. Ihm folgte in dem Erzbisthum von Khan-Balikh ein Franziskaner, Namens Nicolaus. Aber uns unbekannte Ursachen versenkten die von Clemens V. errichteten Bischofsstühle bald wieder in tiefe Vergessenheit.

Siebentes Kapitel.

Oderich von Portenau.

Reisebuch des Pegoletti. — Reisen der Karawanen. — Gintarkhan. — Sara. — Saracanco. — Organci. — Ultrarra. Armalecco. — Cameru. — Samalecco. — Oderich von Portenau. — Trapezunt. — Berg Ararat. — Der Thurm von Babel. — Die Chaldäer. — Märtyrthum von vier Priestern. — Portenau sammelt ihre Gebeine. — Seine Wunder. — Wälder von Pfefferstrauch. — Messe in Jaggernaut. — Freiwillige Dualen. — Die Menschenfresser in Lamuri. — Reichthum der Insel Java. — Sagobaum. — Er findet Amuletten im Schilf. — Wunderbare Menge von Fischen. — Charakteristische Züge der Chinesen. — Die Art in China zu fischen. — Feste. — Das Thal der Gestorbenen. — Der große Lama. — Johann von Mandeville. — Seine fabelhaf-

ten Reisen. — Felsenfluß. — Die Rieseninsel. — Die Kämmer der Tartarei. — Der Diamantenbaum. — Der Palast des Priesters Johann.

Politik, Handel und Religion, diese drei Hauptursachen aller kühnen Unternehmungen, lenkten während des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts fortwährend die Aufmerksamkeit von Europa auf Centralasien. Die Siege Lamerlan's, die für einen Augenblick die unglaublichen Fortschritte der Türken aufzuhalten vermochten, beschäftigten in hohem Grade die christliche Welt, die sie mit Hoffnung und Freude erfüllten. Auch scheinen die Karawanen durch Asien zu dieser Zeit häufiger gewesen zu seyn, als man im Allgemeinen glaubt. Aber die neuen Wege, die sich der Handel durch Aegypten und durch den Ocean um das Kap der guten Hoffnung eröffnet hatte, brachten allmählig jene Karawanenwege in Vergessenheit. Franzisco Balducci Pegoletti, ein venezianischer Kaufmann, der gegen das Jahr 1335 in Asien reiste, zeichnete uns ganz kurz den Weg auf, den die europäischen Kaufleute gewöhnlich machten. Für unsern Zweck paßt nur das einzige Kapitel seines Werkes: „Wegweiser von Tana nach Cathay und zurück nach Tana.“

Zunächst von Tana oder Usoj nach Gintarchan oder Astrakan, sagt Pegoletti, sind es 25 Tagereisen, wenn man mit Wägen und Ochsen reist; sind jedoch die Wägen von Pferden gezogen, so braucht man nur zehn bis zwölf Tage; unterwegs begegnet man vielen Mocols oder bewaffneten Mongolen. Von Gintarchan nach Sara oder Sarai braucht man übers Wasser nur einen

Tage, aber von Sara nach Saracanco sind es ebenfalls zu Wasser acht Tagereisen; man kann sich auch zu Land dahin begeben, und die Reise ist auf beide Arten sehr angenehm; allein zu Wasser reist man mit Kaufmannswaaren wohlfeiler. Von Saracanco nach Organci oder Urgenz zählt man, wenn die Wägen von Kameelen gezogen werden, zwanzig Tagereisen. Wer mit Waaren reist, thut wohl, wenn er in Organci anhält, da er hier einen schnellen und vortheilhaften Absatz findet. Von Organci nach Ultrarra sind es mit Kameelen 35 bis 40 Tagereisen; allein die direkte Fahrt von Saracanco nach Ultrarra erfordert nur 15 Tage und wer keine Waaren bei sich hat, thut wohl, diesen Weg zu machen, statt über Organci zu gehen.

Um von Ultrarra nach Armalecco zu kommen, braucht man 45 Tage. Auf diesem Wege werden die Waaren von Eseln getragen und man begegnet täglich Mongolen. Sechs und sechszig Tage braucht man aber, um mit Eseln von Armalecco nach Cameru zu kommen, und vierzig andere Tage, um mit Pferden von Cameru an den Fluß Cara Morin zu gelangen. Von diesem Flusse kann der Reisende nach Cassai gehen, um daselbst Silberstangen einzukaufen, denn die Waaren gehen hier leicht ab, und von Cassai aus braucht man nur noch dreißig Tage nach Gamalecco, der Hauptstadt China's. Die in dieser Stadt kursirende Münze ist Papiergeld und heißt Babissi. Vier Babissi gelten einen Silber-Soumo.

Die Kaufleute, die diese Reise unternahmen, mußten ihren Bart wachsen und sich von guten Dolmetschern

und Bedienten begleiten lassen, die die tartarischen Sprachen kannten. Der Werth der Waaren und des Silbers, die der Kaufmann gewöhnlich bei sich führte, betrug in Allem etwa 25,000 Gold = Dukaten; der Gesammtaufwand einer Reise nach Peking, den Lohn der Diener mit eingerechnet, höchstens 300 — 350 Dukaten. Diese Einzelheiten reichen hin, um zu beweisen, daß eine Reise nach Peking durch Asien im vierzehnten Jahrhundert viel leichter war, als gegenwärtig, und daß eine solche etwas sehr Gewöhnliches war. Auch waren diese Gegenden in gewisser Hinsicht in dieser Zeit viel bekannter, als in unsern Tagen; doch sind die Details, welche die Tagebücher dieser Kaufleute enthalten, zu unbestimmt, als daß sie der Geographie viel nützen könnten. Indessen einige von Pegoletti bezeichnete Punkte sind mit ziemlicher Gewißheit angegeben.

Sintarchan ist das heutige Astrachan. Man nannte es auch Citrakhan, und beide Namen scheinen von dem arabischen Hadgi Tarkhan abzustammen.

Sara oder **Sarai** war die Hauptstadt des Gebiets der Khan von Kipjack. Sie wurde im Jahre 1266 vom Khan Baraka am Flusse Actuba, der oberhalb Astrachan sich in die Wolga ergießt, erbaut und von Tamerlan 1403 zerstört. Mit ihren Ruinen wurde Astrachan besetzt.

Saracano oder **Sarachik** ist ebenfalls eine Ruine. Im Jahre 1238 besuchte sie der Franziskaner Pascalis und damals war sie eine blühende Stadt. Sie stand noch im Jahre 1558, wo Jenkinson von Astrachan nach Bokhara reiste. Sie war etwa zehn Tagereisen von ersterer

Stadt entfernt und damals sehr besucht. Sie lag an den Ufern des Flusses Jail und Trümmer davon sind jetzt noch sichtbar.

Organz i oder Urganz, die Hauptstadt von Chorasem oder Chorasem, war etwa eine halbe Meile vom Flusse Sihon entfernt. Die Orientalen nennen es auch Jorzanyah oder Gurgandzi. Es wurde im Jahr 818 von einem Erdbeben größtentheils zerstört. Im Jahre 1558, wo Jenkinson es passirte, war es nur noch ein elender Flecken. Zwar ging der Weg nach China noch durch, aber in einem Zeitraum von sieben Jahren wurde es viermal geplündert. Im Jahre 1740 besuchten es zwei reisende Engländer, fanden aber daselbst nichts, als wilde Tartaren, die in den Ruinen nach Schätzen suchten.

Von Urganz gingen die Reisenden gegen Norden, um nach Ostrarra oder Otrar, auch Farab genannt, zu gelangen. Mandeville behauptet, es sey dies die schönste Stadt in Turkestan. Ueber diese am wenigsten bekannten Gegenden von Asien gibt das Tagebuch Pegosetti's keine Auskunft, indem er uns plötzlich durch Turkestan nach Armalecco oder Almalech, einer im Lande Igur am Flusse Ab-Gile oder Ili gelegenen Stadt, die im Jahre 1400 von Tamerlan eingenommen wurde bringt. Pascalis hielt im Jahr 1338 daselbst an und nennt sie die Hauptstadt der Meder. Hier macht das Tagebuch noch einmal einen Sprung über eine beträchtliche Strecke und führt uns direct nach Cameru in Tangut, das nicht weit von der chinesischen Mauer entfernt ist. Einige halten diesen Ort für die Stadt Kan-cheu, über welche im Jahre 1419 die Gesandten des Schah Rofh auf ihrem Wege von

Gerat nach Peking kamen. Aber nach der Entfernung zu schließen, wäre es vielleicht vernünftiger, Cameru für die Stadt Hami oder Kami, die an der nördlichen Gränze von Tangut liegt, zu halten.

Noch schwerer ist aber die Lage der von Pegoletti Cassai genannten Stadt zu bestimmen. Allgemein glaubt man, es sey eine von den vielen Kin-sai oder himmlischen Städten, die im chinesischen Reich lagen. Die Stadt Samalecco ist offenbar Khan-balikh oder Peking, dessen Name für die italienische Aussprache modificirt wird.

Alle europäischen Reisenden und selbst die Araber, welche im neunten Jahrhundert China besuchten, erwähnen des Papiergelds. Marco Polo beschreibt diese aus der zarten Rinde des Maulbeerbaums bereiteten Zettel umständlich. Pegoletti nennt sie Balissi, Oderich von Portenau Balis und die arabischen Reisenden Falus. Diese von einander unabhängigen und übereinstimmenden Zeugnisse beweisen, trotz den Bemühungen einiger neuern Gelehrten, das Gegentheil darzuthun, daß der Gebrauch von Papiergeld in China schon sehr früh bestand.

Unter den Reisenden, die die Religion in den Orient führte, ist besonders ein Minoriten-Mönch des Franziskaner-Ordens, Oderich von Portenau aus Friaul, zu nennen. Er durchreiste ganz Asien vom schwarzen Meere bis an die äußersten Gränzen China's. Er ging um's Jahr 1318 ab und kam erst gegen 1330 nach Italien zurück, wo er die Erzählung seiner Reisen ohne alle Ordnung gerade so diktirte, wie ihm seine verschiedenen

Erlebnisse in das Gedächtniß kamen. Er starb im Jahre 1331, und da er, wie er selbst behauptet, Wunder gethan hatte, so wurde er zu Anfang des letzten Jahrhunderts heilig gesprochen.

Oderich bereicherte die durch seine Vorgänger gesammelten Kenntnisse nur wenig. Seine Erzählungen sind so verworren und dunkel, auch war er so schwach, abergläubisch und namentlich leichtgläubig, daß man, wenn man auch nicht annehmen will, er habe absichtlich erdichtet, doch seinen Angaben nur wenig Glauben schenken darf. So verlohnt es sich nicht der Mühe, daß man lange untersucht, ob er auch Wahrheit spricht.

Von Konstantinopel ging Oderich nach Trapezunt. Hier sah er einen einzigen Menschen 4000 Rebhühner führen. Sie flogen um ihn herum und folgten ihm, wo er hinging, setzte er sich, so blieben sie ebenfalls stehen. Von Trapezunt begab er sich nach Az er o n oder Erz arum, welches die höchste Stadt der Welt ist; doch ist es daselbst sehr kalt. Nun ging er über den Berg Ararat, und wollte durchaus den Gipfel ersteigen, um die Spuren der Arche Noah's zu sehen, allein seine Begleiter brachten ihn von diesem Vorhaben ab. Tauris oder Tebriz schien ihm eine Handelsstadt ersten Rangs zu seyn. In der Nähe war ein Salzberg, von dem jeder Vorübergehende mitnehmen konnte, so viel er wollte. Von dieser einzigen Stadt bezog der König von Persien eben so viel Einkünfte, als der König von Frankreich aus seinem ganzen Lande. Er kam auch durch C a s s a n oder Cassin, die Stadt der drei Weisen und nach Dezd, wo es Feigen, Datteln und Trauben im Ueberfluß gab; allein ein Christ durfte nicht länger, als ein Jahr daselbst verweilen.

Er behauptet ferner, am babylonischen Thurm vorbei gekommen zu seyn, gibt jedoch nichts Näheres über denselben an. Die Chaldäer flechten ihre Haare, wie die italienischen Frauen; sie sind sehr hübsch und tragen reiche Turbane; die Frauen dagegen sind häßlich und tragen Hemden, die nur bis an die Knie reichen; ihre Haare lassen sie in häßlicher Unordnung über ihre Wangen herabfallen. In Unterindien, oder den südlichen Provinzen von Persien, lebte das Volk namentlich von Datteln, und 42 Pfunde kosteten bloß vier venetianische Sous. Von Ormuz schiffte er sich nach Thana ein, was vielleicht Tatta an der Mündung des Indus ist. Jeder Einwohner hat hier in einem Wassertopf einen Bund Baumzweige stehen, die so groß sind, wie Säulen.

Kurze Zeit vor seiner Ankunft waren vier Franziskaner-Mönche den Märtyrertod gestorben. Sie waren als Richter vor den Cadi geladen worden und fingen hier einen Streit über den wahren Glauben mit den Muhamedanern an. Der Bruder Thomas, den es trieb, seine Ansicht über Mahomed klar auszusprechen, sagte: „Ich erkläre, daß Mahomed der Sohn des Teufels und mit diesem seinem Vater in der Hölle ist.“ Als die Muhamedaner diese Gotteslästerung hörten, verlangten sie, daß die Ungläubigen alsbald getödtet werden sollten. Man ergriff die Priester, und setzte sie der glühenden Sonnenhitze aus, um sie langsam umkommen zu lassen; aber von der dritten bis zur neunten Stunde des Tages fühlten sie keinen Schmerz. Die erstaunten Sarazenen zündeten auf dem öffentlichen Platz ein großes Feuer an, und warfen einen der Priester hinein. Als die Flammen

erloschen waren, fand man ihn noch gesund und voll Leben mitten unter den glühenden Kohlen, die Arme in Gestalt eines Kreuzes erhebend und den Namen der Jungfrau Maria anrufend. Trotz dieses augenscheinlichen Wunders gaben die Sarazenen ihr Vorhaben nicht auf. Der Cadi, der glaubte, das aus Wolle vom Lande Habrah gefertigte Kleid des Priesters habe ihn vor dem Feuer geschützt, ließ ihm dasselbe abnehmen und nackt ins Feuer werfen. Man zog den Bruder Jakob also nackt aus, rieb ihn mit Del ein und warf ihn zum zweitenmal ins Feuer; die übrigen aber gab man aus Furcht vor der Wuth des Volks frei; aber die Sarazenen drangen Nachts in ihre Wohnung und schnitten ihnen die Köpfe ab. „Im Augenblick, wo diese Märtyrer starben, leuchtete der Mond so stark, daß Jedermann sich wunderte. Auf diese Helle folgte eine plötzliche Finsterniß, es donnerte, die Erde zitterte und die bestürzten Einwohner warteten auf ihr Ende. Das Schiff, auf dem die Mönche sich einschiffen wollten, verschwand in den Wellen und nie erhielt man mehr Kunde von demselben.“

Oderich begab sich, sobald er den Tod dieser Märtyrer erfuhr, eilends an den Ort ihres Begräbnißes und grub ihre Gebeine heraus; dieser Handlung verdankt er seinen Platz im Kalender. Während er durch Oberindien reiste, ruhte er in einem Hause aus, das die Sarazenen anzündeten, um ihn zu verbrennen; aber die Flammen zogen sich ehrerbietig vor den Gebeinen der Märtyrer zurück und retteten ihm das Leben: „So lange ich in einem Winkel des Zimmers mit diesen Gebeinen in der Hand saß, bewegte sich eine leichte und

wie Luft durchsichtige Flamme über meinem Haupte, aber so wie ich mich mit ihnen entfernte, wurde der seit-her von mir eingenommene Platz von den Flammen ergriffen und das ganze Gebäude fiel in Asche.“

Oderich überzeugte sich bald, daß diese Reliquien nicht nur über die Flammen, sondern auch über das Wasser und die Winde eine gewisse Gewalt haben. Als er sich zu See nach dem Hafen Polumbrum in Malabar begab, fiel plötzlich eine Windstille ein, so daß das Schiff nicht mehr weiter konnte. Umsonst flehten die Heiden zu ihren Götzen, die Sarazenen zu Mahomed. Da befahlen sie Oderich und seinen Gefährten ihren Gott anzurufen, und zugleich sagte man ihnen, daß, wenn sie nicht erhört würden, sie alsbald über Bord müßten. Unsre Priester fingen also an zu beten, thaten das Gelübde, zu Ehren Maria's eine große Anzahl Messen zu lesen, wenn der erbetne Wind komme; aber die Zeit verstrich und noch hingen die Segel unbewegt herab; nun ging Oderich auf das Vordertheil des Schiffs, warf eines seiner heiligen Gebeine ins Meer und siehe, alsbald erhob sich ein günstiger Wind, der nicht mehr aufhörte, bis sie an Ort und Stelle waren. Ehe die Heiden ans Land stiegen, untersuchten sie wie gewöhnlich sorgfältig das ganze Schiff, um alle Knochen der während der Ueberfahrt getödteten Thiere ins Meer zu werfen; oft kamen sie auch den Gebeinen der Märtyrer nahe, und berührten sie sogar, und doch bemerkten ihre geblendeten Augen sie nicht. So wurden die Gebeine aus den Fluthen gerettet, um auf der Erde noch wunderbare Heilungen zu verrichten; denn ein wenig Staub von

diesen Gebeinen mit Wasser vermischt war ein Universalmittel für alle Krankheiten.

Trotz der vielen Wunder, die unser Reisender auf seiner Reise verrichtete, nimmt er unsere Aufmerksamkeit erst wieder bei seiner Ankunft auf Malabar, das er *Mini bar* nennt, in Anspruch. Zweier Städte dieses Landes, *Flandring* und *Cyncilin*, erwähnt kein anderer Reisender, als er. „In Malabar wächst Pfeffer im Ueberflus in einem Wald von mehr als achtzehn Tagreisen Umfang. Der Pfefferbaum wächst an großen Bäumen hinauf, wie in Italien der Weinstock; er hat viele und glänzende Blätter; er schlingt sich um die Bäume und die Schoten, die den Pfeffer enthalten, hängen in langen Trauben, wie die Weinbeeren, zur Erde. Dieser Wald wimmelt von Krokodilen und Schlangen. Zur Zeit der Pfefferernte macht man große Feuer mit Stroh und andern brennbaren Stoffen, um diese gefährlichen Thiere zu vertreiben.“ An einem Ende dieses Waldes liegt die Stadt *Polumbrum*.

Oderich gibt uns einen Bericht von dem sonderbaren Aberglauben der Hindu, der genauer und ausführlicher ist, als der aller Reisenden vor ihm. Den Ochsen verehren diese Völker sehr. Wenn diese Thiere den Wagen sechs Jahre lang gezogen haben, werden sie im siebenten verehrt und angebetet, wie ein Gott. Er erzählt auch, daß die Wittwen sich gewöhnlich auf Scheiterhaufen auf dem Grabe ihrer Männer verbrennen und daß diese nie Wein trinken. Er beschreibt die fanatische Wuth der Hindu, sich selbst zum Opfer anzubieten, und die Ceremonien Jaggernaut's mit der Lebendigkeit eines Augenzeugen.

„Im Königreich Malabar befindet sich, sagt er, ein wunderbares Gözenbild von menschlicher Gestalt, das aus massivem Gold gefertigt und so groß ist, wie unser Bild vom heiligen Christoph. Um seinen Hals hängt ein Collier von kostbaren Steinen, von denen mehrere allein mehr werth sind, als ein ganzes Königreich. Der Tempel dieses Gözenbilds besteht vom Dach bis auf den Boden herab sammt den innern und äußern Wänden aus geschlagnem Gold. Die Indier wallfahren zu ihm, wie wir zum heiligen Petrus; die Einen haben einen Strick um den Hals, Andere die Hände auf den Rücken gebunden, Andere Beine und Arme von Messern durchbohrt. Wenn das Fleisch des verwundeten Glieds in Brand übergeht, glauben sie, ihr Gott sey nun zufrieden und das Glied wird für sie ein Heiligthum. Neben dem Tempel befindet sich auf einem großen Plage ein ungeheures Wasserbecken, in das die Pilger und Frommen zu Ehren ihres Gözen Gold und Edelsteine zur Unterhaltung des Tempels werfen. Wenn die Priester eine neue Zierrath ausführen, oder eine nothwendige Ausbesserung vornehmen wollen, suchen sie auf dem Grunde des Beckens, was sie zu diesem Zweck bedürfen.“

„Alle Jahre begibt sich der König und die Königin mit einem zahlreichen Gefolge von Pilgern und unter ungeheurem Zulauf des Volks am Feste des Gözen in den Tempel. Man setzt den Gözen auf einen prächtigen Wagen und führt ihn unter Gesang und dem Spiel von Instrumenten aller Art in den Tempel. Jungfrauen gehen zwei und zwei in Prozession vor ihm her. Viele Pilger werfen sich unter die Räder des Wagens, um zur Ehre Gottes zerquetscht zu werden. Ihre Körper werden

dann verbrannt und ihre Asche gesammelt und wie die von heiligen Märtyrern aufbewahrt. Mehr als 500 Personen unterziehen sich auf diese Art jährlich einem freiwilligen Tode. Manchmal entschließt sich auch plötzlich ein Frommer, sich diesem abscheulichen Gott zu opfern. Er versammelt alsdann seine Verwandten und Freunde, läßt eine Bande Musiker kommen und gibt ein Fest. Hierauf knüpft er sich fünf scharf geschliffene Messer um den Hals und begibt sich in Prozeßion in den Tempel. Hier nimmt er nach und nach vier von diesen Messern, schneidet mit jedem ein Stück Fleisch ab und wirft es dem Götzen mit den Worten vor, daß er sich zur Ehre Gottes so verstümmele. Endlich nimmt er das fünfte Messer, und erklärt mit lauter Stimme, daß er sich zu Ehre des Gottes opfere und gibt sich zugleich einen tödtlichen Stoß. Man verbrennt nun seinen Leichnam mit großer Feierlichkeit und betrachtet ihn für immer als einen Heiligen.“

Unser Priester verließ Malabar, reiste fünfzig Tage lang gegen Süden längs den Küsten des Oceans und kam in ein Land, Namens Lamuri, dessen Einwohner ganz nackt waren und zu ihrer Entschuldigung Adam und Eva anführten. Man nimmt an, es sey dieß der in der Nähe des Kap Comorin gelegne Theil der südlichen Halbinsel; aber man hat ebenso starke Gründe für die Annahme, daß der Priester sich nicht mehr recht erinnerte und den Süden von Indien mit Lamuri auf Sumatra verwechselte. „In diesem Lande ist man Menschenfleisch; aber so abscheulich die Sitten und Gebräuche dieses Volks sind, so schön und fruchtbar

ist das Land: Getreide, Heerden, Gold, Silber, Aloe-
bäume und andre kostbare Gegenstände sind in Ueberfluß
vorhanden. Die hier Handel treibenden Kaufleute führen
auch fette Menschen als Handelsartikel und verkaufen sie,
wie man in Europa die Schweine verkauft. Diese Un-
glücklichen werden alsbald geschlachtet und verzehrt.“

Südlich von Lamuri liegt nach Oerich die Insel
oder das Königreich Symolora, wahrscheinlich Si-
moltra oder Sumatra, dessen Bewohner sich das Ge-
sicht mit einem rothen Eisen zeichneten. Darauf besuchte
er Java, das für eine der größten Inseln der Welt gilt,
und viel Nelken, Muskatnuß und andere Spezereien her-
vorbringt. Ihm zu Folge besaß der König von Java
den schönsten und größten Palast der Welt: breite Trep-
pen mit Gold- und Silberstufen führten in die oberen
Gemächer. Die unteren waren mit Gold und Silberplat-
zen, wie ein Dambrett gepflastert. Die Wahrheit dieser
Erzählungen bekräftigt er mit einem Eide, und fügt noch
bei, es sey noch viel Wunderbares auf der Welt, an das
Niemand glaube, der es nicht gesehen habe. Der Groß-
Khan oder der Kaiser von China bekriegte oft den König
von Java, aber immer wurde er mit Verlust zurück-
geschlagen.

„In diesen Meeren halten sich so viele Fische auf, daß
man in einiger Entfernung vom Ufer vor lauter Fischeücken
kein Wasser sieht; sie kommen von selbst ans Ufer und blei-
ben drei Tage lang auf demselben; in dieser Zeit können die
Indianer derselben so viele nehmen, als sie wollen. Nach
drei Tagen gehen sie wieder ins Meer, wo sie zugleich
von Fischen einer andern Gattung, die ebenso lange auf

dem Lande bleiben, abgelöst werden. Dieß kommt alle Jahre einmal vor und die Eingebornen glauben, daß den Fischen von der Natur eingegeben ist, dem großen Kaiser auf diese Art zu huldigen.“ An sich ist diese physische Erscheinung wahr; die Meere des indischen Archipelagus sind die fischreichsten, und man nimmt an, die Bewohner von Java können die Fische so abrichten, daß sie auf ihren Ruf ans Ufer kommen.

Von da ging der fromme Oderich nach China, welches Land, wie man ihn versicherte, mehr als zweitausend wichtige Städte enthielt. Er war erstaunt, daselbst ein rein aus Künstlern und Kaufleuten bestehendes Volk zu finden, unter denen auch nicht einer, und mochte er noch so arm seyn, Almosen verlangte, so lange er sich von seiner Hände Arbeit nähren konnte. Die Menschen hatten ein angenehmes und einladendes, obgleich etwas blaßes Gesicht; aber die Frauen schienen ihm die schönsten auf der ganzen Erde zu seyn. Diese Thatsache ist bemerkenswerth, da alle, welche zum erstenmal in China reisen, die Schönheit der Chinesen loben, während sie uns selten Details über die physische Beschaffenheit der Mongolen geben. Oderich ist der erste Europäer, der die beiden charakteristischen Züge der Schönheit der Chinesen unterschied: die Schönheit der Männer besteht in ihren langen Nägeln, die sie um ihre Hände wickeln; die der Frauen in den hübschen kleinen Füßen. Die Mütter wickeln nämlich ihren Töchtern gleich nach ihrer Geburt die Füße ein, um deren Wachsthum zu verhindern.

Die in China gebräuchliche Art zu fischen, die uns Oderich ebenfalls mittheilt, ist in der übrigen Welt wenig

bekannt. In einer Stadt führte ihn sein Wirth zur Unterhaltung an einen Fluß, wobei er drei große Körbe und viele Tauchervögel mitnahm. Zuerst verband er diesen Tauchern den Hals mit einem Stricke so, daß sie die gefassten Fische nicht schlucken konnten, dann ließ er sie ins Wasser und in weniger als einer Stunde hatten sie alle drei Körbe gefüllt.

Die Franziskaner besaßen zwei Klöster in Zaitun. In eines derselben gab Oderich die Gebeine der Märtyrer, von denen wir bereits gesprochen haben. In dieser Stadt, die ihm noch so groß vorkam, wie Bologna, war eine Menge Klöster oder dem Dienste der Götzen gewidmete Häuser. Die Bewohner dieser Häuser gaben ihren Götzen alle Tage kostbare Gastmähler. Die Götzen durften sich eine Zeitlang an dem Geruche ergötzen, nachher aber kamen die Priester und leerten die Schüsseln.

Oderich wohnte drei Jahre lang in der Stadt Pekin, wo die Franziskaner ein vom Hofe des Kaisers abhängiges Kloster hatten; er war oft an der Tafel dieses Fürsten, bei welcher Gelegenheit die christlichen Priester, wie die heidnischen, jede nach dem Ritus ihrer Religion, den Segen über den Kaiser sprechen mußten. Seine Erzählung von der Pracht des Hofes von Cambalu steht in Nichts der authentischeren des Marco Polo nach. In diesen ferneren Ländern besaßen die christlichen Priester eine übermenschliche Macht; sie trieben böse Geister aus und beschworen sogar die Götzen. Anfangs widerstanden zwar diese letztern allen ihren Anstrengungen, aber sobald sie das Feuer mit Weihwasser besprengten, verbrannten sie und die Teufel entflohen in Gestalt eines dicken, schwar-

zen Rauchs unter dem Rufe: „Seht, wie wir aus unserer Wohnung verjagt werden.“ Aber von allen Fabeln, die unser Reisender in seine Erzählung einflieht, ist die von dem Thale der Todten vielleicht die schönste und originellste: „Als ich,“ sagt Oderich, „durch ein gewisses Thal, das von einem reizenden Flusse gebildet wird, ging, bemerkte ich eine große Anzahl Leichname, und vernahm in der Luft so zarte, harmonische von Lauten herrührende Accorde, daß ich vor Erstaunen und Bewunderung stehen blieb. Das Thal war wenigstens acht Meilen lang und Jeder, der in dasselbe zu dringen wagt, fällt augenblicklich todt nieder, weshalb es denn auch von allen Reisenden sorgfältig gemieden wird. Allein ich wollte es einmal untersuchen, befahl deshalb Gott meine Seele und ging in das Thal. Hier sah ich eine solche Menge Leichname, daß ich es selbst nicht glauben würde, hätte ich sie nicht gesehen. Darauf bemerkte ich auf einem Steine das Gesicht eines Mannes, der die Augen so fürchterlich auf mich richtete, daß ich vor Schrecken zu sterben glaubte; aber ich machte forwährend das Zeichen des Kreuzes und wiederholte unaufhörlich die Worte: „das Wort ist Fleisch geworden, und wohnte unter uns.“ Das ganze Thal war mit Lauten besäet, die von selbst erklangen. Ich könnte noch viele wunderbare Dinge erzählen, die ich mit eigenen Augen gesehen habe, aber ich lasse sie weg, weil, wer sie nicht selbst gesehen hat, sie doch nicht glauben würde.“ Solche Erzählungen hatten so viel Werth, daß Oderich zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts heilig gesprochen wurde. Als er China verließ, besuchte er Tibet und war der erste Reisende, der den großen Lama besuchte. Er nennt

ihn „den Pabst des Ostens und das geistliche Oberhaupt aller Götzendiener,“ und gibt diesem Großfürsten der Buddhisten den Namen Abassi. Wie alle Reisende seiner Zeit sagt auch er, daß die Libetaner Menschenfresser seyen.

Die Unwissenheit seiner Zeit und die den Menschen seines Glaubens so gewöhnliche Leichtgläubigkeit lassen Oderich von Bortenuau viele unglaubliche Geschichten erzählen; aber andere Stellen beweisen zur Genüge, daß er die von ihm beschriebenen Gegenden auch wirklich besuchte.

Nicht so viel ist von dem Zeitgenossen Oderichs, dem ehrgeizigen und vielgelesenen Reisenden Johann von Mandeville zu sagen, dessen Werk so voll Lügen ist, daß vielleicht kein ähnliches mehr auf der Welt existirt. Mandeville kam in St. Alban zur Welt und begann, nachdem er Mathematik und Medizin studirt hatte, im Jahre 1332 seine Reisen. Nach seiner Aussage durchkreiste er 34 Jahre lang den Orient und besuchte alle Länder, die würdig waren, die menschliche Neugierde anzuziehen. Im Jahre 1372 starb er in Lüttich, wo ihm eine ruhmredige Grabinschrift gesetzt und seine Stiefeln und Sporen, mit denen er durch die Welt gewandert war, Jahrhunderte lang aufbewahrt wurden.

Mandeville diente zuerst in der Armee des Sultans von Aegypten und dann unter den Fahnen des Großkhan von Cathay während der Kriege dieses Fürsten mit den Königen von Manji. So wenigstens erzählt er, was übrigens durchaus keinen Glauben verdient. Vielleicht ist er in Palästina und Syrien gereist, aber weiter hinein nach Asien ist er, wie zur Genüge aus seinem Werke hervorgeht, nie gedrungen. Mandeville gesteht selbst, daß er

die alten Chroniken und die Ritterromane häufig benutzt habe, und schreibt ganze Seiten aus Bortenaus und dem Armenier Haitho ab, ohne übrigens diese Quellen anzuführen. Alle Erzählungen derselben schmückt er weiter aus, wobei er mit großer Genauigkeit zu verfahren sich anstellt. So sagt er unter Anderm, Indien liege fünfzig Tagreisen hinter China und führt aus, wie viel beschwerlicher und schwieriger diese Reise sey, als die nach China. Bortenaus hatte von einem Sandmeere gesprochen, was sehr gut auf die Sandwüsten Persiens anwendbar ist, Johann von Mandeville aber ist hiemit nicht zufrieden, sondern beschreibt noch einen Fluß von Felsen, der sich in dieses Meer ergießt, das überdieß noch von Fischen wimmelte. Er allein habe das Land der Pygmäen besucht, dessen Bewohner ihm tanzend entgegen kamen. Im Central-Asien ist er auf zwei Inseln gestoßen, die er ehrerbietig Brahmine und Gymnosophiste nennt, und er beschreibt auch zuerst das tartarische Lamm, das in einem Kürbis oder einer Melone wächst. „Wenn die Frucht reif ist,“ erzählt er, „so öffnet sie sich in der Mitte und man kann das vollkommen ausgebildete Thier mit Haut und Beinen sehen. Es gleicht vollkommen einem Lamm, nur hat es keine Wolle und man ist es mit der Frucht.“ Auf seinen Reisen sah Mandeville viele ähnliche Dinge, unter andern auch Muscheln, die so groß waren, daß mehrere Menschen darin wohnten, und erzählt ferner, daß von Maithau benetzte Diamanten nach einigen Jahren beträchtlich an Größe zugenommen haben.

Reisende vor ihm hatten verworren von einem christlichen Fürsten gesprochen, den sie den Priester Johann

nannten und der in einem innern Lande von Asien regieren sollte. Mandeville allein hatte das Glück, ihn auf seinem Throne, umgeben von zwölf Erzbischöfen und 220 Bischöfen, zu sehen. Das Reich dieses Fürsten lag in Indien und war „durch Flüsse, die aus dem Paradiese kommen, in viele Inseln getheilt. Die Pforten seines Palastes waren aus Sarder-Stein, die Angeln von Elfenbein, die Fensterscheiben von Bergkristall und die Tafeln von Smaragd. Glänzende Karsunkel, von denen jeder 32 Fuß lang war, erhellen den Palast in der Nacht.“ Solche Märchen ergöhten unsere Voreltern im vierzehnten Jahrhundert. Mandeville bestätigt auch den allgemein verbreiteten Glauben, daß Jerusalem im Mittelpunkt der Welt liege. „Um mich davon zu überzeugen,“ sagt er, „steckte ich meine Lanze senkrecht in die Erde und da überzeugte ich mich, daß sie Mittags zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche keinen Schatten warf.“

Achtes Kapitel.

Die Gesandtschaft Clavijo's.

Clavijo wird als Gesandter an den Hof Tamerlan's gesandt. — Seine Reise durch Armenien. — Calmarin. — Tebriz. — Zerstörung des Palastes. — Privilegien der Genueser. — Sulzania. — Handelsstraße. — Domghau. — Ein von Menschenschädeln erbauter Thurm. — Die Post der Tartaren. — Einführung der Gesandten. — Hoffeste. — Samarcand. — Seine Bevölkerung. — Sein Handel. — Abreise der Gesandtschaft. — Tod Tamerlan's. — Schildtberger wird von den Türken und darauf von den Tartaren gefangen genommen. — Seine Reisen. — Expedition nach Issibur. — Der Schah Rokh

schickt Gesandte nach China. — Reise durch die Wüste. — Civilisation der Chinesen. — Telegraphen in China. — Der kaiserliche Hof. — Musik. — Abreise der Gesandtschaft.

Alle ältern Reisenden verrathen in ihren Erzählungen einen Hang zum Wunderbaren, bis sich zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts der allgemeine Geschmack zu veredeln begann. Unter den gut unterrichteten und wahrheitsliebenden Reisenden dieser Zeit ist vor allen der Spanier Ruy Gonzales von Clavijo zu nennen. Das Gerücht von den Eroberungen Tamerlan's, das sich bis ans Ende von Europa verbreitete, veranlaßte Heinrich III., König von Castilien, eine Gesandtschaft an den Khan der Tartaren mit dem erklärten Auftrage zu schicken, ihm im Herzen seiner Staaten seine Huldigung zu bringen; allein nebenbei hatte sie die geheime Instruktion, Nachweisungen über die Sitten und die Macht der das Innere Asiens bewohnenden Nationen und die Lage der unterjochten Völker zu sammeln, so wie auch den Charakter des Eroberers genau zu erforschen. Zu diesem Zweck gingen zwei Edle dieses Königreichs, Pelajo von Sotomayor und Ferdinand von Palazuelas im Jahre 1393 in den Orient, und kamen noch vor dem Siege Tamerlans über Bajazet in dessen Lager an, so daß sie Zeugen von der völligen Niederlage der Türken wurden. Der Eroberer sandte die Spanier mit Geschenken beladen zurück und ließ sie dabei von einer Gesandtschaft begleiten, mit der er den König von Castilien beehrte.

Der Erfolg dieses ersten Schritts bewog Heinrich im Jahre 1403, eine zweite Gesandtschaft an Tamerlan:

abzuschicken. Das Haupt derselben war Clavijo, der 1406 nach Spanien zurückkehrte, und nun einen Bericht über seinen Empfang zu Samarcand und über Alles, was er in den verschiedenen Ländern, durch die er gekommen war, gesehen und beobachtet hatte, niederschrieb.

Clavijo verweilte einige Zeit in Constantinopel, das er als eine große Stadt von acht Meilen Umfang beschreibt, die aber nicht sehr bevölkert war; sie habe 3000 Kirchen, welche sämmtlich mit Reliquien von Heiligen und Märtyrern überfüllt sind. Nach einer langen Fahrt auf dem schwarzen Meere kam er am 11. April 1404 nach Trapezunt, dessen zwei Forts besetzt waren und zwar das eine von den Venetianern, das andere von den Genuesen. Die Gesandtschaft kam durch Armenien, das nördliche Persien und Khorassan. Oft sah sie sich genöthigt, die Nacht mitten in einer Wüste oder aber unter den Zelten einer wandernden Horde zuzubringen, die Clavijo *Chacatais* nennt. In *Arsigna* oder *Erzerum* empfing man ihn mit großen Ehrenbezeugungen, und erst nach einigen Tagen reiste er, reichlich versehen mit Vorräthen für die ganze Reise, wieder ab. Er wendete sich gegen Osten, setzte über den Fluß *Corras* und kam sieben oder acht Meilen vom Berg *Ararat* nach *Calmarin*, einer großen festen Stadt, deren Bewohner den Spaniern sagten, daß es die erste Stadt sey, welche nach der Sündfluth wieder aufgebaut wurde.

In *Soy* oder *Choi* an der persischen Gränze gegen Armenien stieß Clavijo auf einen Gesandten des Sultans von Bagdad, der sich ebenfalls an den Hof *Tamerlan's* begab und eine Menge reicher und schöner Geschenke mit

sich führte, worunter sich auch ein Thier befand, das die Bewunderung und das Erstaunen der Spanier in hohem Grade auf sich zog: es hatte den Leib eines Pferdes und den Kopf eines Hirsches; besonders bemerkenswerth aber war es durch die außerordentliche Länge seines Halses und seiner Vorderbeine, die zusammen dreißig Palmen hoch waren, so daß, wenn es den Kopf in die Luft hob, seine Größe wirklich wunderbar war. Es konnte mit Leichtigkeit die Blätter der höchsten Bäume erreichen. Clavijo nennt dieses Thier *Jornufa*, und seine Beschreibung desselben paßt ganz gut auf die Giraffe, die in Central-Afrika lebt und natürlich im innern Asien für eine Seltenheit gelten mußte.

Clavijo beschreibt uns *Lauris* oder *Lebriz* als eine große Handelsstadt, die, obgleich sie in Verfall war, noch mehr als 200,000 Häuser hatte. Es befand sich daselbst eine Menge prächtiger Gebäude und kaum vor seiner Ankunft hatte sie noch einen der prächtigsten Paläste des Orients besessen, der nicht weniger als 20,000 Gemächer enthalten haben sollte. Wie Clavijo ihn sah, war er nur noch ein Trümmerhaufe. *Lamerlan* hatte die Regierung über diesen Theil Persiens seinem ältesten Sohne, *Miassa Miraxa*, einem schwachen und eigensinnigen Fürsten anvertraut, der sich durch Nichts auszuzeichnen wußte, als dadurch, daß er, was Andere Schönes gebaut hatten, zerstörte. Deswegen hatte er alle Paläste, die in den seiner Herrschaft unterworfenen Ländern sich befanden, zerstören lassen und eben durch Zerstörung des prächtigen Palastes in *Lebriz* seinem Treiben die Krone aufgesetzt, als er erfuhr, daß *Lamerlan*, wüthend über ihn, eiligst herbeikomme,

um ihn umzubringen. Wohl wissend, daß Flucht unmöglich war, eilte er seinem Vater entgegen und warf sich ihm, um Gnade bittend, zu Füßen. Lamerlan schenkte ihm auf Bitten seiner Freunde das Leben, entsetzte ihn aber seines Rangs und seiner Würde, und nöthigte ihn, für alle Zukunft Privatmann zu bleiben.

Die Genuesen, die bedeutende Handelsprivilegien in Tauris genossen, errichteten daselbst eine Handels-Colonie, die den Handel zwischen Europa und Indien mit allen Vortheilen, die eine Zwischenstation gewährt, leitete. Man hatte ihnen, wie es scheint, anfangs die Erlaubniß ertheilt, daselbst eine Festung zu erbauen; aber den König reute das Zugeständniß bald und er stellte ihnen vor, daß es Kaufleuten nicht anstehe, Festungen zu bauen und so eine kriegerische Haltung anzunehmen. Da diese Vorstellungen keinen Eindruck auf sie machten, erklärte er ihnen, daß er, wenn sie auf ihrem Vorhaben bestehen wollten, allen den Kopf abschlagen lassen würde. Dieser überzeugende Beweis brachte die Genuesen von einem Festungsbau ab.

Von Tauris begab sich Clavijo nach Sultania, das, obgleich kleiner als Tauris, doch bedeutenderen Handel trieb. Alle Jahre kamen daselbst zwischen Juni und August Karawanen aus Indien an, und andere begaben sich dahin von Djez und Serpi, und auch von Khorassan brachte man Baumwollenstoffe von allen Farben. Die Perlen und Edelsteine des Orients kamen von dem sechszig Tagereisen entfernten Ormus, wohin nach Clavijo die Kaufleute von Cathai schöne Rubinen und Edelsteine verschiedener Art brachten. Die indischen Karawanen beluden sich namentlich mit kost-

baren Spezereien, wie die Muskatnuß ic., deren beste Arten man in Sultania traf. Clavijo erwähnt zuerst dieser Verbindungslinie zwischen Indien und Europa. Sie kam wahrscheinlich erst nach der Zerstörung Bagdad's von den Mongolen auf; aber Sultania scheint nach dem Aufenthalt Clavijo's diesen blühenden Handel nicht mehr lang behalten zu haben; denn die Reisenden, die es gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts besuchten, sahen nichts Bemerkenswerthes daselbst, außer die Minarets einer Moschee, welche aus sehr fein gearbeitetem Metall bestanden. — Unsere Reisenden kamen endlich durch das nördliche Persien nach Damogen oder Domghaun, das damals die militärische Hauptstadt des Königreichs war. Hier sahen sie ein neu und schrecklich anzusehendes Monument. Der öffentliche Platz war mit vier Thürmen besetzt, von denen jeder einen Steinwurf hoch war, und welche ganz aus menschlichen Schädeln, die mit Roth verbunden waren, bestanden. Um dieses Gebäude errichten zu können, hatte Lamerlan 60,000 Turkomänen oder weiße Tartaren umbringen lassen, welche nach der Niederlage in der Schlacht wie wilde Thiere gejagt und fast sämmtlich ohne Mitleid von dem unbarmherzigen Sieger getödtet wurden. Als unsere Gesandten diese Stadt verließen, standen sie wegen der heißen Winde der Wüste große Qual aus. Bei ihrer Ankunft in einer Stadt, die sie Bascal nennen, gönnte man ihnen keinen Augenblick zur Ruhe und Erholung, sondern sie mußten sich alsbald wieder auf den Weg begeben. So hatte es der schreckliche Lamerlan befohlen.

In einem nicht weit davon entfernten Orte, Namens Zagexo hatte Clavijo Gelegenheit, das von diesem Für-

sten eingeführte Postsystem zu lernen. Je in der Entfernung von einer Tagreise erhob sich ein Karawanserai, (Herberge für Karawanen), das groß genug war zur Aufnahme von mehr als 200 Pferden. Die Kuriere des Kaisers ließen in jedem ihr Pferd stehen und nahmen dagegen ein frisches, wobei sie Vollmacht hatten, Reisenden, denen sie begegneten, zur Beschleunigung der Reise die ihrigen wegzunehmen.

Als Clavijo endlich in Samarcand angekommen und die gewöhnlichen Ruhetage vorüber waren, wurde er vor den Kaiser gelassen. Er traf Tamerlan auf Kissen von gestickter Seide sitzend und die Ellbogen auf ähnliche stützend. Die Luft war durch einen Wasserfall, der dem Kaiser gegenüber spielte, erfrischt. Der spanische Gesandte wurde von den Edlen des Hofes eingeführt, die ihm zugleich die Art sagten, mit der er vor ihrem Herrn die Knie beugen und die übrigen in diesem Falle vorgeschriebenen Ceremonien machen mußte; bei jeder Kniebeugung machten Clavijo und seine Gefährten einen Schritt gegen Tamerlan; um dem Befehle nachzukommen und die Neugierde des Fürsten zu befriedigen, dessen Augen wegen Altersschwäche fast geschlossen waren, mußten sie so bis ziemlich nahe vor seinen Thron vorrücken.

Die Gesandten waren mit ihrem Empfang vollkommen zufrieden, und Clavijo legt rühmliches Zeugniß ab von der tartarischen Gastfreundschaft; mit Bewunderung und ermüdender Weitläufigkeit beschreibt er die am kaiserlichen Hofe ihm zu Ehren begangenen Feste. Bei solchen Gelegenheiten bediente man die Gäste mit gesottenem und gebratenem Pferde- und Hammel-Fleisch und mit

verschieden zubereitetem Reis. Kameele trugen die gebratenen Hammels- und Pferderümpfe von der Küche an den Ort, wo sie zerschnitten wurden. Daß in ungeheuren ledernen Schläuchen gesottene Fleisch wurde mit vieler Mühe in die Festsäle gebracht, wo sie von den Bedienten geöffnet und das Fleisch zerschnitten wurde. Alle auf die Tafeln gebrachten Speisen gehörten den Gästen, und ihre Bedienten konnten daher die Ueberreste abtragen. Bei diesen Festen herrschte so große Verschwendung, daß wenn die Bedienten ihr Vorrecht hätten gebrauchen wollen, sie von den Ueberresten eines einzigen Mahls sechs Monate lang hätten leben können. Wein wurde nur bei einigen außerordentlichen Gelegenheiten und nur mit ausdrücklicher Erlaubniß des Kaisers getrunken. Aber dann wurde er in außerordentlichem Ueberfluß aufgetragen, und man betrachtete es als einen Beweis von guter Lebensart, wenn man eben so reichlich trank, als eingeschenkt wurde. Diener waren da, welche bloß den Wein einzuschicken hatten, und wer auf das Wohl des Kaisers trinken wollte, mußte seinen Becher auf einen Zug leeren. Glavijo wohnte Festen bei, die von zwei hochgestellten Frauen, der ersten Gemahlin des Kaisers und seiner Schwägerin gegeben wurden; der Wein wurde hier in ungewohnter Verschwendung aufgetragen, und die Damen gingen selbst mit gutem Beispiel voran, indem sie verschiedene Male ihre Becher aufs Wohlseyn des Kaisers leerten. Der am meisten bei diesen Festen trank, erhielt den ehrenvollen Beinamen *Bahidar*.

Lamerlan veränderte oft während der Anwesenheit der Gesandten seine Residenz und jeder neue Palast schien

Clavijo den alten an Pracht zu übertreffen. In Orda entfaltete sich übrigens die kaiserliche Größe aufs Impofantefte. Tamerlan und der Adel hatten ihre Zelte, der Zahl nach 20,000, in einer weiten Ebene aufgeschlagen. Die Einfaffung einiger derselben bestand aus Goldbrocat, oder kostbaren Seidenzeugen, die mit Perlen, Rubinen und andern Edelsteinen gestickt waren; in denen des Kaisers prangten goldene Fische, goldene, silberne und porcellanene Trinkgefäße.

Samarcand schien Clavijo fast so groß zu seyn, wie Sevilla, aber bei weitem volkreicher; seine ungeheuren Vorstädte dehnten sich mit ihren großen Gärten und Weinbergen weit nach allen Himmelsgegenden aus. Tamerlan hatte mehr als 150,000 Menschen aus allen eroberten Ländern dahin verpflanzt und überdieß die Geschicktesten jedes Gewerbes dazu erwählt; außerdem hatte er seinen Beamten noch befohlen, alle dürftigen und heimathlosen Personen in diese Hauptstadt zu befördern, aus der er die größte Stadt des Orients machen wollte. Die Häuser von Samarcand konnten die durch diese despotische Maßregel aufgehäuften ungeheuren Bevölkerung nicht aufnehmen und die Armen waren daher genöthigt, sich einen Zufluchtsort in Höhlen oder den in aller Eile in den Vorstädten aufgeschlagenen Baracken zu suchen. Da diese Unglücklichen immer Gelegenheit suchten zu entfliehen, so waren alle Wege über den Fluß Sihon oder Oxus strenge bewacht und Niemand konnte ohne Erlaubniß des Kaisers die große Schiffsbrücke passiren.

Zu dieser Zeit trieb Samarcand noch bedeutenden Handel. Trotz der Kriege und Revolutionen, die erst vor

Kurzem alle umliegenden Gegenden verheert hatten, brachten die Russen und Polen Leder, Pelzwerk und Leinwand; aus China kamen Seidenzeuge, Muskatnüsse, Perlen, Edelsteine und Rhabarber. Von Samarcand nach Cambalu oder Peking brauchte man sechs Monate, worunter zwei, um durch die Wüste zu kommen. Samarcand unterhielt auch Verbindungen mit Indien, woher es seine Spezereien bezog. Clavijo wiederholt in dieser Beziehung die schon in Sultania gemachte Bemerkung, daß diese Spezereiarten auf dem Markte in Alexandrien nicht zu finden waren.

Nachdem man mehrere Monate in Samarcand mit lauter Festlichkeiten zugebracht hatte, bestimmte Lamerlan endlich den Gesandten einen Tag, um ihnen Briefe an ihren Herrn nebst der Erlaubniß zur Abreise zu geben. Als dieser Tag gekommen war, meldet man ihnen, der Kaiser sey krank und könne sie nicht empfangen. Bei einem zweiten Ansuchen am Hofe erhielten sie dieselbe Antwort, und als sie zum drittenmale um eine Audienz anhielten, erklärten ihnen die Beamten, der Tag ihrer Abreise sey gekommen und die Vorbereitungen zu ihrer Abreise seyen getroffen. Indessen konnte sich Clavijo nicht entschließen, Samarcand zu verlassen, ohne nach der gewöhnlichen Art Abschied von Lamerlan genommen zu haben, obgleich er wußte, daß der Kaiser in den letzten Zügen lag. Allein der ceremonielle Spanier verzichtete auf sein Vorhaben, als er von den ersten Beamten des Kaisers einen positiven Befehl zur Abreise erhielt, worin ihm jede weitere Frist verboten war. So begab er sich denn auf den Weg und erfuhr in Lebriç, daß Lamerlan

gestorben sey, und seine Söhne und Enkel sich erbittert um den Besitz des Reichs stritten. Er selbst empfand die traurigen Folgen dieser Bürgerkriege; denn man stahl ihm alle seine Habseligkeiten und er selbst wurde mehrere Monate gefangen gehalten. Nachdem endlich Omar Miraz, ein Enkel Tamerlan's, sich an die Spitze der Regierung von Persien gestellt hatte, wurden die spanischen Gesandten frei gelassen, ihnen all das Ihrige vergütet und Pässe gegeben, mit deren Hilfe sie gesund und wohlbehalten nach Europa zurückkehrten.

Unter den andern Reisenden des 15. Jahrhunderts bemerkte man oft einen deutschen Soldaten, Namens Schildberger, der sich mehr durch seine Schicksale, als durch seine Kenntnisse des Orients auszeichnete. Noch ganz jung wurde er unter die Truppen des Königs Sigismund von Ungarn angeworben und im Jahre 1395 von den Türken zum Gefangenen gemacht. Vor seinen Augen wurden im türkischen Lager mehrere Tausende seiner gefangenen Genossen niedergemacht und auch ihn sollte dieses Loos treffen, als seine Jugend und die Ermüdung der von Blut gesättigten Feinde ihm das Leben retteten. Einige Zeit darauf ging Schildberger mit der Armee Bajazet's nach Asien und fiel in der großen Schlacht, in welcher Bajazet von Tamerlan geschlagen und gefangen genommen wurde, ebenfalls in die Hände des Siegers. Der junge Deutsche folgte seinem neuen Herrn auf allen seinen Zügen und ging nach dessen Tod in die Dienste des Schah Rokh, des Sohns Tamerlan's. Später erfuhr er verschiedene Glückswechsel und unter seinen vielen Reisen ist die in die große Tartarei im

Gefolge eines Fürsten Namens Zegra zu erwähnen, welchem Idaker-Khan die Herrschaft über dieses Königreich angeboten hatte.

Der tartarische Fürst reiste mit Schildberger und einer andern Person ab. Sie kamen durch das Land der Georgier und anderer caucasischer Nationen, deren Namen der ungelehrte Deutsche so entstellt, daß sie kaum erkennbar sind. Endlich gelangten sie in die große Tartarei und das Lager Idaker-Khans, der Vorbereitungen traf, mit seiner ganzen Macht in das Land Bissibur oder Issibur (Sibirien) einzudringen. Nachdem diese Expedition zwei Monate lang immer vorgeedrungen war, überstieg sie in 32 Tagen eine große Bergkette, an deren Ende man, wie Schildberger erzählt, auf eine Wüste stößt, welche die Grenze der Welt bildet und durch eine ungeheure Zahl von Schlangen und wilden Thieren unwohnbar ist.

„Diese Berge,“ fährt er fort, „sind von herumziehenden Wilden bewohnt, deren ganzer Körper mit Ausnahme der Hände und des Gesichts mit Haaren besetzt ist; sie leben von Baumbllättern, Wurzeln und Allem, was sie gegen den Hunger erhalten können. Dasselbst gibt es auch wilde Esel von der Gestalt von Pferden. Die Bewohner verwenden als Gespann an ihre Wagen und Schlitten eine Art Hunde, die so groß sind wie Esel, deren Fleisch sie zuweilen sogar essen. Sie sind Christen und begraben unter Musik und tausend Ergötzlichkeiten die jungen Leute, die unverheirathet gestorben sind, und trinken und essen dann auf ihren Gräbern.“ Nach der Eroberung von Issibur zogen die Tartaren nach Walor oder

Bulgarien, das sie ebenfalls bald unterworfen hatten, und kehrten dann nach Kipjack zurück. Als sein Herr Zegra gestorben war, irrte Schildberger abenteuerlich in Mingrelien herum und da er erfuhr, daß er nur drei Tagereisen vom schwarzen Meere entfernt sey, entschloß er sich, dies aufzusuchen. Er lief vier Tage lang auf gut Glück dem Ufer entlang und bemerkte endlich in einer Entfernung von drei Meilen vom Lande ein europäisches Schiff; durch Feuer und andere Signale glückte es ihm endlich, die Aufmerksamkeit der Mannschaft auf sich zu ziehen und man sandte ihm eine Barke entgegen. Dreißig Jahre, die er in der Gefangenschaft bei den Türken und Tartaren, zugebracht hatte, hatten ihn so entstellt, daß die Matrosen zweifelten, ob er ein Deutscher sey und seinen Worten nicht glauben wollten. Erst als er lang und breit das Vater, Ave Maria und Credo hergesagt hatte, erkannten sie ihn als Europäer an und nahmen ihn an Bord. Von Konstantinopel, wohin ihn dieses Schiff brachte, kehrte er nach einer Abwesenheit von 32 Jahren in seine Vaterstadt München zurück.

Im Jahre 1419 schickte Mirza-Schah-Nokh, der nach dem Tode seines Vaters Tamerlan den Thron von Persien bestiegen hatte, eine Gesandtschaft nach China. Ein Beamter Namens Shadi-Rhoja stand an der Spitze dieser Gesandtschaft, in deren Gefolge sich Maler und Gelehrte befanden, die den Auftrag hatten, ein genaues Reisetagebuch zu führen, alle bemerkenswerthe Sachen in jedem Lande und jeder Stadt aufzuzeichnen und die Natur der Wege, das Politische und die Gebräuche der Völker, die Pracht der Höfe und die Regierungsart der

verschiedenen Staaten genau zu bemerken. Der von dem berühmten persischen Geschichtschreiber Emir Rhoni geschriebene Bericht über diese Gesandtschaft ist nicht so reich an geographischen Details, als man von einer Sendung erwarten kann, deren Aufgabe eine rein wissenschaftliche ist. Indessen wird eine kurze Analyse ihrer Resultate die in den vorhergehenden Seiten enthaltene Beschreibung von China und seinen Bewohnern deutlicher machen.

Die Gesandten reisten von Herat, der Residenz des Schah-Nokh ab und vereinigten sich in Samarcand mit den Gesandten von Khorassan und den umliegenden Provinzen. Von da kamen sie über die Städte Tashkend, Sayram und Aih in das Land der Mongolen. Hierauf setzten sie über einen Fluß, Namens Kenker und gelangten in das Land Iduz, das der Stamm Yel in Besitz hatte. Dieses Iduz muß eine Hochebene von Klein-Bokhara seyn; denn obgleich die Sonne damals im Sommersolstitium stand, fanden die Gesandten doch zu ihrem Erstaunen häufig in dieser großen Wüste Eis von zwei Zoll Dicke. Siligst zogen sie durch die Engpässe einiger Schneeberge, wahrscheinlich der Alaktag, und kamen nach Tarkan. In dieser Stadt befand sich ein großer der Verehrung eines riesenmäßigen Götzen geweihter Tempel, der, wie die Bewohner behaupteten, das Bild Schakmonni's sey, welcher Name wie der des Götzen Sagomon, den Marco Polo auf Ceylan fand, nur eine Corruption von Sakhamoni, des gewöhnlichen indischen Beinamens des Buddha, ist. In der Wüste Gobi stießen die Gesandten auf eine Menge Ochsen, Lämmer und anderer wilden Thiere. Die Ochsen, von

denen sie sprechen und die sie Gauotta h3 nennen, sind sehr groß und so stark, daß sie leicht mit einem Horn einen Reiter sammt seinem Pferd in die Luft schleudern. Sie haben lange dicke Schwänze, welche im Orient sehr geschätzt sind und häufig als Fahnen gebraucht werden.

Als die Gesandten mit ihrem Gefolge etwa noch 14 Tagreisen von Socheu, der Hauptstadt China's, entfernt waren, kamen ihnen täglich Cathayener oder Chinesen entgegen, schlugen ihnen mitten in der Wüste Zelte von grünen Baumzweigen auf, versahen sie im Ueberfluß mit Geflügel, Früchten und andern Gerichten aller Art. sowie auch mit geistigen, gebrauten Getränken. Von da an wurden sie in der Wüste eben so kostbar bewirthe't, als sie es nur immer in einer der reichsten Städte China's hätten seyn können.

Ob man dem Zuge erlaubt hatte, die chinesischen Gränzen zu überschreiten, hatte man eine Liste von allen Personen, die sie begleiteten, ausgenommen: Die Gesamtzahl betrug 860. In dieser Zahl waren aber mehrere Kaufleute begriffen, die sich stellten, als wären sie im Gefolge der Gesandten, und daher auch später die Geschäfte thun mußten, welche ihnen diese Liste auslegte. Als den chinesischen Offizieren diese Liste übergeben wurde, mußten die Gesandten schwören, daß sie von Niemand anders, als wer darauf verzeichnet war, begleitet seyen und man sagte ihnen, daß man sie verachten würde, wenn sie nicht die Wahrheit sagten.

In Socheu wies man der Gesandtschaft ein über das Stadttbor gebautes öffentliches Gebäude an, und versah sie reichlich mit Allem, was ihnen ein Bedürfnis oder

angenehm seyn konnte; selbst ihren Dienern gab man Matragen und Decken. Dieser letztere Umstand schien den Persern Etwas Neues und bemerkenswerth zu seyn, und wirklich ist im ganzen Orient China auch das einzige Land, in dem die Fremden eine anständige Wohnung zu finden erwarten dürfen. Wenn sie in der Stadt herumgingen, sahen sie bei jedem Schritte neue Beweise von der höhern Civilisation dieses Landes. In einigen Straßen trafen sie bedeckte Gänge, an deren beiden Seiten sich Läden befanden und an deren Eingang sich ein hübscher mit Gemälden geschmückter Salon befand. Auch die Tempel waren mit besonderer Sorgfalt unterhalten. Dagegen bemerkten die Muhamedaner, daß in jedem Hause Schweine gehalten wurden, und die Metzger Schweinefleisch neben Hammelfleisch ausstieben.

Die Perser sprechen auch wie alle europäische Reisenden, die China besucht haben, bewundernd von der Bevölkerung, der Industrie, der guten Ordnung und der Polizei dieses außerordentlichen Landes. Von Socheu nach Combula ist es nicht weniger als 85 Tagereisen, und auf diesem langen Wege kommt man durch eine so bevölkerte Gegend, daß die Reisenden immer in einer großen Stadt übernachten. Auf dem ganzen Wege sieht man Kargu oder Kidifu aufgestellt. Diese Kargu sind eine Art Wacht haus von 60 Ellen Höhe, in denen sich immer bestimmte Personen aufhalten, die alle 10 Tage abgelöst werden; von einem Kargu sieht man zum andern; der Dienst der dabei Verwendeten besteht darin, daß sie im Fall eines feindlichen Einfalls oder Aufruhrs große

Feuer anzünden, und so von Station zu Station bis zum Sitze der Regierung die Kunde davon verbreiten. Die Kidisu sind wirkliche Reiterposten, die von 7 zu 7 Meilen längs dem ganzen Wege aufgestellt sind. Man mag sich eine Vorstellung von der hohen Stufe machen, auf der die chinesischen Posten standen, wenn man bedenkt, daß eine jede unsern Gesandten 450 Pferde, Maulesel und Esel und 56 Wagen stellte. Offenbar nähern sich die Kargu oder Wartthürme im Princip viel den Telegraphen.

In Kanchen sahen die Perser mit Erstaunen ein Götzenbild von 50 Fuß Länge, das die Haltung eines schlafenden Menschen hatte. Seine Hände und Füße waren 9 Fuß lang und sein Kopf hatte etwa 21 Fuß im Umfang, hinter diesem großen Bilde, das ganz vergoldet war, befand sich eine Menge kleinerer, die aber so gut und in so natürlichen Proportionen gebildet waren, daß man sie für lebendig halten konnte. Wohin auch die Gesandten ihre Blicke wandten, wurden sie durch Muster der Kunst und Industrie der Chinesen angezogen. Um den großen Tempel befanden sich zahlreiche Rückzugsplätze oder kleine Kapellen, die den Kammern der Karawanenserais gleichen und mit Vorhängen, Lehnstühlen und Fußschemeln und außerdem noch mit Leuchtern und kostbaren Vasen versehen waren. In Kanchen waren zehn solche Tempel, wie der eben beschriebene. Was aber namentlich unsre Gesandten in Erstaunen setzte, das war der Hauptthurm, ein auf chinesischen Gemälden oft abgebildetes Gebäude, dessen Beschreibung wir aber zuerst von diesen Reisenden erhielten. Dieser große Thurm war achteckig,

hatte 20 Ellen im Umfang und war 15 Stockwerke hoch, von denen Jedes wieder eine Höhe von 12 Fuß hatte, so daß der ganze Thurm 180 Ellen hoch seyn mußte. Die Mauern jedes Zimmers waren hübsch angestrichen und mit Malereien geschmückt. In einer unter dem Gebäude befindlichen Höhle bemerkte man eine eiserne Axt, die auf einer starken Metallplatte aufstand, und von der Basis des Thurms bis an seine Spitze ging. „Das Ganze,“ setzt die persische Erzählung bei, „war so künstlich und erfinderisch zusammengesetzt, daß die Schmiede, Zimmerleute und Maler aller Nationen der Welt dieses Monument besuchen könnten, um die Geheimnisse ihrer Kunst daran zu lernen.“

Endlich kamen die Perser in Cambalu an, und wurden bei Hofe vorgestellt. Sie berechneten, daß mehr als 300,000 Menschen um den kaiserlichen Palast versammelt waren, worunter allein 2000 Musikanten, die dem Kaiser zu Ehren Hymnen singen mußten. Die Pavillons, die den Palast umgaben, waren aus gelbem Atlas gemacht, der mit vergoldeten Figuren und Malereien geschmückt war, welche den Simorg oder königlichen Vogel von China darstellten. Ein massiver Goldblock bildete den Thron. Die um die Zimmer aufgestellten Mandarinen hielten Täfelchen in der Hand, auf die sie mit außerordentlicher Ernsthaftigkeit die Augen hefteten, während sie zugleich tiefes Stillschweigen beobachteten. Endlich erschien der Kaiser und stieg langsam die neun silbernen Stufen seines Thrones hinauf, zu dessen beiden Seiten junge, durch ihre Schönheit ausgezeichnete Frauen saßen, die Feder und Dinte in der

Hand hielten, um Alles aufzuschreiben, was der Kaiser sagen würde.

Als er sich niedergelassen hatte, führte man die Gesandten ein, und brachte zu gleicher Zeit 700 Verbrecher vor den Thron. Einige derselben waren am Halse gefesselt, der größte Theil aber war zu sechs mit Händen und Kopf an einander geschlossen. Als die Gefangenen wieder abgeführt waren, wurden unsere Gesandten an die Stufen des Thrones geleitet und ein Beamter las laut und kniend ein Papier vor, worauf der Zweck der Gesandtschaft geschrieben war; außerdem setzte er noch bei, daß die Perser seltene und hübsche Geschenke für den Kaiser mitgebracht hätten und gekommen seien, ihre Stirne vor ihm in den Staub zu drücken. Zu gleicher Zeit verneigten sich die Gesandten nach Art ihres Volkes und die in gelben Atlas gehüllten Briefe des Schah Rokh wurden dem Kaiser übergeben. Nach diesen Förmlichkeiten führte man die Gesandten in die für sie bereitete Wohnung und behandelte sie mit edler Gastfreundschaft, worin sich der chinesische Hof auszeichnet. Die tägliche Ration von sechs Personen bestand in einem Hammel, einer Gans, zwei Hühnern und einer großen Menge Früchte und Gemüse.

Bei einigen vom Kaiser gegebenen Festen waren die Gesandten Zeugen von der außerordentlichen Geschicklichkeit der chinesischen Taschenspieler und Ländler. Namentlich fiel ihnen die Stärke zweier Flötenspieler auf, die mit einander dieselbe Arie ausführten, indem Jeder die eine Hand auf seiner eignen Flötte, die andere auf der seines Mitspielers hatte.

Unter den Geschenken, welche Schah Rokh dem Kaiser von China sandte, war auch eines seiner Lieblingspferde. Allein der alte Kaiser konnte ein so rasches Pferd nicht mehr lenken und wurde daher auf einer Jagdparthie abgeworfen, wobei er einige ziemlich schwere Wunden erhielt. Durch diesen Umstand kam er in solchen Zorn, daß die Gesandten sogar für ihr Leben fürchteten. Indessen erhielten sie durch die Bitten der ersten Hofbeamten Verzeihung und die Erlaubniß, nach Hause zurückkehren zu dürfen.

Der Gesandtschaftsbericht erwähnt auch eines Silbergelds, das *Balish* hieß, eine Name, der sonst, wie wir gesehen haben, dem chinesischen Papiergelde gegeben wurde. Hieraus wird man schließen können, daß dieses Papiergeld vor dem Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts außer Cours gekommen war. Unter den verschiedenen Gerichten, die ihnen vorgesetzt wurden, erwähnen sie auch des Thees; aber so wenig wie Marco Polo sagen sie auch nur eine Sylbe von der großen Mauer.

Neuntes Kapitel.

Erste Entdeckungen der Portugiesen.

Die italienischen Republiken. — Ihre Ueberlegenheit zur See im Mittelalter. — Fortschritte der Schiffahrt. — Entdeckung des Compasses. — Man vermuthet, er sey den Chinesen und Arabern bekannt gewesen. — Erste Erwähnung desselben von einem Europäer. — Die Spanier gewöhnen sich an den orientalischen Luxus. — Ihre Kriege mit den Mauren. —

Beweggründe, die die Aufsuchung einer Wasserstraße nach Indien veranlassen. — Die Portugiesen machen den ersten Versuch. — Don Heinrich. — Entdeckung von Puerto Santo und Madera. — Geschichte von Macham. — Colonisirung der canarischen Inseln. — Umschiffung des Cap Bojador. — Gefangene werden um Goldstaub eingelöst. — Reisen des Cada Mosto. — Die Eingebornen auf den canarischen Inseln. — die Mauren der Wüste. — Schiffe werden für Geister gehalten. — Salzhandel bei den Negern. — Der Senegal. — Der König Budomel. — Seine religiösen Ansichten. — Beschreibung des in der Nähe des grünen Vorgebirges gelegenen Landes. — Tod Don Heinrich's. — Seine Eigenschaften.

Eine ununterbrochene Reihe wichtiger Ereignisse zog während des Mittelalters die Aufmerksamkeit der Völker Europa's auf dem Orient. Griechenland und Italien hatten die Vortheile, die ihnen der Handel mit Indien bieten konnte, nie aus den Augen gelassen. Obgleich die Kreuzzüge in den Ländern, von wo sie ausgingen, Unruhen und Noth erzeugen mußten, so war doch ihr Hauptresultat die Erweiterung des Kreises menschlicher Ideen und die Kenntniß von Gegenständen des Luxus, wie sie in vielen Gegenden des Orients gebraucht wurden. Das Uebel, das die Züge gegen die Sarazenen durch Erschöpfung der Hilfsquellen und Verzögerung der innern Entwicklung der Völker für den Augenblick mit sich brachten, wurde später, in Folge der Verbindungen, die sich zwischen so von einander entfernten Gegenden festsetzten, hinlänglich aufgewogen. Die Hartnäckigkeit, mit der die Fürsten des Abendlandes ihre Schätze vergeudeten, um das heilige Land den Händen

der Ungläubigen zu entreißen, kam namentlich Venedig und den übrigen Seestaaten Italiens zu gut, die allein die Truppen überführen und ihnen alle Mittel verschaffen konnten, deren sie zur Verfolgung ihrer Operationen bedurften. Diese Anhäufung von Reichthum in den ersten italienischen Republiken gab ihrer Handelsthätigkeit einen neuen Sporn und eine vortheilhafte Richtung und trug das Ihrige zu der hohen Stufe maritimen Wohlstandes bei, der bald darauf die Aufmerksamkeit mächtiger Königreiche auf sich zog und ihre Eifersucht erregte.

Obgleich ihre Handelsunternehmungen häufig durch die Kriege unterbrochen wurden, die die nebenbuhlerischen Städte Genua und Venedig mit einander führten, so hatten diese Kriege, wenn auch indirekte, doch wichtige Resultate. So machte, während sich die Hauptstaaten Italiens um die Oberhoheit zur See stritten, die Schiffsbaukunst große Fortschritte, und diese Verbesserungen, die auf dem adriatischen Meere zuerst ihre Vortheile einbrachten, gelangten bald an die entferntesten Ufer des westlichen Europa.

Ein Land, wie Italien, wo selbst der Adel Handel trieb und alle Künste, die mit der Schifffahrt in Verbindung standen, angesehen waren, mußte natürlich die für Schifffahrt nützlichsten Instrumente entdecken und vervollkommen. Namentlich ist in dieser Hinsicht der Erfindung des Kompasses zu erwähnen, der nach der allgemeinen Meinung gegen Anfang des vierzehnten Jahrhunderts von einem gewissen Flavio Gioja, einen Amalfaner, welche Stadt in Neapel liegt, gemacht wurde. Die unvollständigen Erzählungen der gleichzeitigen Ge-

schichtschreiber geben uns nichts Näheres über das Leben dieses Mannes oder die Umstände an, die seine Entdeckung vorbereiteten oder begleiteten. Wenn daher Gioja von Geschlecht zu Geschlecht als der Erfinder eines anfangs wenig geachteten Instruments genannt wird, so ist anzunehmen, daß er sonst einen Ruf als ausgezeichnete Gelehrter hatte.

Die Eigenschaft des Magnets, Eisen anzuziehen, war schon der Beobachtung der ersten griechischen Philosophen nicht entgangen. Dagegen hatten sie die Polarität desselben oder seine Neigung, sich immer, wenn er frei aufgehängt ist, nach den Polen der Erde zu wenden, nicht bemerkt, oder wenigstens keinen Gebrauch davon gemacht.

Die Chinesen sollen den Kompaß schon mehrere Jahrhunderte vor der christlichen Zeitrechnung gekannt haben, obgleich die Meinung, die ihnen die Bekanntschaft desselben zuschreibt, sich nur auf einige dunkle Anspielungen gründet, die sich in den Werken ihrer alten Geschichtschreiber finden. Außerdem haben die Chinesen nie große Fortschritte in allen Schiffahrtskünsten gemacht, und selbst wenn sie die Eigenschaften des Magnets, sowie die darauf gegründete Anwendung gekannt hätten, so könnte man ihnen dennoch, da sie den Kompaß nie anwandten, die Erfindung desselben ohne die deutlichsten Beweise nicht zuschreiben.

Auch nimmt man an, die Araber haben, wie die Chinesen, den Kompaß benutzt, um durch die Sandwüsten zu kommen, wo der Fuß keine Spur zurückläßt, und um gewiß zu seyn, daß sie zur Stunde des Gebets ihr Gesicht nach Mecca wenden. Allein auch bei den

Arabern machte die Schiffahrtskunst so schlechte Fortschritte, wie sie mit der Erfindung eines so nützlichen Instruments nicht wohl vereinbar sind. Zudem bemerkten die Portugiesen im sechszehnten Jahrhundert, als sie zum erstenmal die indischen Meere besuchten, daß die Araber, die Hauptbefahrer dieser Meere, sich entweder nach den Gestirnen richteten, oder längs den Küsten hinfuhren, und von dem Gebrauche des Kompasses nicht das Mindeste wußten.

Einige Geschichtschreiber behaupten, der König Salomo habe mit seinen Juden den Kompaß gekannt. Dasselbe behaupten andere von den Hindu. Allein dieß sind Behauptungen, die alles positiven Grundes entbehren.

Der älteste Schriftsteller Europa's, der des Kompasses in seinen Werken erwähnt, ist Sinot von Provins, ein Troubadour aus der Provence, der im Jahre 1181 einige Zeit am Hofe Friedrich Barbarossa's zubrachte. Derselbe bezeichnet nicht nur den Magnet und seine Eigenschaft, sich, wenn er aufgehängt ist, nach dem Pole zu wenden, sondern setzt noch bei, derselbe diene den Seefahrern zur Leitung auf dem Ocean ¹⁾. Im Jahre 1204 erwähnt desselben auch der Kardinal de Vitry und ausdrücklich als des wohlbekannten Führers der Matrosen. Von der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts an hatte sich der Gebrauch des Kompasses unter den spanischen Seefahrern allgemein verbreitet ²⁾. Da man

¹⁾ Claude Fauchet, Recueil de l'origine de la langue française. pag. 555.

²⁾ Capmany, Quest. crit. quest. II.

aber gegenwärtig gewiß weiß, „daß die Wissenschaft und Poesie der Troubadours, so wie alle Fortschritte der spanischen Nation in Kunst und Wissenschaft während des dreizehnten Jahrhunderts von den Mauren hergekommen, so kann man annehmen, daß dieses Volk den Gebrauch des Kompasses gekannt habe.“

In einem vom Jahre 1269 datirten Briefe beschreibt Peter Abjiger, ein deutscher Arzt, die Construction des Kompasses genau und ganz detaillirt; er bemerkt namentlich auch die Neigung der Magnetnadel, d. h. ihre Abweichung vom wahren Nordpol. Gioja ist daher nicht als der Erfinder des Kompasses anzusehen, sondern bloß als ein Gelehrter, der ihn etwa verbessert, oder die aus seiner Anwendung zu ziehenden Vortheile nachgewiesen hat. Indessen war der Kompaß noch lange nicht der einzige Führer der Seefahrer.

Aus der Erzählung der Zeni erfahren wir, daß im vierzehnten Jahrhundert die skandinavischen Seefahrer sich desselben in ihren Unternehmungen auf den westlichen Meeren bedienten. Die großen Fischereien in den nördlichen Meeren waren damals, wie heute noch, die hauptsächlichste Schule, in der sich kühne und geschickte Seefahrer bildeten, und sie waren es auch, die enge Verbindungen zwischen den hanseatischen Städten und den Handelsrepubliken Italiens erhielten; daher man sich auch nicht wundern darf, wenn die Erfindungen Italiens alsbald zu den nördlichen Völkern gelangten und die im fünfzehnten Jahrhundert in England gebauten Schiffe den italienischen in Nichts nachstanden.

Was der Thatkraft des westlichen Europa nament-

lich einen frischen Impuls gab, ist der Krieg der Spanier mit den Mauren. Die Araber hatten ihre orientalischen Gewohnheiten, Bracht und Handelsverbindungen mit nach Spanien gebracht. Der ungeheure Handel der Araber von dem atlantischen Ocean bis nach China, und von dem Innern Afrika's bis nach Sibirien, erfüllte Spanien mit den Produkten des Orients. So konnte es nicht fehlen, daß die gesammte spanische Nation von der Liebe zum Luxus angesteckt wurde, um so mehr, als die Beziehungen zu den Arabern nicht immer feindlich waren.

Wie sehr die Mauren die üppigen, schwelgerischen Sitten des Orients beibehalten hatten, ersah man aus der Beute, die die Christen nach dem im Jahre 1340 bei Tarifa über die vereinte Macht der Könige von Granada und Marocco erfochtenen Siege in deren Lager fanden. Außer den seidnen Stoffen, goldnen Kleidern und Edelsteinen, in welche sich die Eroberer theilten, traf man eine so ungeheure Masse Gold und Silber, theils gemünzt, theils in Barren, daß der Werth dieser Metalle um ein Sechstel in ganz Spanien und Frankreich sank. Zu gleicher Zeit hatten die Spanier bereits Geschmack an allen seltenen Produkten des Orients gefunden; denn als Alphons XI. in Sevilla einzog, waren alle Straßen, durch die er kam, mit seidnen und goldnen Draperien verhängt und die köstlichsten Wohlgerüche dufteten aus allen Häusern.

Unzweifelhaft wurden alle diese köstlichen Erzeugnisse hauptsächlich von den Mauren nach Spanien eingeführt. Dadurch kamen die italienischen Städte, namentlich die Märkte von Venedig und Genua, in feindliche Berührung mit Spanien, indem hier die Völker, denen

die Gegenstände des Luxus bereits zum Bedürfniß geworden waren, einen größern Markt fanden; daher ist auch wahrscheinlich, daß die Vertreibung der Mauren aus Spanien eine der Ursachen war, einen neuen Weg nach Sinoen durch den Ocean zu suchen.

Indessen waren die Portugiesen die Ersten, welche die Kraft dieses Triebß fühlten, denn sie verjagten die Mauren zuerst aus ihrem Gebiet und verfolgten sie sogar auf die afrikanischen Küsten. König Johann I. von Portugal landete in Begleitung seines Sohns und seiner ersten Ritter im Jahre 1415 in Afrika und nahm den Mauren die Stadt Ceuta. Bei seiner Rückkehr übergab er seinem Sohne Don Heinrich das Herzogthum Biseo und ernannte ihn zum Statthalter der letzten Eroberungen. Heinrich war ein thätiger, verständiger Fürst, dabei unterrichtet und vollkommener Ritter. Von seiner frühesten Jugend an hatte er große Neigung zu Seeunternehmungen gezeigt, und die Lage Spaniens wies ihm die Richtung für dieselben an. Während seines Aufenthalts in Afrika zog er viele Nachrichten über die Völker im Centrum von Afrika und die Salof an den Küsten von Guinea ein. Daraus schloß er, daß es möglich seyn müsse, zu diesem Volke auf dem Ocean zu gelangen, und er beschloß, allen Schwierigkeiten einer solchen Schiffahrt zu trotzen.

Im Jahre 1412, also drei Jahre vor der Eroberung von Ceuta, schickte Don Heinrich ein Schiff ab, um die Küste von Afrika zu untersuchen. Dieses Unternehmen hatte keinen Erfolg, ist aber insofern bemerkenswerth, als es die erste Entdeckungreise der Portugiesen ist.

Alljährlich schickte der Fürst ein Schiff aus mit dem Befehle, so weit als möglich längs der afrikanischen Küste hin zu fahren, und die Schiffer umsegelten bald das Kap Non, das bis dahin die Gränze aller Seeunternehmungen gewesen war. Aber jetzt zeigte sich ein noch furchtbareres Hinderniß, als das eben überwundene: der Kühne Vorsprung des Kap Bojador, die heftigen Strömungen und wüthende Brandung, die mehrere Meilen ins Meer hinein sich erstreckte, scheinen eine unüberwindliche Schranke zu seyn.

Im Jahre 1418 verpflichtete sich Juan Gonzales Zarco und Lissram Baz Texeira, Edelleute des Hauses von Don Heinrich, die seinen lebhaften Wunsch sahen, seine Entdeckungen an den afrikanischen Küsten weiter fortzusetzen, freiwillig zu einer Expedition, die bestimmt war, das Kap Bojador zu umsegeln und dann weiter südlich zu fahren. Sie steuerten längs der Küste, wie es Brauch war, hin; allein ohne einen günstigen Zufall wären sie wohl nie über das Kap hinausgekommen; ein heftiger Windstoß nämlich, der sich plözlich erhob, trieb sie ins offene Meer. Bereits hatten sie das Land aus dem Gesicht verloren und verzweifelten schon an ihrer Rettung, als sie mit Tagesanbruch in kleiner Entfernung von ihrem Schiffe eine Insel entdeckten, der sie zum Andenken an ihre glückliche Befreiung den Namen Puerto Santo gaben. Entzückt über diese ihre Entdeckung, eilten sie nach Portugal zurück, und erzählten dem Fürsten alle Vorfälle, die ihnen auf ihrer Reise begegnet waren. Sie beschrieb die Natur des Bodens und das Klima der Insel, die einfachen, milden Sitten der Be-

wohner, und baten um Erlaubniß, daselbst eine Niederlassung zu gründen. Don Heinrich bewilligte alsbald ihr Verlangen. Man rüstete eine neue Expedition von drei Schiffen aus und Zarco, Baz und Bartholomeo Berestrello, die Befehlshaber derselben, erhielten Befehl, eine Niederlassung auf Puerto Santo zu gründen, zu welchem Zwecke sie eine Fracht von allen Samenarten und Instrumenten mit sich nahmen, die ihnen zur Erfüllung ihres Auftrags nützlich seyn konnten. Unglückseligerweise nahmen sie auch einige Kaninchen mit, die sich auf der Insel so schnell verbreiteten, daß sie nach Verlauf von zwei Jahren jede Spur von Vegetation zerstörten, wodurch die Kolonie in ihrem Entstehen bereits wieder aufgegeben werden mußte.

Sobald die Niederlassung eingerichtet war, kehrte Berestrello nach Portugal zurück, während Baz und Zarco auf der Insel blieben. Hier bemerkten sie von Zeit zu Zeit am Horizont einen dunklen Punkt, der, obgleich nicht immer gleich deutlich, doch nie die Lage veränderte. Sie schifften sich ein, segelten gegen diesen dunkeln Punkt und fanden eine große, lieblich anzuschauende, aber ganz unbewohnte Insel, die mit ungeheuren Wäldern bedeckt war, wesswegen sie dieselbe *Madeira* nannten. Nach einer genauen Untersuchung derselben kehrten sie nach Portugal zurück, wo man die Nachricht von ihrer neuen Entdeckung mit Freude aufnahm. Sie rühmten die neue Insel so sehr über alle bisher bekannten Länder, daß Don Heinrich sich entschloß, daselbst eine Niederlassung zu gründen und den Weinstock und das Zuckerrohr darauf zu pflanzen. —

Baz und Zarfo hatten indessen bloß das Verdienst, eine vergessene Entdeckung wieder aufgefunden zu haben. Im Jahre 1344 soll nämlich ein Engländer, Namens Macham, der mit seiner Geliebten, der schönen Anna Dorset, den Verfolgungen ihrer Eltern entfloß und im Ocean ein ruhiges und sicheres Asyl suchte, durch einen Sturm nach Madeira geworfen worden seyn. Er stieg mit seinen Freunden ans Land, um auszuruhen; allein das Schiff wurde während ihres Schlafes vom Winde entführt. Anna Dorset starb aus Gram und fünf Tage nach ihr der unglückliche Macham. Seine Begleiter errichteten ein großes hölzernes Kreuz auf dem Grabe ihrer unglücklichen Liebenden, bauten ein neues Boot und gelangten nach Marocco, von wo sie nach Spanien geschickt wurden. So romantisch diese Erzählung lautet, so beweist sie doch, daß man einige Kenntniß von Madeira hatte.

Gegen das Jahr 1395 bildeten einige Abenteurer von Andalusien, Biscaya und Guipuzcoa eine Gesellschaft in Sevilla und rüsteten mit Erlaubniß des Königs von Kastilien, Heinrich III., ein Geschwader von fünf Schiffen aus, womit sie die canarischen Inseln besuchten, alle bevölkerten Plätze plünderten und den König und die Königin von Lancerotte sammt etwa siebenzig Einwohnern gefangen mit sich führten. Nachdem sie ihre Schiffe mit Wachs und Thierhäuten, den Hauptprodukten dieser Inseln beladen hatten, kehrten sie nach Sevilla zurück. Sie sagten dem Könige, wie leicht diese Inseln zu erobern wären, und entflammten so die Habsucht aller armen Menschen. Einige Jahre darauf wurde die Statthalter-

schaft über die canarischen Inseln mit dem Titel eines Königs von dem Könige von Kastilien einem normannischen Baron, Namens Johann von Betancourt, verliehen, der seinen Eid und seine Huldigung als Haupt dieses Staats in die Hände Johann II. im Jahre 1412 leistete. Aber der Herr Baron vollendete, wie es scheint, die Eroberung dieser Inseln nicht, und seine Nachfolger verkauften sie bald darauf für ein Eigenthum auf Madeira an Don Heinrich von Portugal.

Vor diesem Unternehmen Johanns von Betancourt hatten normännische Abenteurer die westlichen Küsten Afrika's bis Sierra Leone untersucht, und auch der Baron besuhr, ehe er definitiv von seinen Inseln Besitz nahm, die Küste zwischen dem Kap Cantin und dem jenseits des Kap Bojador gelegenen Rio do Duco, machte einige Gefangne, sammelte verschiedene Nachrichten über die benachbarten Häfen und beschloß, sogar ein Fort zu gründen, um das Land in Contribution zu setzen.

Aber die Kenntnisse waren zu dieser Zeit so ungleich vertheilt, daß die Portugiesen lange daran verzweifelten, den normannischen Seeräubern es gleich zu thun. Endlich umsegelte im Jahr 1433 ein Einwohner von Lagos Namens Gilianez das Kap Bojador, und erzählte bei seiner Rückkehr, daß gegen die allgemeine Annahme jenseits dieses furchtbaren Vorgebirgs das Meer vollkommen schiffbar und Klima und Boden gleich ausgezeichnet sey. Einige Zeit vorher hatte Don Heinrich vom Pabste Martin V. die Erlaubniß erhalten, worin dieser Pabst der Krone Portugal alle Länder und Inseln als Eigenthum vermachte, die zwischen dem Kap Bojador und Ostindien

entdeckt werden würden. Zugleich bewilligte er volle Indulgenz den Seelen Aller, die in einem Unternehmen umkommen würden, durch das den Händen der Ungläubigen und Heiden so weite Landstrecken entrißen würden.

Im J. 1441 beauftragte Don Heinrich den Antonio Gonzalez und Nuno Kristan, ihre Entdeckungen weiter fortzusetzen. Der Letztere fuhr bis zum weißen Vorgebirge, also etwa 150 Meilen über das Kap Bojador hinaus. Die Portugiesen machten auf diesem Zuge zehn oder zwölf Mauren zu Gefangenen. Einige derselben waren von hohem Range und versprachen einen hohen Preis für ihre Freiheit zu zahlen. Daher erhielt Gonzalez im folgenden Jahre Befehl, die Mauren wieder dahin zu bringen, wo er sie geholt hatte. Sobald das Schiff an der Küste ankam und man die Gefangenen an Bord bemerkte, liefen ihre Freunde zusammen und zahlten das Lösegeld, das in Goldstaub und schwarzen Sklaven bestand, Gegenstände der Neugier und Bewunderung für die Portugiesen. Zur Erinnerung an den Goldstaub, den er erhalten hatte, gab Gonzalez dieser Küste den Namen Rio do Duro, oder Goldküste. Die Neger, deren es etwa dreißig waren, wurden nach Lissabon gebracht, wo sie unter dem Volke das lebhafteste Erstaunen erregten. Kristan entdeckte wahrscheinlich auf dieser letzten Reise die Insel Arguin, einige von denen des grünen Vorgebirges, und untersuchte die Küste bis Sierra Leone.

Der wenige von Rio do Duro mitgebrachte Goldstaub gab den Seeunternehmern einen außerordentlichen Impuls. Der Anblick der Neger zog die öffentliche Auf-

merksamkeit auf eine neue Welt; denn die Portugiesen hatten eben durch diese Schwarzen den Fortschritt in ihrer Schifffahrt auß dentlichste bewiesen.

Zenseits des Kap Non trafen sie zunächst nichts, als dürre Wüsten, die sich bis ans Ufer erstreckten, und wo sich weder eine Vegetation, noch sonstiges lebendiges Wesen zeigte. Nun hielten sie die Meinung der Gelehrten, die Länder der heißen Zone seyen unbewohnbar, für erwiesen; als sie aber in weiterem Verlauf die fruchtbaren Länder in der Nähe des Senegal zu Gesicht bekamen und sahen, daß das Land um so bevölkerter wurde, je mehr sie gegen Süden kamen, so fühlten sie, daß die Schranken der Natur nicht unübersteiglich wären.

Als Don Heinrich merkte, daß seine Anstrengungen durch ein Resultat belohnt wurden, nahm er die Vorschläge mehrerer Einwohner von Lagos gern an, welche aus persönlichem Interesse im Jahre 1444 fünf Caravellen ausrüsteten und nach der Küste von Guinea unter Segel gingen. Mangel an Mundvorrath zwang sie zur Rückkehr, ehe sie ihren Zweck erreicht hatten; aber sie brachten eine große Anzahl Neger, die sie auf ihrer Reise gefangen hatten, mit. Das Gerücht von diesen Entdeckungen und den großen Vortheilen, die sie gewährten, zog eine Menge Ausländer, namentlich Italiener nach Portugal. Der Fürst nahm bereitwillig Alle auf, die sich ihm durch gediegene Kenntnisse in der Astronomie und Schifffahrtskunde empfahlen, indem er ihre Talente und Erfahrung gern zu seinen Diensten benützte.

Im Jahre 1444 sandte er Vicente de Lagos und Alvisto de Gada Mosto zur Untersuchung der afrikanischen Meere

aus. Nachdem sie die kanarischen Inseln und Madeira besucht hatten, segelten sie nach dem weißen Vorgebirge und dem Gambia, wo sie den Genueser Antonio de Nova trafen, der auf Befehl des Fürsten die Küsten untersuchte. Sie vereinigten sich mit ihm und kehrten alle mit einander zurück. Kurz nach einer zweiten Fahrt, die Cada Mosto im Jahre 1446 gemacht hatte, gab er in Portugal eine Beschreibung seiner Reisen heraus, die sehr viel Interesse erregte, und ihm mit Recht einen großen Ruf verschaffte.

In diesem Werke zeigt uns Cada Mosto den außerordentlichen Erfolg, den die Kolonien auf Madeira und den canarischen Inseln seit ihrem Entstehen gehabt hatten. Der Boden trug siebzig für eins; die Weinberge und Zuckerpflanzungen auf Madeira gaben bereits reiche Ernten. Orsil zum Färben und schöne Ziegenfelle wurden von den canarischen Inseln ausgeführt. Die Eingebornen dieser Inseln zeigten eine überraschende Gelenkigkeit und robuste Leibeskonstitution; sie warfen Steine mit solcher Kraft und so bewundernswerther Geschicklichkeit, daß sie fast immer sicher und mit der Stärke einer Flintenkugel das gewählte Ziel trafen. Die canarischen Inseln waren vor der Ankunft der Portugiesen ziemlich bevölkert; denn die Zahl der Guanches oder Bewohner von Großcanarien betrug 9000 und die von Teneriffa 15,000.

Cada Mosto erzählt, daß die, über die gegenüber der Insel Arguin gelegenen Wüsten verbreiteten Mauren das Land der Neger oft besuchten und ebenso die zunächst an dem mittelländischen Meere gelegene Küste der Bar-

barci. Auf diesen Zügen reisen sie in Karawanen mit einem großen Gefolge von Kameelen, die mit Silber, Leder und andern Artikeln beladen sind, welche sie nach Tombuktu und in das Land der Neger absetzen, von wo sie dagegen Gold und Mellegatte eintauschen. Die Küstenaraber besaßen auch eine große Anzahl Pferde aus der Barbarei, die sie in das Negerland führten und gegen Sklaven eintauschten, von denen sie zehn bis achtzehn für ein Pferd, je nach dessen Eigenschaften bekamen. Einige dieser Sklaven wurden in Tunis und andern Städten an der Küste der Barbarei verkauft; die andern führte man nach der Insel Arguin und verkaufte sie an portugiesische, zum Handel berechnigte Kaufleute, die alljährlich 7 bis 800 kauften, um sie wieder auf den portugiesischen Märkten zu verkaufen. Ehe dieser Handel auf Arguin getrieben wurde, schickten die Portugiesen jährlich vier oder auch mehr Caravellen in die Bucht dieser Insel. Die Mannschaft dieser Fahrzeuge landete wohlbewaffnet in der Nacht, überfiel die Fischerdörfer, und führte die Bewohner als Sklaven mit sich fort. Einigemal drangen sie sogar ins Innere des Landes und raubten Araber von beiderlei Geschlecht, die sie als Sklaven in Portugal verkauften.

Den im Norden vom Senegal wandernden arabischen Stämmen gibt Cada Mosto den Namen Azanhazi oder Wanderer der Wüste. Sie hatten die sonderbare Gewohnheit, um ihren Kopf ein Taschentuch in der Art zu binden, daß ein Theil die Nase und den Mund verbarg, indem sie es für unschicklich hielten, den Mund, außer während des Essens, sehen zu lassen. Die Tuaz

rick, welche in den Oasen der großen Wüste wohnen, haben dieselbe Gewohnheit. Die Wanderer der Wüste hielten die Schiffe zunächst für große Vögel, dann für Fische, und endlich waren sie überzeugt, daß es Geister seyen, bis sie zuletzt auch diesen ihren Irrthum einsehen lernten und sie dafür nahmen, was sie wirklich sind.

Cada Mosto hatte erfahren, daß etwa sechs Tagesreisen von H o d e n ein Land Namens *L e g a z z a* liege, aus dem jährlich große Massen Salz auf Kameelen nach L o m b u k t u und von da in das Negerreich *Melli* ausgeführt werden. In diesem Lande wurden die Kaufleute in einem Zeitraume von acht Tagen ihres Salzvorraths los und kehrten mit dem gewonnenen Golde zurück. Man versicherte unsern Reisenden, daß in den unter dem Aequator gelegenen Ländern die Hitze oft so stark sey, daß das Blut der Bewohner verderben und alle sterben würden, wenn sie nicht Salz gebrauchten. Von *Melli* wurde das Salz von Menschen an der Küste eines Wassers hingetragen, von dem Cada Mosto nicht sagen kann, ob es ein Meer, ein See oder ein Fluß ist.

Am Ufer des Wassers legt jeder Eigenthümer sein Salz in einem Haufen hin, so daß diese in einiger Entfernung von einander stehen, und bemerkt sein Eigenthum mit einem besondern Zeichen. Ist dies geschehen, so ziehen sich alle etwa eine halbe Tagreise zurück. Dann kommen die Neger, die das Salz kaufen wollen, und die auf Inseln zu wohnen scheinen, in Fahrzeugen an den Ort, wo das Salz in Haufen aufgestellt ist. Auf jede Abtheilung legen sie eine Summe Golds, über die sie vorher übereingekommen sind und ziehen sich dann zurück.

Nach ihrer Abreise kehren die Salzbesitzer wieder und nehmen, wenn sie mit der auf die einzelnen Haufen gelegten Summe zufrieden sind, das Gold und lassen das Salz stehen; wenn nicht, so entfernen sie sich abermals. „Auf diese Art,“ sagt Cada Mosto, „wird dieser Handel betrieben, ohne daß man sich sieht, oder sich spricht, und ist dies, wie mich mehrere Kaufleute der Wüste, der Mauren und der Azanhaji und andere glaubwürdige Personen versichert haben, ein sehr alter Brauch.“

Als unser Reisender sich dem Senegal näherte, war er erstaunt über die plötzliche Aenderung, die mit dem Lande vorgeht, wenn man von einem Ufer eines Flusses auf das andere übergesetzt ist. „Auf dem südlichen Ufer sind die Menschen dunkelschwarz, groß, stark und wohlgebaut; das Land ist schön, grün und mit Fruchtbäumen bedeckt. Auf dem nördlichen Ufer sind die Menschen im Gegentheil braunschwarz, mager, klein, der Boden ist dürr, unfruchtbar und nackt. Der Senegal,“ fügt er bei, „ist nach der Meinung der Gelehrten ein Arm des Sihon, der im irdischen Paradies entspringt, von den Alten Niger geheißen wurde und sich, nachdem er durch ganz Aethiopien geströmt ist, in der Gegend der westlichen Küste des Oceans in mehrere Arme theilt.“ Der Nil, der ein anderer Arm des Sihon ist, ergießt sich ins Mittelmeer. Diese Meinung, daß die Hauptflüsse Asiens und Afrika's alle aus einer gemeinsamen, in irgend einem entlegenen Lande Aethopiens befindlichen Quelle entspringen, scheint sich seit der Zeit Lucians und Virgils bis zu der Cada Mosto's wenig geändert zu haben.

Ungefähr acht Meilen jenseits des Senegal betrat unser Reisender das Gebiet eines Häuptlings, Namens Budomel, den die Portugiesen genau gekannt zu haben scheinen, da er eine Menge europäischer Waaren kaufte. Er nahm Cada Mosto mit viel Höflichkeit und Rücksicht auf und die Venetianer lebten vier Wochen lang von der Gastfreundschaft der Neger. Die Tafel Budomel's wurde nach der Sitte des Landes von seinen Frauen besorgt, von denen jede täglich eine bestimmte Anzahl Gerichte sandte. Er aß mit seinem Adel auf dem Rasen ohne Stiquette und Ceremonie. Cada Mosto wagte eines Tags in Gegenwart seiner Doctoren die dreiste Rede, die Religion Muhamed's sey falsch und der Glaube der römisch-katholischen Christen der allein wahre. Diese Worte versetzten die Araber in Wuth, allein der König Budomel lachte bloß und sagte sogar, die Religion der Christen sey unzweifelhaft gut, denn Niemand anders, als Gott habe Ihnen so viel Reichthum und Kenntnisse geben können. „Indessen,“ setzte er bei, „weil Gott gerecht ist, und die Christen alle Güter der Erde besitzen, so haben die Neger mehr Wahrscheinlichkeit, wie sie, ins himmlische Paradies zu kommen.“ — Die Weiber dieses Landes und namentlich die jungen schienen den Venetianern außerordentlich angenehm und heiter zu seyn; sie sangen und tanzten gerne beim Scheine des Mondes. Cada Mosto verließ die Staaten des Königs Budomel, segelte um das grüne Kap und dann weiter südlich längs der Küste hin. „Hier ist,“ sagt er, „das Land sehr nieder und mit großen und schönen Bäumen bedeckt, die immerwährend grün sind, weil sie neue Blätter treiben, ehe die alten abfallen; sie

wachsen so nahe am Ufer, daß sie gewissermassen das Wasser des Meeres zu trinken scheinen. Die Küste ist prächtig; nie habe ich Etwas Aehnliches gesehen, obgleich ich mehreremal in der Levante und den westlichen Theilen Europa's gefahren bin. Sie wird in ihrer ganzen Ausdehnung vollständig durch kleine Flüsse bewässert, die aber für den Handel unbrauchbar sind, da sie selbst die leichtesten Fahrzeuge nicht zu tragen vermögen.

Im Jahre 1449 gab der König Alphons seinem Oheim Don Heinrich Erlaubniß zur Colonisirung der Azoren, die einige Jahre vorher von den Flamändern und Portugiesen entdeckt worden waren. Die auf dem grünen Vorgebirge, Madeira und den canarischen Inseln gegründeten Niederlassungen wurden eben so viele Schulen, in denen sich die Seefahrer bildeten, und boten Gelegenheit, die gemachten Entdeckungen zu erweitern. Neue Unternehmen fanden in jedem Jahre Statt und die Gränzen der Schiffahrt näherten sich immer mehr, wenn gleich etwas langsam, dem Süden. Don Heinrich hatte sich mehrere Jahre in Sagres auf dem Kap St. Vincent aufgehalten und der vor seinen Augen ausgebreitete atlantische Ocean lenkte unaufhörlich seine Gedanken auf sein Lieblingsproject, geographische Entdeckungen zu machen. In diesem geliebten Aufenthalt starb er im Jahre 1463 in einem Alter von 70 Jahren, und sein Tod machte für einige Jahre allen See-Unternehmen ein Ende.

Zweiundfünfzig Jahre lang hatte dieser Fürst sein ganzes Augenmerk und alle seine reichen Einkünfte den Entdeckungen an der afrikanischen Küste gewidmet. Alle

seine Arbeiten hatten zwar nur die Entdeckung einer Küstenstrecke von 1500 Meilen zur Folge, aber die zahlreichen Anstrengungen, die er unablässig immer von Neuem wieder machte, hatten ihn überzeugt, daß man die Gränzen der Schifffahrt im Süden erweitern könne, weshalb er auch mit unermüdblicher Beharrlichkeit die Hindernisse wegzuräumen suchte, die sich der Ausführung seiner Projecte entgegensetzten.

Zehntes Kapitel.

Entdeckung des Wegs um das Vorgebirge der guten Hoffnung.

Die Portugiesen bauen ein Fort auf der Goldküste. — Ihre Zusammenkunft mit einem Fürsten des Landes. — Die Bewilligung des Papstes. — Reise des Diego Cam. — Er besucht Congo. — Bringt Eingeborne nach Portugal. — Der König von Congo beschützt die Christen. — Der König von Benin verlangt Missionäre. — Der Fürst Dgane. — Der Priester Johann in Afrika. — Erklärung des Ursprungs dieses Glaubens. — Neue Unternehmen. — Bartholo Diaz entdeckt das Vorgebirge der guten Hoffnung. — Covilham und Payva werden nach Indien gesandt. — Covilham besucht Sofala. — Erkennt die Möglichkeit der Durchfahrt. — Wird in Abyssinien gefangen zurückgehalten. — Vasco de Gama. — Ankunft in Mozambique. — Quiloa. — Melinda. — Indischer Pilot. — Er kommt nach Calicut. — Zamorin. — Künste der Mauren. — Gefahr des Gama. — Er entgeht derselben. — Seine Zurückkunft nach Lissabon. — Seine Aufnahme.

Nach dem Tode Don Heinrich's machten die Portugiesen einige Zeit lang keine weiteren Entdeckungen an

der Küste Afrika's, da Alphons ausschließlich durch seinen Streit mit dem Hofe von Castilien beschäftigt war. Seit 1453 war die Einfuhr von Gold aus Afrika nach Portugal bedeutend; aber weiter suchten seine Seefahrer ihre Entdeckungen nicht auszudehnen. Im Jahre 1469 pachtete ein Kaufmann Fernando Gomez vom Könige Alphons den Handel von Guinea um die jährliche Abgabe von 500 Ducaten und die Bedingung, so lange sein Monopol bestehe, noch 500 Stunden südlicher Küsten zu erforschen. So wurden nach einander die Inseln Fernando Po, Prinz, St. Thomas und Annobon entdeckt.

Eine detaillirte Erzählung dieser letztern Entdeckungen besitzen wir nicht. Aber es ist wahrscheinlich, daß von 1463 bis 1481 die portugiesischen Seefahrer mehr und mehr die Küsten Afrika's kennen lernten, ganz Guinea mit seinen Golfen, die Buchten von Benin und Biafra, die anliegenden Inseln und das ganze Ufer bis an die nördliche Gränze des Königreichs Congo entdeckten.

Johann II. ließ bald nach seiner Thronbesteigung im Jahre 1481 die Entdeckungstreisen längs der afrikanischen Küsten von Neuem wieder aufnehmen. Deshalb ließ er neben dem Hafen Mina eine Festung und eine Kirche bauen, und die dazu nöthigen Materialien und Arbeiter in Lissabon auf 10 Caravellen unter Anführung des eben so tapfern, als erfahrenen Diego d'Azambuja einschiffen.

Sobald Azambuja an der Küste von Guinea angekommen war, schickte er einen Mann an Caramanca, das Oberhaupt der Neger, und bat ihn um eine Unterredung.

Am andern Morgen schifften sich die Portugiesen aus, mit der Vorsicht, ihre Waffen unter den Kleidern verborgen zu halten. So zogen sie gegen einen in der Nähe des Negerdorfs Aldea befindlichen großen Baum, in dessen Nähe ihnen die Errichtung einer Festung günstig schien. Als bald steckte man auch auf dem Baume eine portugiesische Fahne aus, errichtete in seinem Schatten einen Altar und feierte die erste Messe.

Kaum war diese beendigt, so erschien Caramanca, Nzambuja empfing den Neger mit großer Pracht und Würde. Auf einer Art Thron sitzend, hatte er seine Begleiter in der Art aufgestellt, daß sie leicht einen Angriff aushalten konnten. Die Neger waren mit Lanzen-Schilden, Bogen und Pfeilen bewaffnet und trugen einen Helm aus Fell, der mit einer gewissen Anzahl von Fischzähnen besetzt war, welche ihnen ein ziemlich martialisches Ansehen gaben. Die Anführer zeichneten sich vor den Soldaten durch goldene Ketten, die ihnen um den Hals hingen, und verschiedenen andern Zierrathen, die sie am Haare und selbst im Barte trugen, aus. Nach dem Austausch von Geschenken und Complimenten setzte Nzambuja mittelst eines Dolmetschers dem Caramanca den Zweck seiner Gesandtschaft und seines Unternehmens aus einander. Caramanca hörte die ganze Harangue mit ehrethätigem Stillschweigen an, wobei er seine Augen beständig auf Nzambuja gerichtet hatte. Nach einigem Nachdenken gab er folgende weise Antwort: „Ich bin sehr verbindlich für die Ehre, die mir Ihr Herr bei dieser Gelegenheit erweist. Ich habe mich immer bemüht, seine Freundschaft durch rechtmäßigen Handel mit seinen

Untertanen und durch Herbeischaffung der Ladungen ihrer Schiffe zu erwerben. Bis jetzt waren die Portugiesen, die diese Küste besuchten, einfach gekleidet und begnügten sich mit dem, was wir ihnen gaben. Statt die Absicht an den Tag zu legen, für immer hier bleiben zu wollen, suchten sie so schnell wie möglich ihre Ladungen zu erhalten, um wieder heimkehren zu können. Aber heute bemerke ich einen außerordentlichen Unterschied: eine Menge reich gekleideter Männer verlangt, Wohnungen erbauen und sich auf einem fremden Boden ansäßig machen zu dürfen, der uns gehört. Gewiß werden Personen solchen Rangs das rauhe Klima nicht ertragen, noch sich alle Gegenstände des Luxus verschaffen können, an welche sie in ihrem Lande gewöhnt sind. Die allen Menschen gemeinschaftlichen Leidenschaften werden bald Streit zwischen uns veranlassen und es wäre ohne Zweifel besser, wenn wir auf dem bisherigen Fuße zu einander auch ferner stehen würden. In diesem Falle werden der Wunsch und das Vergnügen, uns von Zeit zu Zeit zu sehen und die gegenseitigen Handelsvorthelle den Frieden zwischen uns erhalten. Das Meer und das Land, die neben einander sich befinden, streiten sich ohne Aufhören, denn jedes will herrschen.“

Diese Eifersucht und Mißtrauen überraschten den portugiesischen Anführer, und er mußte große Gewandtheit zeigen, um seine Aufträge ohne Gewalt zu erfüllen. Als am andern Morgen die Arbeiter angingen, die Grundlinien der projectirten Festung zu ziehen, bemerkten sie einen ungeheuren Felsenblock, den sie als Steinbruch zu benützen beschloßen. Sie sängen daher alsbald an, ihn

zu zerbrechen. Aber unglücklicherweise war dieß den Negern ein Heiligthum, die daher alsbald mit den Waffen in der Hand herbeieilten, die Zerstückelung ihres heiligen Steins zu verhindern. Hierbei wurden mehrere Arbeiter verwundet, ehe man die wüthenden Neger besänftigen konnte. Nach einer zwanzigtägigen Arbeit bekam das Fort einen furchtbaren Anblick und erhielt nach seiner Vollendung den Namen Festung vom heiligen Georg von Mina. Alljährlich sollte eine feierliche Messe in der dort befindlichen Kirche zu Ehren des berühmten Don Heinrich gefeiert werden. Azambuja blieb noch zwei Jahre und sieben Monate Kommandant der Festung und kehrte dann nach Portugal zurück, wo er mit großer Auszeichnung empfangen wurde.

Ueberzeugt von den wichtigen Resultaten, die neue Entdeckungen an den Küsten Afrika's mit sich führen mußten, bat der König von Portugal den Pabst um Bestätigung der schon seinem Vorgänger Don Heinrich gewährten Concessionen, welche ihm nicht verweigert wurde. Einige Engländer wollten einige Jahre später eine Reise nach Guinea machen; allein Eduard IV. erkannte die Kraft der vom Pabste verliehenen Concessionen an, weshalb denn auch das Unternehmen unterblieb. Die portugiesischen Seefahrer hatten bis dahin längs der Küsten hölzerne Kreuze errichtet, um das Andenken an ihre Entdeckungen zu erhalten. Nun befahl ihnen der König, solche von Stein zu errichten; sie mußten sechs Fuß hoch seyn, das Wappen von Portugal, den Namen des regierenden Herrschers, den des Seefahrers und das Datum der Entdeckung tragen.

Im Jahre 1484 fuhr Diego Cam oder Cano über das Kap St. Katharina, den entferntesten Punkt, zu dem man bis dahin gekommen war, hinaus und erreichte die Mündung eines ansehnlichen Flusses, den die Eingebornen Zagre nannten, der aber jetzt den Namen Congo führt. Diego fuhr diesen Fluß hinauf, bis er auf einige Eingeborne stieß, von denen er vermittelst Zeichen, da die schwarzen Dolmetscher auf dem Schiffe ihre Sprache nicht verstanden, erfuhr, daß das Land einem Könige gehöre, der in der ziemlich entfernt vom Ufer gelegnen Stadt Banza (nachher San-Salvador) wohne. Er sandte dahin einige Männer seines Gefolges mit einem reichen Geschenke für den König. Er konnte ihre Rückkehr, die sich durch unvorhergesehene Umstände verzögerte, nicht erwarten und schiffte sich daher mit vier Eingebornen ein, um seine Entdeckung selbst nach Portugal zu bringen.

Diese Afrikaner nahmen einen gewissen Rang in ihrem Lande ein; auch hatte sie die Natur mit so guten Anlagen ausgestattet, daß sie während der Ueberfahrt hinlänglich die portugiesische Sprache erlernten, um Diego Cam interessante Mittheilungen über ihr Vaterland und die Königreiche, die über jenem hinaus gegen Süden lagen, machen zu können. Der König von Portugal behandelte sie mit großer Güte. Im folgenden Jahre führte sie Diego Cano wieder in die Heimath.

Nachdem er die zurückgelassenen Portugiesen wieder an Bord genommen hatte, versuchte er, die südlich von Congo gelegne Küste zu untersuchen. Wie weit er kam, weiß man nicht genau. Er kehrte übrigens bald an den Fluß Zagre zurück, wo ihn der König des Landes mit

großer Auszeichnung empfing. Das ganze Land war sehr für die Portugiesen gestimmt und der König schickte einen hohen Beamten Namens Kazuta mit Diego Cano nach Portugal an König Johann, mit der Bitte, diesen seinen Gesandten taufen zu lassen und ihm einige Diener der heiligen Religion zu senden, die die Afrikaner bekehren sollten. Kazuta wurde getauft und erhielt den Namen Johann Sylva. Kurze Zeit vorher hatte Alphonso von Aviero einen Gesandten des Königs von Benin nach Portugal gebracht, der ebenfalls Missionäre verlangte, um seine Unterthanen zu bekehren. Man beeilte sich, diesem Wunsche nachzukommen und viele Bewohner des Landes nahmen trotz dem, daß sich die Gesinnung des Königs geändert hatte, die christliche Religion an.

Der Gesandte des Königs von Benin machte folgende Mittheilungen: Etwa 250 Stunden östlich von Benin wohnt ein mächtiger König Dgane, den die heidnischen Anführer ebenso ehren, wie die europäischen Könige den Pabst.

Stirbt ein König von Benin, so schickt dessen Nachfolger Gesandte an Dgane, und läßt diesen bitten, ihn in dem Besitze seines Landes zu bestätigen. Dgane gab ihm einen Stab und eine Art Mütze, beide von glänzendem Kupfer und bestimmt, einen Scepter und eine Krone vorzustellen. Auch machte er ihm ein Geschenk mit einem Kreuze von demselben Metall, das dem Kommandeurkreuze des Johanniterordens ähnlich ist, und am Halse getragen wird. Ohne diese Insignien würde das Volk nicht glauben, daß sein König ein rechtmäßiger König ist. Dgane blieb während der Anwesenheit der Gesandten

vor Jedermann, mit Ausnahme einer Person, hinter einem seidnen Vorhang versteckt. Als die Gesandten Abschied von ihm nahmen, streckte er einen seiner zwei Füße unter dem Vorhang hervor, welchem denn die Gesandten, wie einer heiligen Sache, ihre Ehrfurcht bezeugten. Darauf erhielten sie kleine Kreuze, denen ähnlich, die sie ihrem König bringen mußten.

Nach all diesen Details zweifelte der König von Spanien nicht, daß dieser Ogane der Priester Johann sey, der christliche Herrscher im Orient, den man so lange vergeblich gesucht hatte.

Im Jahre 1444 beschloß der Regent von Portugal, Don Petro, einige Männer abzuschicken, um das Königreich des Priesters Johann aufzusuchen. Dieses Unternehmen kam unglückseligerweise nicht zur Ausführung.

Als die Entdeckungen an der afrikanischen Küste die Hoffnungen, einen Seeweg nach Indien zu finden, erhöhet hatten, dachte man von Neuem an die Vortheile einer Allianz mit dem Priester Johann, und die Mittheilungen des schwarzen Gesandten über den Fürsten Ogane bestimmten die portugiesische Regierung, ihre alten Projecte wieder aufzunehmen. Der König von Portugal schickte daher einen Franziskaner-Mönch Namens Antonio von Lissabon, über Palästina und Aegypten nach Indien, mit dem doppelten Zwecke, einige genaue Details über die indischen Höfe zu sammeln und den Priester Johann aufzusuchen. Der Mönch kam jedoch nicht über Jerusalem hinaus. Nichts destoweniger gab der König sein Vorhaben nicht auf, sondern machte neue Versuche, seinen Zweck zu erreichen. Daher beauftragte er Kovilham und Payva

einen Weg nach Indien über Afrika und Asien zu suchen. Er rüstete daher zwei Karavellen, jede von fünfzig Tonnen, aus, um neue See-Entdeckungen zu machen. Bartholomä Diaz lichtete als Anführer dieser Flotte die Segel gegen Ende August 1486.

Auf Sierra-Barba, etwa zwei Grade jenseits des südlichen Wendekreises und 120 Stunden über dem von allen frühern Seefahrern besuchten Punkte hinaus, errichtete Diaz ein Kreuz mit dem Wappen Portugals. Sodann richtete er seinen Lauf direct durch das offene Meer gegen Süden und verlor bald das Land aus dem Gesichte. Endlich durch heftige Stürme nach Osten geworfen, näherte er sich einer Bucht, die er Dos Baqueros oder die Schäferbucht, wegen der zahlreichen Schafheerden, nannte. So befand er sich vierzig Stunden östlich von dem Kap, das er umsegelte, ohne es zu wissen. Auf seiner weiteren Fahrt gegen Osten stieß er auf eine Insel, die er Santa-Cruz nannte, weil er hier ein zweites Kreuz errichtete. Von Zeit zu Zeit schiffte er Neger aus, die er von Portugal aus mit sich genommen hatte, und die prächtig gekleidet waren, um die Blicke der Einwohner auf sich zu ziehen. Auch gab er ihnen verschiedene Kaufmannswaren zum Austausch gegen die Produkte des Landes und empfahl ihnen namentlich, nach dem Priester Johann zu forschen; aber die Eingeborenen waren so wild und furchtsam, daß man nichts von ihnen hörte. Als die Flotte endlich die Bucht von Lagoa erreichte, brach die Unzufriedenheit der Mannschaft offen aus, und alle Matrosen verlangten, nach Hause zurückzukehren. Diaz, der nicht wußte, daß er das Kap umsegelt hatte, brachte die Me-

terer dahin, daß sie noch 25 Stunden weiter fuhren. Die Küste zog sich hier direkt nach Osten hin. Endlich kamen die Portugiesen an die Mündung eines Flusses, den sie *Rio do Infante* (der jetzige große Fischfluß) nannten. Aber groß war die Freude des Diaz, als er bei seiner Umkehr plötzlich das Vorgebirge bemerkte, das er so lange vergeblich gesucht hatte. Sie errichteten hier ein weiteres Kreuz und weihten den Punkt dem heiligen Philipp.

Diaz bestimmte die Lage des KapS genau, und kehrte dann nach Lissabon zurück, wo er im Dezember 1487 ankam, nachdem er etwa 300 Stunden Küstenstrecke entdeckt hatte. Zum Andenken an die in der Gegend ausgestandenen Stürme gab er dem Kap den Namen *Kap Tormentoso* oder das Kap der Stürme. Aber der König hieß es, in der Hoffnung, durch seine Entdeckung große Vortheile zu erhalten, das Vorgebirge der guten Hoffnung.

Während seiner Jugend hatte Pedro von Covilham Kriegsdienste in Kastilien geleistet; nach dem Frieden hatte er, wie alle Edle seiner Zeit, Handelsunternehmungen ausgeführt. Während seines Aufenthalts in Afrika beauftragte ihn sein König, einige Verträge mit den maurischen Königen zu schließen, und die hier gezeigte Geschicklichkeit hatte ihm bald einen großen Ruf verschafft. Daher wählte ihn der König Johann auch zur Auffuchung des Königs Ogane oder des Priesters Johann, dessen Land die Portugiesen in Abyssinien suchten. Covilham erhielt den Auftrag, überall sich zu erkundigen, ob man zu Meer nach Indien vom Kap der guten Hoffnung aus kommen könne. Alphonso de Bayva sollte Covilham begleiten.

Unsere beiden Reisenden gingen im Mai 1487 von Lissabon ab, mit der Absicht, über Aegypten zu gehen. Kовилham, der gut arabisch sprach, schloß sich einer Karawane von arabischen Kaufleuten aus Fez und Tremisen an, die ihn und seinen Gefährten nach Tor, am Fuße des Berges Sinai im steinigten Arabien, brachten, wo sie einige Erkundigungen über den Handel von Kalikut einzogen. Im Hafen von Aden trennten sich die beiden Reisenden. Bayva wollte Abyssinien besuchen und Kовилham nach Indien gehen, um sich von der Wahrheit der Erzählungen der arabischen Kaufleute zu überzeugen. Nachdem er Kalikut, Cananor und Goa besucht hatte, ging er nach Sofala auf der afrikanischen Küste, um die berühmten Goldminen dieses Landes zu untersuchen, und sammelte die ersten genauen Berichte über die Mondinsel oder Madagascar, wie man sie seither nennt, ein. Er wollte, zufrieden mit dem Resultat seiner Reise, nach Portugal zurückkehren, da er den Tod Bayva's erfuhr, der in Kairo ermordet worden war. Sogleich beschloß er, selbst den Priester Johann aufzusuchen; daher sandte er einen Juden mit seinem Reisetagebuch und andern Bemerkungen an seinen König; er selbst ging mit einem andern Juden nach Abyssinien. Der Negus oder König dieses Landes empfing ihn sehr wohlwollend, und zwang ihn, den Rest seiner Tage in Abyssinien zuzubringen. Kовилham verheirathete sich, wurde ein reicher Mann und gelangte zu den höchsten Aemtern und Würden des Reichs. Im Jahre 1525 wurde Rodriguez von Lima als Gesandter nach Abyssinien geschickt. Damals lebte Kовилham noch, stand aber in sehr hohem Alter. Aber

umsonst wollten ihn seine Landsleute bei ihrer Abreise mitnehmen, da er die Erlaubniß, sie begleiten zu dürfen, nicht erhalten konnte.

Während seines 33jährigen Aufenthaltes am Hofe von Abyssinien schrieb Kovilham häufig an den König von Portugal. In einigen seiner Briefe sagt er, daß es möglich sey, vom Kap der guten Hoffnung nach Indien zu gehen, und daß die indischen und arabischen Schiffer dieses berühmte Kap sehr gut kennen.

Zu dieser Zeit glaubte man allgemein in Europa, daß man leicht um Afrika herum nach Indien kommen könne. Allein zehn volle Jahre verflossen von der Entdeckung des Kap der guten Hoffnung, bis sich endlich der König Emanuel von Portugal entschloß, eine Flotte nach Indien zu senden. Vasco de Gama erhielt den Oberbefehl über diese Flotte, die aus drei Schiffen und 60 Mann bestand. Er ging am 8. Juli 1497 unter Segel, steuerte gerade auf die Inseln des grünen Kap und dann auf St. Helena zu, das nicht weit vom Kap der guten Hoffnung an der Westküste von Afrika liegt. Von da aus gelangte er in zwei Tagen an den südlichsten Punkt Afrika's, als er aber östlich fahren wollte, wurde er daran durch die Südostwinde, die in diesen Breiten während des Sommers beständig wehen, verhindert. Allein seine Festigkeit überwand auch dieses Hinderniß.

Längs der Südküste von Afrika hinsegelnd, warf er in der Bucht von S. Blasius Anker und kam endlich an die kleine Kreuzinsel, den Endpunkt der Entdeckungen des Diaz. Von hier zieht sich die afrikanische Küste nördlich und die Portugiesen kamen zum erstenmal in die indischen

Meere. Vasco de Gama, der die von Kobilham besuchten Gegenden auffinden wollte, verlor nie das Land aus dem Gesichte, sondern landete überall, wo ihm das Land bewohnbar schien, um Erkundigungen einzuziehen. Da er keine richtige Nachricht auf diesem Wege erhielt, segelte er immer weiter östlich, sogar an Sofala vorbei, wo er Kobilham in dem Augenblicke vermuthete. Endlich warf er zu Anfang März 1498 Anker vor der Stadt Mozambique, die um diese Zeit von Mauren oder arabischen Muhamedanern bewohnt war, welche starken Handel nach dem rothen Meere und nach Indien trieben. Die Hoffnung, einen guten Handel mit ihnen abzuschließen, verschaffte den Portugiesen eine gute Aufnahme; sobald man aber erfuhr, daß sie Christen seyen, suchte man auf alle Art ihren Untergang herbeizuführen.

Gama floh und segelte mit Hilfe eines Piloten nördlich gegen Quiloa. Hier konnte er wegen der Strömung nicht landen und fuhr daher weiter nach Mombasa. Die Bewohner dieser Stadt, die größer war, als Mozambique, behandelten die Christen ebenfalls feindlich. So fuhr Gama ohne alle Hilfe achtzehn Meilen weiter nach Melinda. Hier war er glücklicher. Der König des Landes nahm Gama, obgleich er ebenfalls Muhamedaner war, gut auf, begab sich an Bord der portugiesischen Flotte und lud den Kommandanten ein, ihn zu besuchen. Gama schickte jedoch aus Aengstlichkeit bloß einige seiner Offiziere ans Land, die mit großer Ehre und Herzlichkeit empfangen wurden.

In Melinda erhielt Gama von einigen indischen Schiffen und landsässigen Christen wichtige Mittheilungen,

und der ihm vom Könige gegebene Steuermann Malemo Gana, ein Indier von Guzarat, war ein sehr erfahrner Schiffer, der sogar sich nicht erstaunt zeigte über das Astrolabium, mit dem die Portugiesen die Höhe der Sonne maßen. Er sagte ihnen, daß die Seefahrer im rothen Meere ähnlicher Instrumente sich bedienten.

Von Melinda kam die Flotte Gama's in 23 Tagen nach Kalikut, der damals reichsten Handelsstadt Indiens, deren Fürst Zamorin titulirt wurde. Die Portugiesen erhielten von den Ministern dieses Fürsten, zu denen sie einige Abgesandte schickten, die Erlaubniß, in den Hafen einzulaufen. Zamorin selbst wollte Gama mit allen Ehren, die man dem Gesandten eines großen Königs anthut, empfangen. Allein die Portugiesen waren mißtrauisch geworden, und die Offiziere wollten daher nicht zugeben, daß Gama seine Person den Eingebornen anvertraue. Allein Gama blieb unbeweglich, bestellte in seiner Abwesenheit seinen Bruder zum Befehlshaber der Flotte, und gab ihm den Auftrag, im Fall er selbst getödtet werden sollte, seinen Tod nicht zu rächen, sondern alsbald nach Portugal zurückzukehren und die Entdeckung Indiens seinem König zu melden.

Vasco de Gama stieg am andern Morgen in Begleitung von zwölf entschlossenen Männern ans Land. Er wurde mit großem Pompe empfangen, zog mitten durch die unzählige Einwohnerschaft der Stadt Kalikut, die ein so fremdartiger Anblick lebhaft interessirte, in das etwa fünf Meilen hinter dieser gelegene Landhaus des Zamorin. In der ersten Audienz wurde er so günstig empfangen, als er nur immer hatte hoffen können und schmeichelte sich

schon mit der Hoffnung, das Privilegium für sein Land zu erhalten, allein mit Kalikut Handel treiben zu dürfen. Allein die Ereignisse zerstörten schnell seine Hoffnungen. Die Muhamedaner von Mozambique und Mombara betrachteten die Portugiesen als gefährliche Nebenbuhler im Handel und hatten bereits ihren Untergang beschloffen. Sie sagten dem Zamorin, diese Fremdlinge seyen Seeräuber und kämen nur nach Indien, um seine Staaten zu heunruhigen und seine Unterthanen zu berauben. Diese Einflüsterungen verfehlten nicht, die beabſichtigte Wirkung hervorzubringen. Ueberdieß hatte Gama auch vergessen, ein eines großen Königs würdiges Geschenk zu überreichen, und die den Ministern gemachten Geschenke schienen diesen so verächtlich, daß sie dieselben zurückwiesen. Das Mißvergnügen der beiden Parteien ward gegenseitig so groß, daß Gama bereits fürchtete, mit seinen Begleitern gefangen zurück behalten, oder gar getödtet zu werden. Auch hatten seine Feinde die Absicht, die Flotte an einen Ort zu locken, wo ihr Untergang unvermeidlich war. Allein Vasco de Gama konnte seinen Bruder noch zeitig genug von dieser Absicht in Kenntniß setzen, so daß diese leicht vereitelt wurde. Durch seine Festigkeit und Gewandtheit gelang es ihm überdies noch, die Achtung des Zamorin und seiner Minister sich wieder zu verschaffen; die abgebrochenen Unterhandlungen wurden wieder aufgenommen und es gelang ihm, sie von den Vortheilen einer Verbindung mit den Portugiesen zu überzeugen. Während dieser günstigen Ausſichten erlaubte man ihm auf sein Schiff zurückkehren zu dürfen. Sobald aber Vasco de Gama an Bord war, lichte er ohne Verzug die

Anker, befferte seine Schiffe auf den Angedivischen Inseln aus, die etwas nördlich von Kalikut liegen, und schlug die Richtung nach Europa ein, um seine Entdeckung dahin zu bringen. Bei der Vorüberfahrt an Melinda nahm er einen Gesandten des Königs dieses Landes auf. Dieß war der einzige Verbündete, den die Portugiesen auf ihrer ganzen Reise gefunden hatten. Im März 1499 umschiffte er wieder das Kap der guten Hoffnung und kam nach einer Abwesenheit von fast zwei Jahren im Monat September wieder in Lissabon an, wo er von dem Könige Emanuel mit aller Pracht empfangen und zum Admiral von Indien ernannt wurde.



In unserem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Südöstlicher Bilderaal

vom

Verfasser der Bricse eines Verstorbenen.

Drei Bände.

1r Bd: Der Vergnügling; 2r und 3r: Leiden in Griechenland.

Mit vielen Lithographien.

8. br. 10 Thlr. 21 gr. oder 18 fl.

Diese drei Bände umfassen den letzten Aufenthalt des berühmten Reisenden in Afrika, in Malta, Gozzo und seine Reise durch Griechenland, welche mit dem schon früher erschienenen

Vorläufer

von demselben Verfasser

8. br. 3 Thlr. 6 gr. oder 5 fl. 24 fr.

ein Ganzes bilden.

Herbstblätter

aus

Holland, Belgien und Paris.

8. Belinp. br. 1 Thlr. 6 gr. oder 2 fl.

Dieses dreimonatliche Tagebuch eines der höhern Gesellschaft angehörnden Reisenden erstattet den interessantesten Bericht einer Reise, September bis Dezember 1836, von Dresden über Berlin, Hamburg, Ostende und Brüssel nach Paris und von da zurück über Mainz, den Rhein bis Cöln, Frankfurt, Cassel und Weimar. Das Publikum, das sich für diese Gattung von Lectüre schon längst und mit Recht entschieden ausgesprochen hat, wird in diesen Briefen, die eine scharfsinnige Beobachtungsgabe und eine glänzende Darstellungsweise auszeichnen, volle Befriedigung finden.

Sittenbuch

der

englischen Gesellschaft.

Aus den Papieren Gunters

von

P. Q. O.

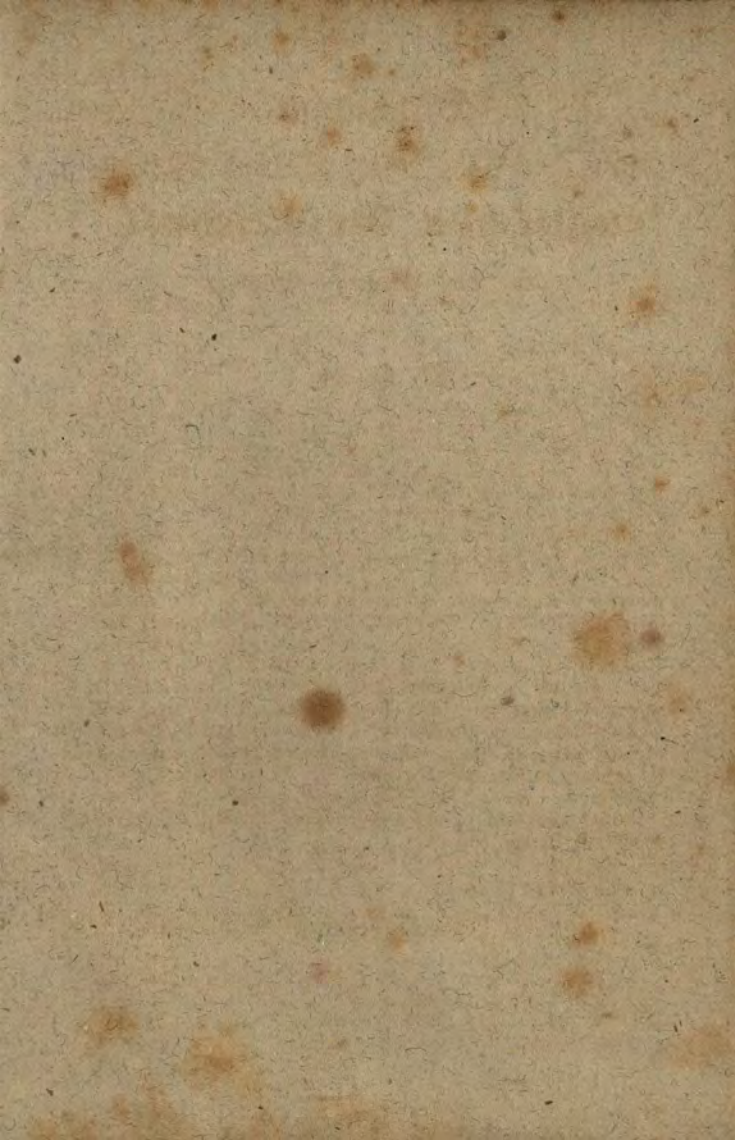
Aufwärter bei Almack's.

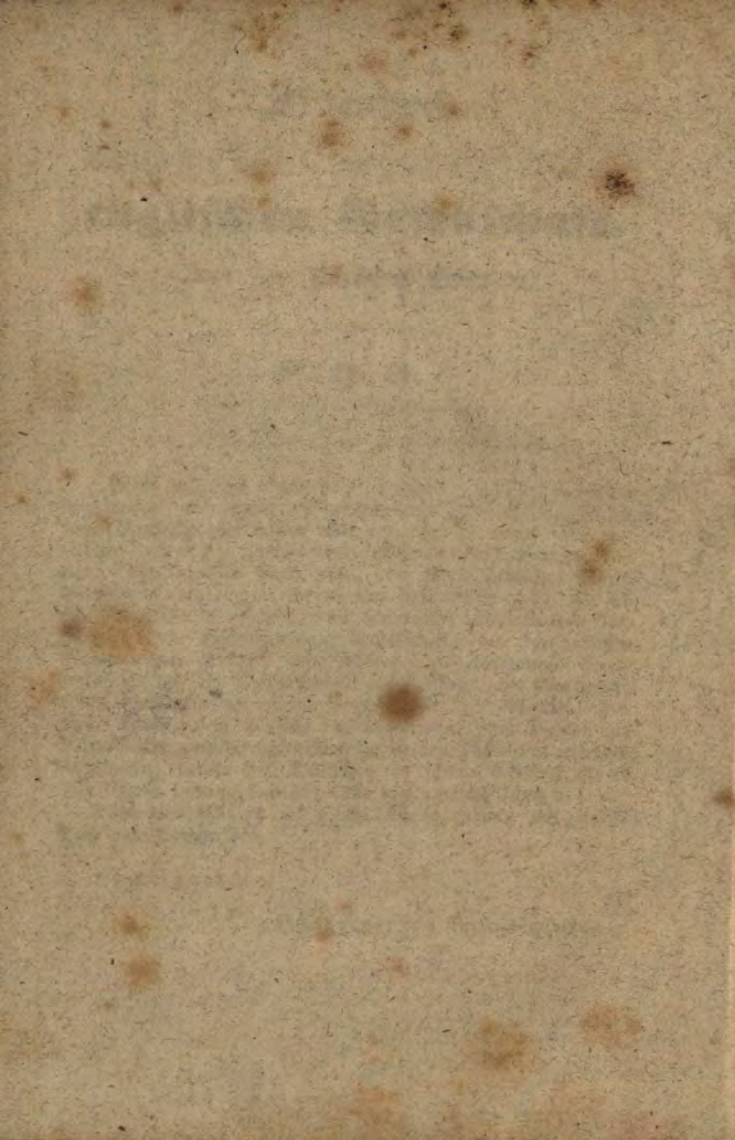
8. br. 2 Thlr. 12 gr. oder 4 fl. 30 fr.

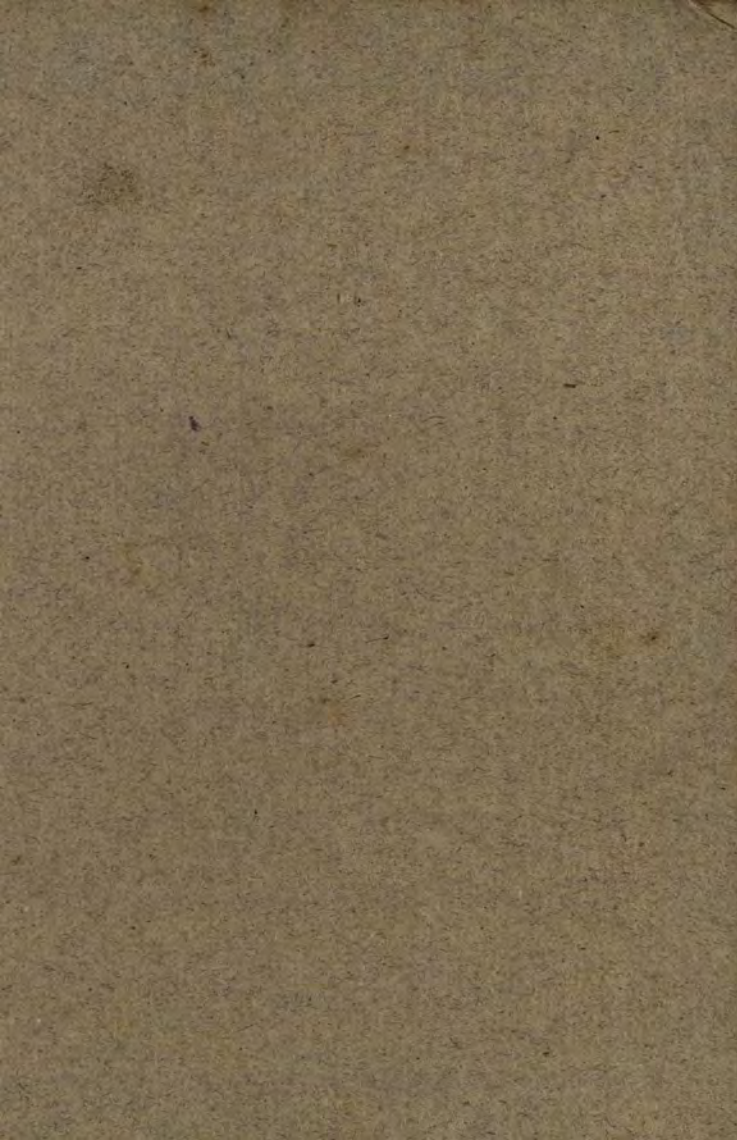
Wohl manches Buch über England und die Engländer besitzen wir, aber außer den vorhandenen Carricaturen gehörten deren Verfasser dem hohen Adel an, oder es waren Reisende, welchen wieder der Zutritt in die höheren Zirkel nicht gestattet war. Vorliegendes Buch nun, von einem deutschen Nordamerikaner nach eigener Anschauung geschrieben, stellt, wie sich eine Recension in der *Eurova* ausdrückt: „Stifette und Verhältnisse der aristokratischen Gesellschaft, die verschiedenen Clubs, jene Höllen, vom fashionablen Spielhause Crocford's bis auf die Schlupfwinkel der Habsucht, wo Gentleman neben Bedienten an einem Tische sitzen; die Theater, ihre jetzige Stellung in Hinsicht der Direktionen, der Dichter und Schauspieler; die Verhältnisse eines großen Theils der reisenden Engländer, welche die Deutschen zu ihrem Schaden oft zu spät kennen lernen; das häusliche und eheliche Leben u. s. w.“ — Alles dies stellt es auf gleiche Weise genau, mit vielem Geist und Humor dar.

Stuttgart.

Hallberger'sche Verlags-handlung.







27947

[1:2]

18